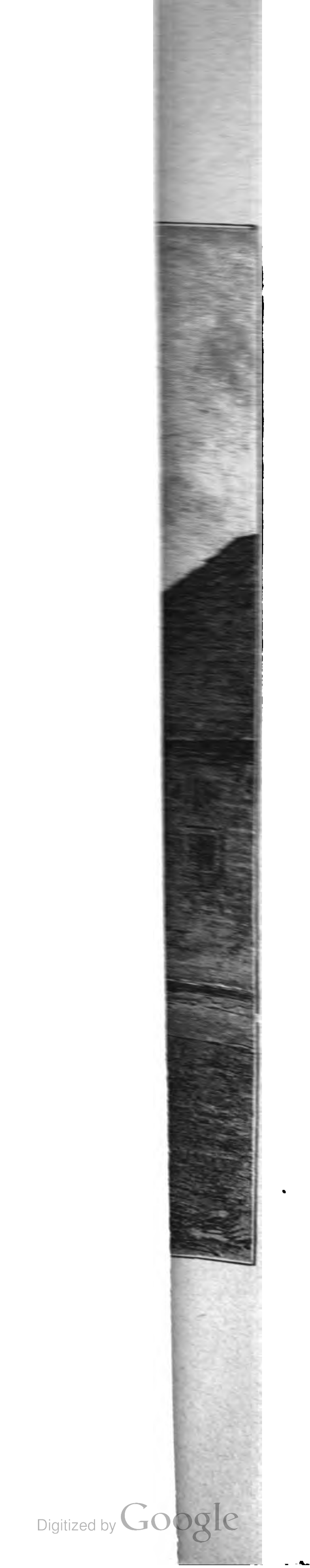

STANFORD UNIVERSITY
1969









Oesterreichisches

ahrbuch.

terreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Eilfter Jahrgang.

Wien, 1887.

lag des österreichischen Volksschriften- s.
Kanzlei: I. gasse 12.
In Commission & Voigt.

Die Wiedereroberung Ofens.

Von Prof. Dr. J. H. Schwicker in Budapest.

Zweihundert Jahre sind verstrichen, seitdem am 2. September des Jahres 1686 durch das heldenmüthige Christenheer unter Anführung des Herzogs Karl von Lothringen die Hauptstadt Ungarns, das wohlbefestigte und hartnäckig vertheidigte Ofen, wieder in den Besitz des rechtmäßigen Herrschers gelangte. Nahezu anderthalb Jahrhunderte hatte der christenfeindliche Halbmond auf den Zinnen von Ofen geglänzt und sein fahler Schein reichte fast bis an die westlichen und nördlichen Gränzen Ungarns, dessen übrige Theile ohnehin unter dem Joche der barbarischen Türkenherrschaft schmachteten und zur menschenleeren Wüstenei herabgesunken waren. Drei Jahre früher hatte die vereinigte christliche Macht die Kaiserstadt Wien von der abermals drohenden Türkengefahr errettet. Der glorreiche Sieg der christlichen Waffen vor Wien am 12. September 1683 bezeichnet den Beginn eines nahezu ununterbrochenen Triumphes der kaiserlichen Heere, welche innerhalb eines Zeitraumes von siebzehn Jahren den größten Theil von Ungarn, dann Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen von türkischer Willkürherrschaft erlösten und diese dem Christenthum, dem legitimen Regenten und der europäischen Civilisation so lange entfremdeten Lande wieder zurückgewannen. Diese Siegesthaten bildeten aber zugleich für das ungarische Volk die nationale Wiedergeburt und den Beginn eines neuen fortschreitenden culturellen und national-politischen Aufschwunges unter dem glorreichen Scepter des Hauses Habsburg.

Diese letztere Thatsache mußte erwarten lassen, daß die heutigen, im Besitze dieser werthvollen Güter befindlichen Urenkeln voll dankbarer Pietät jener Männer und Zeiten gedenken, welche die Wiedererstehung

und das abermalige Aufblühen und Gedeihen ihres Vaterlandes und der Nation möglich machten. Ebenso lag es nahe, in den Tagen der zweihundertjährigen Erinnerung an den hochwichtigen Befreiungsact sich auch all jener Factoren zu erinnern, deren Zusammenwirken den gegenwärtigen erfreulichen Zustand von Land und Volk in Ungarn herbeigeführt hatte. So wurde denn auch zur Feier des zweihundertjährigen Jubiläums der Wiedereroberung Ofens in der jetzigen ungarischen Landeshauptstadt Budapest eine Reihe von Festlichkeiten veranstaltet, welche durch die a. h. Anwesenheit Sr. k. k. apost. Majestät, des Kaisers und Königs Franz Joseph I. ausgezeichnet waren; auch gab die Entsendung einer Deputation des deutschen Heeres und die Gegenwart der in Budapest befindlichen fremdländischen Consuln, dann die Vertreter der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, einzelner Comitate und der Städte Agram und Fiume, endlich die Einladung der Nachkommen jener Helden die vor Ofen gekämpft hatten, dem Feste in den Tagen des 1. und 2. September 1886 eine größere Bedeutung.

Man brauchte nur einen Gang zu machen durch die aus Anlaß der Revindicationsfeier im Pester Stadtwäldchen veranstaltete historische Ausstellung, um sich von der Bedeutung und Tragweite jenes Ereignisses sofort Einsicht und Ueberzeugung zu verschaffen. Diese Ausstellung, welche am 15. August 1886 in Gegenwart des ungarischen Ministerpräsidenten vom Budapester Ober-Bürgermeister eröffnet wurde, gewährte ungeachtet des nicht sehr glücklichen Arrangements, dem namentlich systematische Anordnung und Uebersichtlichkeit fehlte, einen überaus anziehenden und lehrreichen Anblick.

Vor allem bot sie ein getreues Abbild jener ethnographischen Mannigfaltigkeit, sowohl im Befreiungsheere der Christen wie unter den Vertheidigern Ofens, welche die verschiedensten Typen des Abendlandes vereinte gegenüber den Vertretern des Ostens. Französische und englische Tagebücher, deutsche Schlachtenberichte, dänische Kriegsbotschaften, italienische Pläne und Landkarten, ferner lateinische türkische und arabische Urkunden und Druckschriften, Münzen Medaillen und Bilder, Waffengeräthe Kriegstrophäen Gewebe ꝛc. boten Erinnerung und Sinnbild jenes Völkergemisches, das vor und in Ungarns damaliger Hauptstadt sich eingefunden.

Die 360 ausgestellten Druckschriften umfassen eine höchst interessante Sammlung der meisten gleichzeitigen Flugblätter über den Türkenkrieg des Jahres 1686 und insbesondere über die Wiedereroberung der Stadt

und Festung Ofen. Die große Anzahl dieser „Newen Zeittungen", unter denen die in deutscher Sprache am zahlreichsten sind, liefert zugleich einen Beweis von dem allgemein europäischen Interesse, mit welchem die damaligen Zeitgenossen die Erfolge der kaiserlichen Waffen begleiteten.

Nicht minder werthvoll sind 200 Manuscripte, Urkunden und Briefe (darunter auch in arabischer türkischer hebräischer und armenischer Sprache) und die Pläne von Ofen, Pest und Umgebung; die Porträts der hervorragendsten Zeitgenossen, insbesondere der Potentaten, fürstlichen Personen, Feldherren, Helden und der namhafteren Frauen aus den letzten Decennien des 17. Jahrhunderts; die Typen der verschiedenen kaiserlichen, deutschen (brandenburgischen bayerischen sächsischen schwäbischen fränkischen), schwedischen, „nationalen" (ungarischen kroatischen serbischen), türkischen und tatarischen Truppen jener Zeit. Eine besonders reiche Auswahl zeigten die Waffen und sonstigen Kriegsgeräthe, Standarten Fahnen Roßschweife, Trompeten 2c. aller Art. Der Reiz dieser Sammlung war ein um so größerer, als man wußte, daß diese Mordinstrumente im blutigen Streite thatsächlich gedient und ihre Eroberung Ströme von Menschenblut gekostet hatte. Was jenes blutrothe Alem (Blutstandarte) symbolisch andeutet, das war hier erschütternde Wirklichkeit gewesen.

Wie furchtbar der Gott der Schlachten hier gewaltet, das zeigt uns im Bilde einer der berühmten vier kaiserlichen Gobelins, die Se. Majestät an die Ausstellung gesendet hatte. Alle vier kolossalen kunstvollen Wandteppiche verherrlichen den siegreichen Feldherrn, Herzog Karl von Lothringen. Wohl der großartigste und auch bedeutungsvollste führt uns den Einzug des Christenheeres in das erstürmte Ofen vor. Der Schauplatz ist der heutige Dreifaltigkeitsplatz in der Ofner Festung, mit der Mathiaskirche zur Rechten. Im Mittelpunkte umgibt eine Reitergruppe den auf weißem Schlachtrosse sitzenden Feldherrn, der soeben seinen siegreichen Einzug in die eroberte Veste gehalten hat. Ringsum stehen die Gebäude in hellen Flammen, der Erdboden ist allenthalben mit Leichnamen bedeckt, hier und dort wogt noch der letzte Verzweiflungskampf. Aus den Häusern stürzen wilde Kriegergestalten mit reicher Beute über die Leiber der Gefallenen, über die Aeser der Pferde und die Haufen von Waffen, die den Händen der Besiegten entsunken waren. Von besonderer Wirkung ist eine Scene an der linken Bildseite. Hier werden gefangene Türkinen von Soldaten einhergetrieben; scheu und voll Entsetzen lassen sich die Frauen dahinschleppen; aus einem nahen Fenster reckt ein Muselmann

mit wilder Geberde seine Hände drohend empor, es ist wahrscheinlich der Mann dem die Frauen angehörten.

Doch bevor die Christen zu solchem Triumph gelangt waren, bedurfte es vieler Sorgen und Mühen, ungeheurer Anstrengungen, Leiden und Opfer an Gut und Blut; denn der gefürchtete und mächtige „Erbfeind christlichen Namens" vertheidigte seine langjährigen Eroberungen mit Tapferkeit Geschick und zäher Ausdauer.

Schon fünf Tage nach dem Entsatze Wiens im Jahre 1683 trat das verbündete Christenheer den Zug nach Ungarn an und am 9. October erfochten die Sieger vor Wien einen neuen Sieg über die Türken, worauf das befestigte Párkány mit Sturm genommen wurde. Nur wenige Tage später (24. October) übergab Ibrahim Pascha, der Befehlshaber von Gran, diesen wichtigen Platz an die Verbündeten. Daneben liefen schöne Erfolge auf politischem Gebiete. Der langjährige Türkenschützling und Anführer der Malcontenten in Ungarn Emerich Tököly suchte sofort nach dem Entsatze Wiens durch die Vermittlung des Königs Johann Sobieski die Verständigung mit dem Kaiser, und die Comitate Städte und Herren, welche theils aus Furcht theils aus übler Neigung sich Tököly angeschlossen hatten, kehrten nicht nur zu ihrem rechtmäßigen Könige zurück, sondern sie nahmen dessen Besatzungen in ihre Schlösser auf, ergriffen freiwillig die Waffen und halfen den Feind aus dem Lande vertreiben.

Am 5. März 1684 erneuerte Kaiser Leopold I. mit dem Könige von Polen das Schutz- und Trutzbündnis gegen die Türken, dem sich auf Antrieb des Papstes Innocenz XI. auch die Republik Venedig zu dem Zwecke anschloß, damit durch den mit vereinten Kräften fortzusetzenden Krieg den Osmanen ein ehrenvoller und dauernder Friede abgerungen werde. Der Papst stand als Bürge und Protector an der Spitze dieses Bündnisses, welches die „heilige Liga" genannt wurde.

Als Hauptziel des Feldzuges 1684 war die Rückeroberung von Ofen in Aussicht genommen worden. Eine glückliche Schlacht bei Waitzen (27. Juni) und die darauf erfolgte Uebergabe dieser befestigten Stadt leiteten den Feldzug in vielversprechender Weise ein. Am 14. Juli standen 34.000 christliche Streiter vor Ofen. Die Festung wurde von 10.000 Türken mit 200 Kanonen vertheidigt. Wenige Meilen südlich von Ofen, bei Érd, lagerte unter dem Serdar Mustafa Pascha das türkische

Entsatzherr von 15.000 Mann. Die Belagerer eroberten in heftigen Kämpfen die unteren Stadttheile; sodann schlug am 21. Juli der Herzog Karl von Lothringen in vierstündigem Gefechte das Heer Mustafa's glänzend zurück, so daß dieser zum Abzuge gezwungen ward. Nun begann erst die eigentliche Bestürmung Ofens. Wochenlang schleuderten die Feuerschlünde Kugeln und Bomben in die Stadt und gegen die Mauern, welche die Mineure überdies von unten zu zerstören suchten; wiederholte Stürme sowie die Aufforderungen zur Ergebung hatten gleichwohl keinen Erfolg. Sowohl Kara Mohammed wie dessen Nachfolger Ibrahim der Satan vertheidigten die ihnen anvertraute Festung mit Muth und Ausdauer und brachten namentlich durch geschickte Ausfälle den Belagerern manchen Schaden bei. Diese letzteren waren überdies von anderen Unfällen heimgesucht. Krankheiten und Mangel an Nahrungsmitteln decimirten das christliche Heer, welches binnen vier Wochen 8000 Infanteristen und 2000 Reiter verloren hatte. Trotzdem gab der kaiserliche Feldherr die Hoffnung auf günstigen Erfolg noch nicht auf. In den Tagen vom 23. bis 25. September führten die Belagerer einen Doppelkampf einerseits gegen das heranrückende türkische Entsatzheer, anderseits gegen die ausfallende Ofner Besatzung, und obgleich es der christlichen Tapferkeit gelang diesen beiderseitigen Angriffen zu widerstehen, so war doch die Kraft der verbündeten Truppen derart geschwächt, daß nach einem letzten erfolglosen Sturme gegen die Mauern Ofens die Aufhebung der Belagerung beschlossen werden mußte. Am 30. October zog das Heer über Wischegrad nach Gran ab.

Glücklicher war das Jahr 1685, wiewohl Ende Juli der Ofner Pascha Wischegrad zurück erobert und anfangs August Gran belagert und arg bedrängt hatte. Allein ein herrlicher Sieg des Herzogs Karl von Lothringen bei Tát befreite nicht blos den bedrohten Platz, sondern trieb auch die Türken in eiliger Flucht bis nach Ofen. Reiche Beute fiel den Siegern in die Hände. Bald darauf (19. August) wurde die gefährliche türkische Gränzveste Neuhäusel von den Kaiserlichen im Sturm genommen und dadurch das benachbarte Niederösterreich und Mähren von der Gefahr fortgesetzter Plünderung durch türkische Streifhorden befreit. Auch auf den andern Kriegsschauplätzen, in Ober-Ungarn, in Kroatien und Slavonien, war das Glück den kaiserlichen Waffen günstig.

Diese wiederholten Niederlagen bewogen die Türken zu Ende August den kaiserlichen Feldherrn Friedens-Anträge zu stellen. Der Herzog Karl verwies den Seraskir an den Hof zu Wien, bei welchem dann der

Pascha von Ofen Abdurrahman die weiteren Schritte zur Herbeiführung des Friedens unternahm. In Wien waren die Ansichten getheilt; es gab zwei Hauptparteien, von denen die eine den türkischen Friedensanträgen günstig gestimmt war, weil sie wünschte daß der Kaiser seine volle Kraft fortdauernd gegen den französischen König Ludwig XIV. verwenden möge. Dagegen hegte die andere Partei die Meinung, der Kaiser solle vor allem gegen die Türken in Ungarn festen Fuß fassen und sich dadurch den Rücken decken, damit er dann den französischen Uebergriffen um so zuversichtlicher entgegentreten könne. Zu dieser Partei gehörte auch der Feldherr Herzog Karl von Lothringen und diese einflußreiche Gruppe fand in den Gesandten der Republik Venedig und insbesondere in dem päpstlichen Nuntius Buonvisi ebenso eifrige als maßgebende Unterstützung. Der Eifer des letztern erhielt die volle Billigung des damaligen Papstes Innocenz XI., der seinen Nuntius wiederholt ermahnen ließ, er solle jedem Friedensschlusse der des christlichen Namens unwürdig Widerstand leisten, ja dem Kaiser im Namen des Papstes erklären: „Wohlan! der Kaiser möge mit den Türken Frieden machen, aber es wohl erwägen, wie dadurch die Macht der Osmanen wieder erstarken und eine abermalige Belagerung von Wien in Aussicht stehen werde."

Kaiser Leopold I war in schwieriger Lage und es darf ihm nicht verübelt werden, wenn er in so wichtiger Sache, in welcher die hervorragendsten und dem Throne nächststehenden Personen mit einander in Widerspruch waren, lang zu keiner Entschließung kommen konnte. Die „Kriegspartei" gewann indessen in der zweiten Hälfte des Jahres 1685 und zu Anfang 1686 stets größeres Terrain, der Kaiser befreundete sich immer mehr mit dem Gedanken einer Fortsetzung des Kampfes, zu welcher Wendung seines Gemüthes der Einfluß des Kapuziner-Mönches Marco d'Aviano, der bei Leopold I. in hohem Ansehen stand, nicht wenig beitrug.

Die entscheidenden Entschlüsse faßte der Kaiser jedoch erst dann, nachdem die in Betreff der Türkenhilfe mit den deutschen Reichsfürsten und mit dem Papste gepflogenen Unterhandlungen zu einem günstigen Resultate geführt hatten. Mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg wurde am 6. Januar 1686 ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge der Kurfürst 7000 Mann auf sechs Monate auf eigene Kosten stellt; nur das Schießpulver, die Kugeln ꝛc. erhalten sie vom Kaiser. Beim Abschlusse des Friedens mit den Türken empfängt der Kurfürst

150.000 Thaler an Subsidien. Die brandenburgischen Truppen müssen stets als einheitliches Corps verwendet werden, sie unterstehen im übrigen dem Befehle des Kaisers, des Herzogs von Lothringen oder desjenigen Feldherrn, den der Kaiser mit der Oberanführung seines Heeres betrauen wird. Die Ansprüche des Kurfürsten auf Schlesien wurden überdies durch die versprochene Abtretung des Schwiebuser-Kreises abgefunden. Einen Monat später (7. Februar) kam zu Dresden der Vertrag mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu Stande, gemäß welchem dieser sich verpflichtete, zwei Reiter- und drei Infanterie-Regimenter, zusammen 4700 Mann, auf eigene Kosten zu senden; doch sollten auch diese nur unter dem Commando des Oberbefehlshabers stehen und ihr General an den Berathungen des Feld-Kriegsrathes entsprechenden Antheil haben. Viel rascher verliefen die Unterhandlungen mit Bayern, dessen junger Kurfürst Max Emanuel seit dem Sommer 1685 des Kaisers Schwiegersohn war. Der thatenlustige Kurfürst versprach neuerdings 8000 Mann gegen ein Subsidium von 250.000 Gulden, von denen aber 100.000 Gulden als nachträglicher Ersatz für die Erhaltung der bayerischen Truppen in den Jahren 1684 und 1685 in Abzug gebracht wurden. Des Kurfürsten kriegerischer Ehrgeiz fand überdies darin Befriedigung, daß ihm sein kaiserlicher Schwiegervater das Versprechen gab, er werde neben seinen bayerischen Truppen noch einige kaiserliche und reichsdeutsche Regimenter erhalten und über dieses Armeecorps das Commando selbständig führen. Auch mit dem schwedischen König wurde am 28. April 1686 ein Vertrag des Sinnes geschlossen, daß der König als Herzog von Vorderpommern und Bremen 759 Mann Fußvolk, 100 Dragoner und 236 sonstige Reiter, also zusammen 1095 Mann auf eigene Kosten senden werde. Der König von Dänemark leistete zwar eine ähnliche Zusage, die er aber nicht erfüllte. Mit einigen weltlichen Reichsfürsten machte der Kaiser ebenfalls trübe Erfahrungen. Dagegen zeigten sich die geistlichen Fürsten überaus entgegenkommend und besonders vortrefflich benahmen sich die fränkischen und schwäbischen Reichsstände; ja der schwäbische Kreis war unter allen zehn Reichskreisen der eifrigste. Der deutsche Reichstag bewilligte „als freywillige Beyhilff" für den Türkenkrieg dem Kaiser „fünfzig Römermonate". Ein solcher „Römermonat" betrug*) in

*) Nach der urkundlichen Berechnung des Historikers Dr. A. Károlyi in dessen (in ungarischer Sprache publicirter) Monographie über die Rückeroberung von Ofen und Pest.

der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ungefähr 54.520 fl., so daß die votirten 50 „Römermonate“ einen Betrag von 2,726.000 fl. ausmachten. Diese „Beihilfe“ konnte entweder in Baargeld oder in Mannschaft beigestellt werden. Allerdings erfüllten nicht alle Reichskreise diese ihre Pflicht, gleichwie dies bei einigen Reichsfürsten selbst der Fall war. Außer den schon genannten brandenburgischen sächsischen bayerischen und schwedischen Truppen nahmen 4000 Schwaben, 3000 Franken, 1500 Badenser, dann Rheinländer u. a. am Feldzuge theil. Die Kreise Burgund Westphalen und Niedersachsen leisteten entweder gar nichts oder kaum nennenswerthes; Oesterreich war an Truppen und Geld ohnehin stark betheiligt.

Wie hoch überragte diese saumseligen oder pflichtvergessenen Reichsstände das Oberhaupt der Kirche. Papst Innocenz XI., aus der reichen Bankiersfamilie der Odescalchi, hatte trotz seines Alters die Zurückdrängung der Türken als sein Lebensziel sich vorgesetzt, das er mit ebensoviel Geschick als Ausdauer Klugheit und Opferbereitschaft verfolgte. Seine musterhafte Sparsamkeit bot ihm hierzu die erforderlichen Mittel. Von 1683 bis Mitte 1686 hatte er für diesen Zweck nahe an zehn Millionen dem Kaiser zugeführt, der freilich mit Geld nicht besonders haushälterisch umzugehen verstand, auch von seinen Finanzbeamten durchaus nicht gut bedient wurde. Diese Verschwendung und die Unredlichkeit in Geldsachen veranlaßten den Papst zu ernsten Vorwürfen gegen Leopold I. und gerade um die Mitte des Jahres 1685 war deshalb zwischen Papst und Kaiser eine merkliche Entfremdung eingetreten. Daß hieraus keine übleren Folgen entstanden, bildete ein Hauptverdienst des päpstlichen Nuntius in Wien, des Cardinals Franz Buonvisi, der ungeachtet aller Freimüthigkeit, mit welcher er die Mängel und Gebrechen am damaligen Kaiserhofe zu Wien tadelte, dennoch mit aller Wärme für die Interessen der habsburgischen Dynastie und der Christenheit eintrat, für welche er die Befreiung Ungarns vom Türkenjoche als unvermeidliche Nothwendigkeit darstellte. So war er denn auch aus allen Kräften bemüht, den misgestimmten Papst zu weiteren Subsidien für den Türkenkrieg zu bewegen. Und es gelang ihm. Der Papst erließ außer der schon seit dem 15. April 1683 dem Kaiser gewährten Zulassung, daß die katholische Geistlichkeit seiner Länder mit einer halben Million Gulden besteuert werde, noch weiter am 3. Februar 1685 das Breve, wonach Leopold I. ein Drittel des seit 60 Jahren in seinen Ländern erworbenen Vermögens der geistlichen Orden einziehen könne. Beide Breve kamen jedoch erst in

der zweiten Hälfte des Jahres 1685 zur Ausführung. Von weittragender Bedeutung war es auch, daß Innocenz XI. in der ersten Decemberwoche des Jahres 1685 die Kreuzesbulle gegen die Türken verkünden ließ und dadurch dieser Kampf den Charakter eines „heiligen" Krieges (des „letzten Kreuzzuges") erhielt. Die Kreuzesgelder verwendete dann Buonvisi redlich zur Beischaffung der Kriegserfordernisse. Ebenso fanden sich in Folge der Kreuzesbulle zahlreiche Freiwillige bei dem kaiserlichen Heere ein.

Aber auch das zunächst betheiligte Ungarn blieb an Opfern nicht zurück. Freilich war das Land durch das namenlose Elend, von dem es seit länger denn anderthalbhundert Jahren heimgesucht war, kaum mehr im Stande etwas erhebliches zu leisten. Um das Jahr 1686 war Ungarn unter drei Herren vertheilt, unter denen die Türken obenan standen. Ihre Herrschaft erstreckte sich bis nahe zur österreichischen Gränze. Wien war damals nur etwa hundert Kilometer von den Türken entfernt. Nach dem Frieden von Zsitvatorok (1606) wurde das Königreich Ungarn zu 5163 Quadratmeilen berechnet. Davon entfielen auf den Fürsten von Siebenbürgen Michael Apaffy 2082, auf den Sultan 1859 und auf den eigentlichen König von Ungarn blos 1222 Quadratmeilen. Aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte sich das türkische Gebiet auf Kosten des „königlichen" wie des „siebenbürgischen" Ungarn noch beträchtlich vermehrt, so daß die Türkei jetzt unter den sogenannten drei „Ditio" den größten, der Kaiser als ungarischer König den kleinsten Theil (etwa 1200 Quadratmeilen) von Ungarn besaß. Thatsächlich war dieses königliche Besitzthum noch kleiner, denn die Türken respectirten keinerlei Gränzen. Die räuberischen Einfälle in das Nachbargebiet dauerten ohne Unterlaß und bewirkten daß auch die eilf Comitate, welche noch rechtlich dem legitimen Herrscher verblieben waren, großentheils eine Beute der türkischen Renner und Brenner bildeten. Das Elend und die Noth, womit sowohl das unmittelbare Türkengebiet wie auch die angränzenden Landstriche damals belastet waren, spottet jeder Beschreibung. Ungarn wurde zur menschenleeren Wüstenei. „Der Türke verwüstete das Land aber nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich; er wirkte wie das Gift," bemerkte treffend der jetzige Cardinal-Fürstprimas von Ungarn Dr. Johann Simor in seiner Festpredigt am 2. September 1886. Eine autoritative Geschichtsquelle aus jenen Zeiten entwirft ein über alle Maßen trostloses Bild vom Zustande Ungarns unter der barbarischen Türkenherrschaft:

„Ein verwüstetes verödetes Land, entvölkert, meilenweit ohne genießbare Wasserquelle, ohne einen schattenspendenden Baum, ohne irgend ein gastliches Haus!"

Die Türkei befand sich im Jahre 1686 in sehr bedenklicher Lage. Sie wurde von vier Seiten angegriffen und hatte überdies mit großen Schwierigkeiten im Innern zu kämpfen. Ein Staatswesen, das auf dem Principe der Eroberung aufgebaut ist, muß ins Schwanken gerathen, sobald diese Grundtendenz nicht mehr durchführbar ist. Seit der Niederlage vor Wien im Jahre 1683 hatte sich der Türkei ein Gefühl der Unsicherheit, der Schwäche, der Furcht bemächtigt; namentlich in Ungarn war ein panischer Schrecken in die bisherigen Gewalthaber gefahren. Die türkischen Paschas daselbst schickten ihre Werthsachen tiefer in die Türkei, unter ihren Truppen in Ungarn griff die Demoralisation derart um sich, daß sie schaarenweise die ihnen anvertrauten Plätze verließen und, obwohl ihnen die härtesten Strafen drohten, gleichfalls in das Innere des Reiches flüchteten. Ueberhaupt zeigte sich bei den Türken ein Gefühl der Abspannung. Während sie früher die benachbarten Christenländer selbst in Friedenszeiten arg belästigt und gebrandschatzt hatten, duldeten die Befehlshaber der türkischen Gränzvesten jetzt ruhig die Angriffe und Neckereien der Hajduken und Hußaren, die nicht selten einzelnen Janitscharen und Spahis auflauerten und dieselben niedermachten, türkische Lebensmitteltransporte aufhoben, türkisches Vieh wegtrieben u. dgl. Wohl war es richtig, was Cardinal Buonvisi unter dem 23. August 1685 an Kaiser Leopold schrieb: „Ein so großes Reich wie die Türkei entsteht nicht an einem Tage, sondern nur im Laufe langer Zeiten, und kann auch nicht durch einen Streich vernichtet werden"; aber die Symptome des Verfalles wurden an der Türkei denn doch in Folge der jüngsten Erfolge der christlichen Waffen seit 1683 deutlich erkennbar.

Diese Zeichen des Niederganges bei dem einst so gefürchteten Gegner trugen dazu bei, den noch immer zaudernden Kaiser zu einer Entscheidung im Sinne der Kriegspartei zu bewegen; doch ließ er es noch unentschieden, ob Ofen oder Stuhlweißenburg, Erlau oder Großwardein angegriffen werden solle. Darüber verlangte er Gutachten von seinen vornehmsten Generalen.

Die Ansicht des Feldmarschalls Herzog Karl von Lothringen war für die Rückeroberung von Ofen. Auch der Feldmarschall und Vicepräsident

des Hofkriegsrathes Zdenko Graf Kaplir (Kapliers) von Sulevic, der ruhmvolle Vertheidiger Wiens, trat entschieden und mit triftigen Gründen dafür ein, daß Ofen das nächste und wichtigste Object für den Angriff bilden und weggenommen werden müsse, um die Donaulinie für alle künftigen Operationen frei zu haben. Doch gab es auch eine mächtige Partei, an ihrer Spitze der Präsident des Hofkriegsrathes Markgraf Hermann von Baden, ein Gegner des Herzogs von Lothringen, die gegen den Angriff auf Ofen und für die Erstürmung von Stuhlweißenburg oder Erlau oder für eine Paralleloperation gegen beide feste Plätze das Wort führte. Trotz des begründeten Einspruches von Seite des Herzogs Karl von Lothringen gelangte anfänglich der Plan einer getheilten Operation zur Oberhand, hauptsächlich wegen des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, der von seinem ihm zugesagten selbständigen Commando nicht lassen wollte. Nur das eine setzte der Herzog Karl durch, daß in zweiter Stelle nicht die Eroberung von Erlau sondern die von Ofen in Aussicht genommen wurde. Gegen Stuhlweißenburg sollte Max Emanuel von Bayern das Commando haben. Nach dem Falle dieses Platzes sollte dann mit vereinter Kraft gegen Ofen vorgegangen werden. In diesem Sinne erfloß die a. h. Resolution vom 18. Mai 1686, in der zugleich angeordnet wurde, daß außer den sächsischen oder eventuell fränkischen oder schwäbischen Hilfstruppen noch einige kaiserliche Regimenter zu dem Armeecorps des Kurfürsten von Bayern stoßen sollen.

Zum Sammelplatz für das kaiserliche Heer war Párkány bei Gran bestimmt und als Termin der 25. Mai festgesetzt. Herzog Karl von Lothringen lag fieberkrank in Oedenburg, als ihn der Kaiser zu sich nach Wiener-Neustadt berufen ließ. Hier wurde in vertraulichen Besprechungen die Aenderung des Feldzugsplanes beschlossen; nicht Stuhlweißenburg, sondern Ofen sollte das Object der ersten Operationen des kaiserlichen Heeres und seiner Verbündeten sein. Erleichterten Herzens und voll der besten Hoffnungen begab sich nun der Oberfeldherr zu der Armee, wo er am 6. Juni anlangte. Mittlerweile traf der Hofkanzler Strattmann im Lager bei Párkány ein und am 9. Juni wurde großer Kriegsrath gehalten, in welchem Strattmann die veränderten Dispositionen des Kaisers mittheilte und es dem gewandten Minister nach langen Verhandlungen und Bemühungen schließlich gelang, den hartnäckigen und ehrgeizigen Kurfürsten von Bayern umzustimmen und zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Jahreszeit schon zu weit

vorgerückt sei, um zuerst Stuhlweißenburg zu erobern und hierauf erst die Belagerung von Ofen mit der Aussicht auf Erfolg zu beginnen. Doch mußte dem Kurfürsten zugestanden werden, daß der Herzog von Lothringen vor Ofen zwar das Obercommando führen, Max Emanuel aber sein Corps selbständig commandiren solle und sich für seinen Angriff ein beliebiges Object erwählen dürfe. Dadurch war der Ehrgeiz des jungen Fürsten und seines Rathgebers, des gleichfalls hochstrebenden Markgrafen Ludwig von Baden, gleich seinem älteren Bruder eines Feindes Karls von Lothringen, mindestens theilweise befriedigt worden. Die Zweitheilung der Armee bestand also im Grunde fort und gewiß nicht zum Vortheil der wichtigen Action die man vor sich hatte.

Am 12. Juni setzte sich endlich die Armee in Bewegung. Auch bei diesem Vormarsche trat die Spaltung ein. Der Herzog von Lothringen wollte mit der vereinigten Streitmacht auf dem rechten Donau-Ufer vorrücken und bei Altofen eine Schiffbrücke schlagen lassen, während der Kurfürst darauf beharrte, sein Corps auf dem linken Ufer gegen Pest zu führen. Thatsächlich erfolgte der Vormarsch auf beiden Stromufern; am rechten rückte die Hauptarmee gegen Ofen, am linken das Corps des Kurfürsten von Bayern gegen Pest; jene erreichte am 17. Juni das bei Altofen liegende St. Andrae, dieses langte am selben Tage vor Tagesanbruch bei Pest an. Der Generalfeldwachtmeister Prinz Eugen von Savoyen führte seine Dragoner sofort zum Sturm gegen die Stadt, welche nach kurzem Feuergefechte von den Kaiserlichen besetzt wurde. Die Türken zogen unter dem Schutze eines heftigen Geschützfeuers aus der Festung Ofen über die Donauschiffbrücke, welche sodann abgebrochen wurde. Die Bayern, die gar keinen Verlust erlitten hatten, fanden in Pest einen namhaften Vorrath von Proviant und Fourage und zwei kleine metallene Geschütze vor.

Am 18. Juni rückte die Hauptarmee bis Altofen vor, wo eine Brücke über die Donau geschlagen wurde; noch an demselben Tage brachen die Reiterei und 2000 Mann Infanterie gegen Ofen auf und nahmen in den alten Retranchements vom Jahre 1684 am Nordende der Stadt Stellung. General Gondola wurde zur Besetzung des St. Paul-Thales entsendet und General Graf Taaffe hatte mit einem Detachement auf den Abhängen des St. Rochusberges die Verbindung zwischen Gondola und Lothringen zu erhalten; in der Nacht gingen sechs Escadronen bis an die Enceinte der Wasserstadt vor und die Graner Hußaren unter

ihrem Commandanten B o t t y á n brachten von einem glücklichen Streifzuge 15 Gefangene, darunter einen Aga, ins kaiserliche Lager.

Ehe wir den Verlauf dieser denkwürdigen Belagerung in ihren Hauptzügen schildern, werfen wir einen kurzen Blick auf die L a g e u n d B e s c h a f f e n h e i t d e r d a m a l i g e n F e s t u n g O f e n, sowie auf die Führer und Streitmächte der Belagerer und der Belagerten.

Die Türken hatten im Verlaufe ihrer Herrschaft Ungarn mit einem Netze befestigter Plätze bedeckt, die sowohl zu Ausfällen wie zur Vertheidigung treffliche Dienste leisteten, und nach dem Standpunkte der damaligen Strategie wichtige Stützpunkte des Türkenregiments bildeten. Die Eroberung von Párkány Gran Neuhäusel Wischegrad und Waitzen hatte zwar in dieses Netz manche Lücke gerissen; aber als der Knotenpunkt desselben mußte doch Ofen betrachtet werden. So lang dieser Platz in türkischer Gewalt blieb, war die Herrschaft des Halbmondes in Ungarn unerschüttert.

Die F e s t u n g O f e n oder die o b e r e S t a d t erstreckte sich in der Gestalt eines rechtwinkeligen Dreieckes über das Plateau des auf dem rechten Donau-Ufer frei stehenden Festungsberges. Im Südosten dieses Dreieckes (wo heute die königliche Burg und deren Nebengebäude liegen) befand sich das große viereckige Schloß, aus einem weitläufigen Complexe fester Gebäude und gewölbter Räume bestehend; dieses bildete den eigentlichen Kern der Befestigungen. Gegen Süden war das Schloß durch ein großes Rundell, auf den übrigen Seiten durch mehrfache Ringmauern mit dazwischen liegenden geräumigen und durch Erdanschüttungen verstärkten Zwingern gesichert. Die obere Stadt selbst war mit einer starken crenelirten durch Rundelle flankirten Mauer und einem trockenen Graben umschlossen und stand mit den Vorstädten durch drei Thore in Verbindung. Diese waren: gegen Osten das Pester (Wasser- oder St. Johannes- — jetzt Franz Joseph-) Thor, gegen Norden das Graner (Wiener oder Juden-) Thor und gegen Westen das Stuhlweißenburger oder Thal-Thor. Mit Ausnahme der stellenweise durch doppelte und dreifache Mauern geschützten Nordfront war die Umfassungsmauer einfach, besaß aber in ihrer ganzen Ausdehnung eine mächtige Erdanschüttung zur Placirung der Geschütze (Wallgang). Da die Festung das Wasser ausschließlich aus der Donau bezog, stand das Schloß mit dem Strome durch einen von zwei fast parallelen Mauern gebildeten Gang, der am Ufer durch die beiden starken

Wasserrundelle vertheidigt wurde, in Verbindung. Eine dritte Mauer war zum Schutze dieser Communication erst 1685 aufgeführt worden.

Die untere Stadt (Wasser- oder Judenstadt), welche dem Festungsberge nördlich und östlich vorlag, war von einer einzigen vier bis fünf Fuß dicken Mauer umgeben, welche statt des Wallganges mit einer hölzernen Galerie versehen war. Diese Mauer zweigte von dem, in der nordwestlichen Spitze der „obern Stadt" befindlichen Graner oder St. Pauls-Rundell gegen die Donau ab und endete am Strome mit einem Rundell. Durch dieselbe führten gleichfalls drei Thore: das untere (nächst dem Ufer), das mittere und das obere Thor (letzteres zuweilen auch Hahnen-, Kirchhof- oder neues Thor genannt). Die „nördliche Vorstadt" (heute Landstraße und Neustift), die Raizenstadt (Taban oder „untere Vorstadt") und die längs des „Teufelsgrabens" sich hinziehende, nur aus einer Reihe von Gebäuden bestehende „lange Vorstadt" (wahrscheinlich die heutige Logody- und Attila-, vordem „lange" Gasse) hatten keine Befestigungen und lagen von der Belagerung des Jahres 1684 her noch zumeist in Ruinen.

Die im Halbkreise befindlichen Ofner Berge waren, theils wegen ihrer Nähe, theils weil sie die Festung dominirten, ebenfalls von militairischer Wichtigkeit. Doch gab es außer einem auf dem Blocks- oder St. Gerhardsberge gelegenen türkischen Blockhause auf diesen Höhen keinerlei Befestigungen.

Die Ofner Festungswerke waren alle in gutem Zustande erhalten, ja schon bei der am 17. Juni stattgefundenen ersten Recognoscirung konnten die Kaiserlichen wahrnehmen, daß alle Beschädigungen, welche die Festung durch die Belagerung von 1684 erlitten hatte, wieder verbaut, ja die Mauern sogar getüncht worden waren.

In gewöhnlichen Zeiten bestand die Besatzung von Ofen aus 3000 bis 3500 Mann, von denen ein Theil verheiratet war. Die sonstige Bevölkerung bestand aus Türken Griechen Serben (Raizen) Armeniern und Juden. Die letztern betrieben namentlich den Weinhandel und Geldgeschäfte. Sie wohnten meist in der „oberen Stadt" und betheiligten sich an der Vertheidigung der Festung in namhafter Weise. Außerdem wohnten in Ofen noch einige Ungarn und Zigeuner. Man schätzt die damalige Bevölkerung von Ofen und Pest auf ungefähr 24—26.000 Seelen (auf Pest entfielen hievon etwa 3000—3500 Seelen). Trotz der hohen Wichtigkeit welche Ofen als Festung für die Türken besaß, ließen sie die Stadt selbst

in Verfall gerathen. Man besitzt Schilderungen von Ofen, welche von ihrem Zustande zu Ende des 17. Jahrhundert ein trauriges Bild entwerfen. Baufällige Häuser mit rissigen Mauern und Dächern, schmutzige Gassen, auf denen Aas und Unrath einen entsetzlichen Duft verbreiteten, boten sicherlich keinen wohlthuenden Anblick. Am besten waren noch die altberühmten warmen Bäder erhalten; deren gab es damals neun, von denen insbesondere das an der Stelle des heutigen Kaiserbades befindliche „Bad des Velibeg" als das schönste bezeichnet wurde. Aber auch bei diesen Bädern, welche der Türke sonst so hoch schätzte, merkte man allenthalben die Verwahrlosung.

Im Jahre 1686 hatte die Festung Ofen eine türkische Besatzung von etwa 10.000 Mann unter dem Commando des Abdurrahman Abdi Pascha. Ueber diesen „letzten Pascha von Ofen" hat die geschwätzige Sage vieles gefaselt. Darnach sollte derselbe ursprünglich Coigny geheißen haben und von Geburt ein Schweizer aus dem Canton Bern gewesen sein, der bis in sein vierzehntes Lebensjahr die Ziegen seines Vaters gehütet hatte. Der Sohn eines Officiers, Olivier, sei sein Jugendgespiele gewesen. Wegen einer in Verlust gerathenen Ziege sei Coigny dann geflüchtet, habe französische Kriegsdienste genommen, wo er durch persönliche Tapferkeit es bis zum Hauptmann gebracht. Mit dem französischen Hilfsheere sei er dann nach Ungarn gekommen, bei St. Gotthard (1664) in türkische Gefangenschaft gefallen und zum Islam übertreten. Als Pascha von Ofen habe ihn sein Jugendfreund Olivier wieder erkannt und dann dem Markgrafen Ludwig von Baden die romantische Geschichte des Pascha erzählt. Damit der tragische Schluß nicht fehle, heißt es weiter: Bei der Erstürmung von Ofen eilte Olivier herbei, um den verwundeten Pascha zu retten; doch zu spät; Abdi Pascha fiel und als Olivier zur Leiche gelangt war, traf auch ihn eine Kugel, er sank todt über seinen Freund. Nicht minder fabelhaft lauteten die Meldungen der zahlreichen Flüchtlinge aus Ofen, welche sich im Lager der Christen einfanden. Da wurde Abdi Pascha als ein Mann geschildert der mehr Kaufmann als Soldat sei, weshalb er bei der Besatzung kein Ansehen genieße. Andere sagten, er sei vor allem Politiker, der nur durch Geld die widerspänstigen Janitscharen niederzuhalten vermöge; die dritten erzählten, der Pascha sei ein Trunkenbold, der sich täglich bis zur Besinnungslosigkeit berausche u. dgl. m.

All' dieses Gerede und Geschwätze war eitel. Abdurrahman Abdi Pascha war von albanesischer Abkunft und trotz seiner siebzig

Lebensjahre ein ausgezeichneter Feldherr. Vor kaum drei Jahren hatte er mit geringer Mannschaft die wichtige Gränzfestung Kameniec gegen die Polen durch vierzig Tage siegreich vertheidigt. Als Janitscharen-Aga zeichnete er sich in der langwierigen Belagerung von Kandia in hervorragender Weise aus. Als Pascha von Ofen war er entschlossen, den ihm anvertrauten wichtigen Platz bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Es zeigt von richtiger Erkenntnis der Personen und der Verhältnisse, wenn die christlichen Heerführer sich durch das Geschwätz der Ofner Flüchtlinge über den Charakter des Pascha und den Zustand der türkischen Besatzung nicht täuschen ließen, sondern die Belagerungsarbeiten mit allem Ernste und mit größter Umsicht in Angriff nahmen.

Der Höchstcommandirende der christlichen Truppen Karl Leopold Herzog von Lothringen und Bar, geb. am 3. April 1643, genoß mit Recht den Ruf eines ebenso ausgezeichneten Staatsmannes wie eines vortrefflichen und glücklichen Heerführers, der sowohl in den Kriegen gegen Frankreich, wie in den Kämpfen gegen die Türken und die ungarischen Malcontenten Beweise seines hervorragenden Feldherrntalents gegeben hatte. Der Herzog besaß eine umfassende wissenschaftliche Bildung, namentlich in militairischen und politischen Dingen und war von aufrichtiger Frömmigkeit. Ohne tyrannisch zu sein, hielt er auf strenge Mannszucht und wurde dessenungeachtet von Officieren und Soldaten geliebt, weil er für sie wie ein Vater sorgte. Er war im Verkehre zurückhaltend, sprach wenig; aber Bekannten und Freunden gegenüber zeigte er sich überaus freundlich und gütig und scherzte oft mit ihnen. Seine Untergebenen gehorchten ihm gern und unbedingt. Seine persönliche Tapferkeit, sowie seine Unermüdlichkeit in der Ertragung aller Beschwerden und Gefahren des Lagerlebens wirkten als belebendes Beispiel für jedermann.

Die verbündete Armee sollte nach einem Voranschlage des Herzogs Karl von Lothringen mehr als 100.000 Mann betragen; in Wirklichkeit blieb der Effectivstand der meisten Truppen weit hinter dem Sollstande zurück. Im Ganzen wurden für den Kriegsschauplatz in Ungarn vier operirende Armeen gebildet: Die Hauptarmee unter dem Generalissimus, das kurbayerische Armeecorps unter dem Commando Max Emanuel's, diese beiden Armeen operirten vor Ofen; ein Armeecorps an der Drau unter dem General der Cavalerie Graf Schulz und ein Beobachtungs-Corps jenseits der Donau. Außer-

dem war ein Armeecorps in Siebenbürgen unter FML. Graf Scherffenberg und eines im östlichen Ungarn unter FML. Graf Anton Caraffa. Diese beiden letztgenannten Armeecorps wurden angewiesen, im Falle der Annäherung eines türkischen Entsatzheeres gegen Ofen sich dem Belagerungsheere anzuschließen.

Die Generalität in der Hauptarmee bestand außer dem Generalissimus aus den kaiserlichen Feldmarschällen Graf Rüdiger von Starhemberg, dem kühnen Vertheidiger Wiens, und dem Grafen Aeneas Caprara, letzterer Commandant der Cavalerie; ferner waren bei der Infanterie: der Feldzeugmeister und Artillerie-General Herzog Eugen de Croy, die Feldmarschall-Lieutenants Herzog Ludwig von Pfalz-Neuburg, Großmeister des deutschen Ordens, und Graf Souches; die General-Feldwachtmeister Freiherr v. Dieppenthal und Freiherr v. Thüngen, der letztere zugleich Anführer der fränkischen Hilfstruppen; bei der Cavalerie: der General der Cavalerie Graf Dünnewald, die Feldmarschall-Lieutenants Graf Taaffe und Freiherr v. Mercy und die Generalmajore Graf Lodron und Graf Styrum; der Brandenburger Feldmarschall-Lieutenant Johann Adam Schöning und die beiden General-Feldwachtmeister Marwitz und Barfus; endlich der Feldmarschall-Lieutenant Markgraf Karl von Baden-Durlach als Anführer der schwäbischen Hilfstruppen. Der Generalstab stand unter dem General der Cavalerie Graf Rudolf Rabatta, dem auch das gesammte Verpflegswesen und das hiezu gehörige Personale untergestellt war. Die Hauptarmee zählte 13.350 Mann Infanterie und 11.180 Reiter, zusammen 24.530 Mann kaiserliche Truppen, aus den Söhnen aller Völkerstämme Oesterreichs gebildet. Dazu kamen die Hilfstruppen 7346 Brandenburger, 4000 Schwaben, 3000 Franken, also zusammen 16.348 Mann, so daß die Hauptarmee ohne die ungarischen Nationaltruppen 40.878 Mann zählte.

Das kurbayerische Armeecorps hatte zu Unterfeldherren: den Feldzeugmeister Johann Serényi (Serini), dann bei der Infanterie: die Generalfeldwachtmeister Baron Steinau und Baron Rummel; bei der Cavalerie: den General der Cavalerie Graf Bielke und die Generalfeldwachtmeister Graf Arco und Graf de la Tour. Von kaiserlichen Generälen waren diesem Armeecorps zugetheilt: der General der Cavalerie Markgraf Ludwig von Baden, die Feldmarschall-Lieutenants Marquis de la Vergne (Verne?) und Graf La Fontaine

und die Generalfeldwachtmeister Baron Beck, Graf Aspremont und der jugendliche Prinz Eugen von Savoyen. Das sächsische Hilfscorps befehligte der Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels und der FML. Graf Joachim Trauttmansdorff. Das bayerische Armeecorps zählte an Truppen 5000 Mann Infanterie und 3000 Reiter, zusammen 8000 Bayern; ferner 6750 Mann Fußvolk und 1600 Reiter, zusammen 8350 Mann kaiserliche Truppen und 4700 Mann sächsische Hilfstruppen. Die Gesammtstärke dieses Armeecorps betrug demnach 21.050 Mann, worunter 12.700 bayerische und sächsische Hilfstruppen. Ohne die ungarischen Nationaltruppen und die Freiwilligen hatte demnach das verbündete Belagerungsheer vor Ofen eine Stärke von ungefähr 62.000 Mann Combattanten.

Für Artillerie und Kriegsmunition war reichlich gesorgt. Die kaiserlichen Truppen führten 186 Kanonen und Mörser mit dem entsprechenden Bedarf an Schießpulver Zundern Kugeln Granaten Haubitzen Bomben &c. mit sich. Außerdem schickte der Kurfürst von Bayern noch 21, der von Brandenburg 16 Kanonen. Der englische König sandte den Ingenieur Jacob Richards, der eine Art tragbarer Mörser für die Grenadiere erfunden hatte. Die großen Hoffnungen, welche man an eine Erfindung des spanischen Artillerie-Ingenieurs Peter Gonzalez knüpfte, gingen jedoch nicht in Erfüllung. Mit den Ingenieuren, namentlich mit den Mineuren machte der Generalissimus vor Ofen überhaupt manch unangenehme Erfahrung.

Vortrefflich war für die Verproviantirung der Armeen gesorgt; der General-Verpflegsmeister Graf Rudolf Rabatta entsprach allen billigen Anforderungen, so daß weder Menschen noch Thiere an Nahrungsmitteln Mangel hatten. Auch hierin unterschied sich die Belagerung Ofens vom Jahre 1686 von jener des Jahres 1684 in vortheilhafter Weise.

An ungarischen und kroatischen Nationaltruppen nahmen an der Belagerung und Wiedereroberung Ofens Antheil: 800 ungarische Hußaren waren dem bayerischen Armeecorps zugetheilt; im Monate Juli führte Johann Esterházy ungefähr 2500 ungarische Nationaltruppen in das Lager von Ofen, denen dann noch andere Scharen aus dem Raaber Kanischaer und Montan-Districte nachfolgten, insgesammt etwa 5000 Mann Fußvolk, dazu noch 2500—3000 Hußaren; zu Anfang August kamen mit dem Armeecorps des Grafen Caprara mindestens 4000—5000 Mann; Mitte August brachte Koháry neuerdings

1500 Mann aus den oberungarischen Bergstädten und vom Armeecorps Scherffenbergs erschienen zu Ende dieses Monats unter dem Commando des Grafen Ladislaus Csáky abermals 1500 Ungarn vor Ofen, so daß die Anzahl der ungarischen Nationaltruppen (ohne die adelige Insurrection) 14—15.000 Mann betrug. Unter den ungarischen Anführern hatten die Hußaren-Oberste Barkóczy, Graf Adam Batthyány, Peterházy, Gombos, Koháry u. A. schon durch frühere Kriegsthaten sich einen Namen erworben.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des christlichen Belagerungsheeres vom Jahre 1686 bildeten die in beträchtlicher Anzahl anwesenden Freiwilligen aus aller Herren Ländern. Die päpstliche Kreuzesbulle übte ihre Wirkung aus; noch lebte die Begeisterung, für die Sache der Christenheit gegen die Ungläubigen sein Leben zu opfern und es war sicherlich ein erhebender Anblick, als dreihundert wohlbewaffnete Catalonier in Wien erschienen und für sich nichts weiter begehrten als Brod, um ohne Sold gegen die Türken zu kämpfen; ebenso kamen Schaaren von Kreuzfahrern aus Italien. Insbesondere bemerkenswerth war es, daß Sprößlinge aus den ersten Familien Europas dem Rufe des Papstes und dem Kriegsruhme des Herzogs von Lothringen folgten. Aus Spanien waren erschienen: der Herzog von Bexar und dessen Bruder der Marquis Valero, der Herzog von Escalona, der Fürst Piccolomini, der Marquis Castel Moncaya, der Marquis Don Gaspar de Zuniga, der Reitercapitän Don Rodrigo de los Honoros, Don Felix de Astorga u. A. Aus Frankreich: die jüngeren Herzoge von Commercy und Vaudemont, der Graf Schomberg, der Herzog von Créqui, der Marquis von Blanchefort, der Marquis von Longueval u. A. Aus England und Schottland: der natürliche Sohn des Königs Jacob James Fitzjames, der spätere berühmte Feldherr und Herzog von Berwick, Herzog Robert (ebenfalls ein natürlicher Sprößling des königlichen Hauses von England), die Lords Moore, Talbot und Krisemann, den Baronet Carre u. A. Aus Deutschland außer den Tausenden der Hilfstruppen und deren Anführern nennen wir noch: den jungen Karl Philipp von Pfalz-Neuburg, der Herzog Karl Georg von Veldioz.

In den Tagen vom 19. und 20. Juni hielt der Generalissimus mit dem Kurfürsten von Bayern und mit den übrigen Anführern wiederholten Kriegsrath ab, wo dann endgiltig beschlossen wurde zwei Haupt-

angriffe zu unternehmen, und zwar sollte der des Generalissimus gegen die Nordseite der Stadt, der des Kurfürsten gegen das Schloß (die Südseite) gerichtet werden. Diese Zweitheilung war abermals eine Concession an den Ehrgeiz des Kurfürsten. Die Belagerungstruppen rückten sofort der Festung näher. Feldmarschall Graf Starhemberg occupirte schon am 20. Juni die nördlichen Bäder (das Kaiserbad) und traf sogleich Vorkehrungen zu einem Angriffe auf die Nordfront der Wasserstadt. Die kaiserlichen Truppen konnten hierbei mehrfach die von der letzten Belagerung noch vorhandenen Retranchements, welche die Türken unbegreiflicher Weise ungestört gelassen hatten, benützen. Ungeachtet der fortwährenden Ausfälle der Türken und der Schwierigkeiten des Terrains waren die Parallelen binnen zwei Tagen so weit fertig, daß die kaiserliche Bresche-Batterie am 23. Juni mit sechs Halb-Kartaunen das Feuer gegen die Mauern der Unterstadt eröffnen konnte. Das Bombardement geschah mit überraschendem Erfolge; am Abende des 23. Juni war in die fünf Fuß dicke Mauer eine Bresche von 15 Schritt Länge gelegt, so daß bereits am folgenden Tage der Sturm unternommen werden konnte. Dieser wurde gegen 10 Uhr abends mit großer Bravour vollführt, wobei insbesondere die zahlreichen fürstlichen Freiwilligen durch ihr Ungestüm sich hervorthaten; mit einem Verluste von 4 Todten und 30 Verwundeten kam die Unterstadt in den Besitz der Kaiserlichen.

Mittlerweile hatte der Kurfürst von Bayern am 21. Juni die Donau passirt und nach Vereinigung mit den sächsischen Hilfstruppen seine Stellung am Südabhange des Blocksberges genommen; das auf dem Gipfel dieses Berges gelegene türkische Blockhaus sowie das Donau-Ufer und die übrigen Zugänge der südlichen Vorstadt (Raizenstadt) wurden besetzt. Schon am folgenden Tage rückte der Kurfürst dem Schlosse gegenüber und ließ an den Abhängen des Blocks- und Spießberges zwei Batterien anlegen. Die Festung war jetzt von der Landseite vollständig eingeschlossen und das Belagerungsheer zog den Kreis um dieselbe mit jedem Tage enger. Es war ein hartes Stück Kampfarbeit; Tag und Nacht mußte die größte Kraftanstrengung angewendet werden; denn Angriff und Abwehr wechselten stetig miteinander ab.

Bei Eröffnung der Belagerung waren außer den kaiserlichen Truppen nur erst die Bayern und Sachsen anwesend; am 30. Juni erschienen die Truppen des schwäbischen Kreises, am 3. Juli die Brandenburger. Die Batterien der Kaiserlichen fügten den Mauern beträchtlichen Schaden zu; bald zeigten sich an der Nordfront, dem Hauptzielpunkte der Ge-

schütze, einzelne Stellen derselben erschüttert. Allein die Türken wußten die schadhaften Punkte immer wieder neu zu schützen, sie machten wiederholte blutige Ausfälle, zerstörten hierbei zum Theil die Arbeiten der Belagerer oder sie legten Gegenminen an, wodurch sie die Minen der kaiserlichen Ingenieure vernichteten. Ueberhaupt hatten die Arbeiten der letzteren wenig Glück. Die meisten Minen mislangen, ja mehrere derselben fügten den eigenen Leuten beträchtlichen Schaden zu. Schon waren die Belagerer mit ihren Geschützen den Mauern der Festung bis auf 30 Schritte nahe gekommen und täglich kam es zu einem Handgemenge, als am 9. Juli 400 Türken einen Ausfall gegen die Brandenburger machten. Der Anprall war so heftig, daß die Vorposten zurückwichen und der Feind bis in die vordersten Parallelen der Kaiserlichen eindrang, wo er gegen 100 Mann tödtete; aber die Reserve der Belagerer war rasch zur Hand und so wurden die Türken zurückgeworfen, noch ehe sie die Arbeiten der Belagerer ruiniren konnten.

Am 13. Juli wollten die Türken den Ausfall wiederholen und ließen als Vorspiel eine Mine springen, die jedoch den für sie unerwarteten Erfolg hatte, daß sie das Mauerwerk des von den Kaiserlichen unterminirten mittlern Thurmes so erschütterte, daß wenige Kanonenschüsse genügten, das Gemäuer vollständig in Trümmer zu werfen. Das übereilte Gutachten mehrerer Ingenieure bewog den Herzog von Lothringen die entstandene Bresche zu erkämpfen. Er befahl den Sturm, der abends 7 Uhr unternommen wurde. An demselben waren fast ausschließlich österreichische Regimenter betheiligt; nur die spanischen, englischen und französischen Freiwilligen erhielten die erbetene Erlaubnis zur Mitwirkung. Es war ein blutiger Kampf, mit unvergleichlicher Tapferkeit durchgeführt; Oberstlieutenant Graf Guido Starhemberg führte seine Grenadiere gegen das Rundell; mühsam erkletterten es die Tapferen, ein Steinregen und mörderisches Musketenfeuer begrüßte sie, unter ihren Füßen platzte eine Bombe, eine springende Mine riß die Nachrückenden mit; dennoch drangen die Grenadiere vor, die Palissaden mit den Armen umklammernd, suchten sie vorwärts zu kommen, aber sie fanden an der Verpfählung so wenig Halt für den Fuß, daß das Weiterklimmen unmöglich ward. Als nun ihr heldenmüthiger Führer gleichzeitig durch eine Kugel in den Fuß, einen Pfeil in die Schulter und durch mehrere Steinwürfe getroffen vom Platze getragen werden mußte, da traten die Grenadiere fechtend den Rückzug an. Ebenso tapfer und erfolglos hatten

die anderen Soldaten gekämpft. Der Sturm wurde abgeschlagen. An diesem Ehrentage unserer Armee hatten wir 39 Officiere und 570 Unterofficiere und Soldaten an Todten und Verwundeten zu beklagen. Die adeligen Volontärs, welche die kaiserlichen Soldaten zurückdrängten um als Vorderste kämpfen zu können, hatten besonders harte Verluste erlitten. Unter den Todten befanden sich der Herzog von Vexar (Bejar), der junge Fürst Piccolomini, Graf Krottenbach, die Chevaliers von Duplessis und Courmaillon, die Briten Rupert, Talbot, Wiseman und Moore; unter den Verwundeten der Herzog von Escalona, der Prinz von Commercy, der junge Crequi, der Marquis von Blanchefort, der Obrist Forbes und viele andere Personen von Rang und Ansehen. Freiherr von Haßlinger schrieb in das Operations-Journal des Hauptquartiers: „Sie (die Stürmenden) thaten alles, was man möglicher Weise von dem ersten Fußvolk in der Welt hat begehren können, aber vergebens. Es war keine Möglichkeit, die doppelt gesetzten Palissaden und die dazwischen geworfenen Steine und Sandsäcke, so dem Feind als gutes Parapet gedient, herauszureißen".

Der Sturm scheiterte wohl auch, weil er einseitig, nur an der Nordfront unternommen worden war. Die Bayern waren mit ihren Belagerungsarbeiten gegen das Schloß unermüdlich gewesen, ohne nennenswerthe Fortschritte zu machen. Sie hatten von dem Geschütz- und Gewehrfeuer sowie von wiederholten Ausfällen der Türken vieles zu leiden. Dennoch waren sie den Mauern allmählich bis auf 25 Schritte nahe gekommen und ihre Geschütze richteten an dem Schlosse und in der Stadt große Verheerungen an. Am 22. Juli geschah es, daß nach einem abermaligen glücklich abgewehrten Ausfalle der Türken eine Carcasse aus einem bayerischen Mörser in das Hauptarsenal des Schlosses einschlug, und den darin befindlichen Vorrath von 8000 Centner Pulver in Brand setzte. Die furchtbare Explosion schleuderte eine Wolke von Rauch und Staub, untermischt mit Steinen und Balken, weit umher und hüllte alles in finstere Nacht; bis über den Blocksberg hinüber flogen Mauertrümmer in Größe von Mühlsteinen; 1500 Menschen sollen in der Festung durch diese Explosion den Tod gefunden haben. Nachdem der Rauch und Staub sich verzogen hatte, zeigte es sich, daß eine Ecke des Schlosses weggerissen worden, in der gegen die Donau gewendeten Mauer eine 100 Schritte lange Bresche entstanden und ein Rundell halb in Trümmern gefallen war. Dennoch war ein Sturm noch nicht gerathen.

Ein Generalsturm wurde erst am 27. Juli unternommen, nachdem zwei Tage früher die Türken auf der Nordfront an zwei Stellen neuerdings einen erfolglosen Ausfall gethan hatten. Der Generalsturm geschah von drei Seiten zugleich. Auf der Nordseite griffen die kaiserlichen Truppen das Graner Eck-Rundell und die emporragende Courtine, die Brandenburger das mittlere Rundell der Nordfront und auf der Südseite die Bayern das Schloß-Rundell an. Nach einem gewaltigen, nahezu drei Stunden dauernden Kampfe waren die Verbündeten im Besitze der genannten Rundelle, aber der Sieg mußte um den Preis furchtbarer Opfer errungen werden. Die Stürmenden waren von einem Regen von Kugeln Granaten Pfeilen und Steinen empfangen worden; türkische Weiber und Kinder standen kämpfend an der Bresche. Schon hatten die Ersten den Wall erstiegen, da öffnete sich die Erde und eine Mine riß einen Theil der Truppen in die Luft. Mit entblößtem Degen, das Haupt nur mit einer Sturmhaube geschützt, stellte sich nun der Herzog von Lothringen selbst an die Spitze der Stürmenden; begeistert durch die Nähe und das Beispiel des Generalissimus drangen sie viermal gegen die Bresche und endlich war im wüthenden Handgemenge das Ziel so blutiger Kämpfe behauptet. „Wenn ich nicht mit eigenen Augen geschaut hätte", schreibt der Kapuzinermönch Marco d'Aviano, „so würde ich einem Berichte darüber keinen Glauben beimessen. Die Türken warfen unablässig Pulversäcke auf die unsrigen, so daß sie, beständig von Flammen umzingelt, sich wie in einer Hölle befanden. Dennoch kämpften sie in diesem Feuer wie Löwen". Die Verluste der Kaiserlichen an diesem Tage waren außerordentlich groß und bezifferten sich auf ungefähr 2000 Mann. Die Brandenburger, denen es fast gelungen wäre, in die Festung selbst einzudringen, hatten einen Verlust von über 300 Mann. Desgleichen hatten Bayern und Sachsen die Bewältigung und Behauptung des Schloß-Rundells mit ungefähr 700 Mann errungen. Die Belagerer verloren demnach bei diesem Sturme über 3000 Mann, darunter zahlreiche Officiere.

Schon am 23. Juli, nach dem Auffliegen des Pulvermagazins, hatte Herzog Karl von Lothringen den Pascha von Ofen zur Capitulation auffordern lassen. Diese Aufforderung wurde am 30. Juli wiederholt, doch in beiden Fällen erfolgte abschlägige Antwort. Nichtsdestoweniger machte der Pascha am 31. Juli dem Kurfürsten von Bayern die Er-

öffnung, er sei zur Uebergabe von Ofen ermächtigt, wenn der Kurfürst die Verpflichtung übernehmen würde, zwischen dem Kaiser und der Pforte einen Frieden zu vermitteln. Auf eine solche Verpflichtung konnte selbstverständlich der Kurfürst sich nicht einlassen. Uebrigens mochte dieser Versuch des Paschas nur ein Schritt gewesen sein, um Zeit zu gewinnen, da er Nachrichten von der Annäherung eines türkischen Entsatzheeres erhalten haben mochte.

In der That war der Großwesir mit seiner Armee am 2. August nur mehr vier Meilen vom Lager der Verbündeten, in welches am selben Tage das kaiserliche Theiß-Corps unter den Generalen Heisler und Caraffa (etwa 4500 Mann) einrückte. Der Generalissimus ließ zur Sicherung des Lagers durch seine Ingenieure eine Circumvallationslinie ausstecken und deren Herstellung sogleich in Angriff nehmen. Um der Gefahr einer Bedrängnis zwischen zwei feindlichen Feuern zu entgehen, wurde am 3. August ein dritter Sturm auf die Festung versucht; die Kaiserlichen und Brandenburger versuchten auf der Nordseite dreimal den Anlauf und dreimal wurde er vereitelt. Wäre das türkische Entsatzheer mit größerer Eile herangerückt, so würden die erschöpften Belagerer in eine bedenkliche Lage gekommen sein. Aber erst am 8. August erschienen die Vortruppen des Großwesirs auf der Höhe von Promontor und zwei Tage später war das Riesenwerk der Circumvallationslinie vollendet. Dieser Schutzwall ging vom Stromufer am südlichen Ufer des Blocksberges aus, bildete drei Fronten und dehnte sich in einer Länge von mehr als drei Stunden bis zur Donau bei Altofen aus. Innerhalb desselben waren die Lager der Verbündeten gegen feindliche Ueberfälle ziemlich geschützt.

Die Gefahr für die Belagerungsarmee war gleichwohl eine ernste. „Wir hatten", schreibt der brandenburgische Officier Graf Christoph von Dohna, „vor uns eine zahlreiche Garnison von Janitscharen und Spahis und auswärts eine Armee von 70.000 Mann, die uns ganz nahe zusetzte; hienach wird man uns glauben, daß wir unsere Arbeit hatten und nicht immer das Vollmaß unseres Schlafes bekamen. Es gab unter uns nur Einen Mann von unerschütterlicher Ruhe, unsern Führer, den Herzog von Lothringen."

Die Belagerung wurde mit vollem Eifer fortgesetzt; um sich jedoch gegen den Großwesir Luft zu schaffen, beschloß der Generalissimus eine Schlacht zu unternehmen. Doch hatte sich die Armee kaum in Marsch-

bereitschaft gesetzt, als die Nachricht einlief, der Großwesir beabsichtige von Promontor her die Circumvallationslinie zu durchbrechen, um Verstärkungen in die Festung zu werfen. Darnach änderte der Herzog die getroffenen Dispositionen und erwartete den feindlichen Angriff hinter der Linie. Am 13. August unternahmen die Türken eine Recognoscirung, am nächsten Tage versuchte der Großwesir den Durchbruch, namentlich sollte ein Corps von 8000 Spahis und Janitscharen die Belagerungsarmee umgehen und über Budapest und den großen Schwabenberg in das St. Paulusthal (heute Leopoldsfeld) und von dort in die Festung vordringen. Diese Umgehung war fast gelungen, als General Dünnewald die feindliche Bewegung bemerkte und nach erlangter Verstärkung das türkische Corps in die Flucht trieb. Die Kaiserlichen stürmten so ungestüm vor, daß die Janitscharen ihre Geschütze im Stiche ließen und alles mit sich rissen. Mehr als 2000 Türken blieben todt, 500 wurden gefangen, acht Geschütze und mehr als 40 Feldzeichen erbeutet. Als dann der Herzog von Lothringen seine ganze Armee zum Angriff auf das Heer des Großwesirs vorrücken ließ, wich dieser nach den Höhen von Promontor zurück.

Einen theilweisen Erfolg hatte der Durchbruchversuch der Türken vom 20. August. Eine Stunde vor Tagesanbruch jagten 7000 berittene Janitscharen durch das St. Paulusthal, vertrieben die Vedetten und Feldwachen und stürmten durch das Lager der Brandenburger, wo sie aber mit einem wohlgezielten Musketenfeuer begrüßt wurden. Nun war das ganze Lager alarmirt, der größere Theil der Janitscharen wurde zum Stehen gebracht und bewältigt; der kleinere Theil, etwa 300 an der Zahl, hatte sich bis in die Festung durchgeschlagen, wo sie aber zumeist verwundet und kampfunfähig eintrafen.

Mittlerweile war die Noth in der Festung auf's höchste gestiegen. In einem Briefe vom 23. August an den Großwesir äußerte Abdurrahman-Pascha seine tiefste Bekümmernis und völlige Hoffnungslosigkeit. „Ich kann“, schreibt er, „das Schloß nicht mehr behaupten, mit dem Schlosse wird aber auch die Stadt fallen. Ich bitte um des großen Gottes willen um schleunigen Succurs.“ Ungeachtet dieser prekären Lage hatte der Pascha noch am 15. August eine dritte Aufforderung zur Capitulation entschieden zurückgewiesen. Der Großwesir hätte nun freilich den Succurs gern geleistet und er versuchte am 29. August zum drittenmal den Durchbruch durch die Linie der Belagerungsarmee, jedoch wieder ohne Erfolg. Diesmal gingen 3000 berittene Janitscharen von Altofen her auf der

Straße gegen die Circumvallationslinie des Belagerungsheeres vor; sie erlitten jedoch eine totale Niederlage. „Es ist" schreibt der Kapuzinermönch Marco d'Aviano dem Kaiser Leopold, „nicht Ein Türke in die Stadt gekommen und sehr wenige dürften zurückgekehrt sein".

Die Belagerung hatte bereits eine ungewöhnliche Länge erreicht; die Stimmung der Belagerer war in Folge dessen, namentlich auch wegen der empfindlichen Verluste, großen Strapazen und langsamen Fortschritte in dem Belagerungswerke eine sehr gedrückte. Zu Anfang Juni hatte bei den Kaiserlichen viel Optimismus geherrscht, so daß man die Einnahme der Festung Ofen schon für den 11. Juli in Aussicht stellte. Jetzt machte sich fast die gegentheilige Stimmung geltend. Dazu kam, daß unter den christlichen Heerführern wenig Einigkeit waltete. Marco d'Aviano hatte vollauf zu thun, um gegenüber den Intriguen des Grafen Starhemberg und des Markgrafen Ludwig von Baden und den trotzigen Launen des bayerischen Kurfürsten die schwierige Lage des Generalissimus durch seinen weitreichenden Einfluß und durch seine Beredsamkeit zu erleichtern, die auftauchenden Differenzen beizulegen.

Außer dem Kapuzinermönche Marco d'Aviano erwarb sich noch ein anderer Mönch, der Franciscaner-Pater Rafael Gabrieli, von den Ungarn der „feurige Gabriel" (tüzes Gábor) genannt, bei der Belagerung große Verdienste. Die von ihm erfundenen Feuerwerkskörper und Pechkränze steckten die Palissaden schnell in Brand und äscherten dieselben ein; während die von ihm errichteten schwimmenden Wehren den Schiffbrücken zum Schutze dienten.

Als die Niedergeschlagenheit im Belagerungsheere schon einen bedenklichen Grad erreicht hatte, da erschien aus Siebenbürgen das sehnlichst erwartete Scherffenberg'sche Corps mit fünf Kürassier-, zwei Dragoner- und drei Infanterie-Regimentern nebst ungarischen Nationaltruppen, zusammen etwa 12.000 Mann; die Ungarn standen unter Anführung des Grafen Ladislaus Csáky. Es waren erprobte Kerntruppen, welche das geschwächte und herabgestimmte Belagerungsheer ansehnlich verstärkten, so daß Herzog Karl von Lothringen nach ihrem Einrücken den Beschluß faßte, den entscheidenden Generalsturm auf die Festung zu unternehmen. In den Tagen des 31. August und 1. September fanden die hierauf bezüglichen letzten Berathungen der Generale statt und der Generalissimus setzte den Sturm für den 2. September fest, bis zu welchem Tage auch die anmarschirenden Schweden, 1095 Mann,

eingetroffen sein würden. Die Arbeiten für den letzten Generalsturm mußten umsomehr beschleunigt werden, als es am 1. September im Lager der Verbündeten bekannt geworden war, daß der in der Nähe befindliche Großwesir eine Verstärkung von 4000 Janitscharen erwarte und daß die feindliche Entsatzarmee noch immer 40.000 Mann und mehr als hundert Geschütze zähle.

Schon am frühen Morgen des zweiten September rückten die zum Sturm commandirten Truppen in die Approchen ein, in denen sie sich, um dem Gegner nicht die Absichten des Generalissimus zu verrathen, bis zur Ertheilung des Signals möglichst ruhig zu verhalten hatten. Die Vertheidiger bemerkten gleichwohl die Bewegungen der Belagerer und ließen eine Mine auffliegen, welche aber nur ihren eigenen Werken schadete; die Geschütze der Kaiserlichen aus dem Eckrundell fegten den Rest der türkischen Palissaden hinweg.

Es war wenige Minuten nach 3 Uhr nachmittags, als durch achtzehn Schüsse aus der Batterie auf dem Schwabenberge das Signal zur Attaque ertheilt wurde. In drei Colonnen rückten die Stürmenden gegen die Breschen der Nordfront vor. Der kaiserliche FML. Graf Souches, GFWM. Dippenthal, Obrist Graf Oettingen, Obrist-Lieutenant d'Asti und Obrist-Wachtmeister Bischofshausen commandirten die erste gegen die Kaiserbresche gerichteten Sturmcolonnen; der kaiserliche Obrist Marchese Spinola, Obrist-Lieutenant von Malovec und Obrist-Wachtmeister Baron Berfé die zweite; der brandenburgische General Barfus die dritte aus Kaiserlichen, Brandenburgern und Schweden bestehende Angriffscolonne. Tausend Reiter bildeten die Reserve; die Bayern standen mit 3000 Mann in ihren Approchen bereit.

Unaufhaltsam drangen die Stürmenden vor, erreichten rascher als die zur Vertheidigung herbeistürzenden Türken die Palissaden, erstiegen die Mauern und stürmten längst derselben in die Festung. Die Türken wurden aus den Befestigungen verjagt und in einem wilden Gemetzel gegen das Schloß getrieben. Allenthalben focht die Besatzung mit verzweifelter Hartnäckigkeit; besonders heftig war aber ihr Widerstand in der Judengasse und beim Wiener-Thor. Hier fand auch der greise Pascha Abdurrahman, der ebenso muthige als geschickte Vertheidiger Ofens, mit dem Reste der Janitscharen den Heldentod.

Mittlerweile waren auch die Bayern zum Sturme geschritten, mußten aber unter schweren Verlusten zurückweichen. Da ließ der Kurfürst die

Reserve heranziehen und abermals gegen das Schloß stürmen. Allein die Türken konnten aus den zahlreichen zur Vertheidigung trefflich geeigneten Gemächern und Gängen der Citadelle noch immer nicht verdrängt werden, bis endlich die von der entgegengesetzten Seite nachdrückenden Kaiserlichen das Thor auf dem Georgiplatze der bayerischen Reiterwache öffneten. Nun wurde jeder Widerstand der Vertheidiger zwecklos; in dichten Scharen ergoßen sich die Stürmenden durch alle Räume des Schlosses und trieben die Feinde in einen innern Zwinger zusammen, in dem sie mit Granaten beworfen oder niedergeschoßen wurden. Erst nach geraumer Zeit sicherte der Kurfürst den sich ergebenden Türken Schonung ihres Lebens zu.

Plündernd drängten sich die siegreichen Stürmer in die Stadt, ihnen schloßen sich selbst die zur Bewachung der Laufgräben commandirten Soldaten an, so daß Dragoner zum Schutze der Bresche vorrücken mußten. In diesem Augenblicke traf die Nachricht ein, daß die Vortruppen der feindlichen Ersatzarmee von den Höhen abrückten und Suleiman-Pascha einen Angriff zu beabsichtigen scheine. Die Verbündeten eilten sofort auf ihre Posten, fanden aber weiter nichts zu thun, da der Großwesir viel zu spät aus seinem Lager aufgebrochen war. Als er nun Ofen im Besitze der Christen sah, wendete er sich sogleich gegen Ercsény zurück und zog nach kurzer Rast bis nach Essek.

Um 5 Uhr nachmittags, also nach zweistündigem blutigem Ringen, war Stadt und Schloß Ofen im vollen Besitze der Verbündeten, dem türkischen Joche nach hundertfünfundvierzigjähriger Knechtschaft abgerungen. Leider ließen sich die beutegierigen Soldaten an dem Siege nicht genügen; sie fahndeten in den Häusern nach Türken Juden und Schätzen, drangen mit unverwahrten Lichtern in hölzerne Räume, so daß wenige Stunden nach der Eroberung Ofen in Flammen stand. In der Nacht besetzten FML. Souches und General Wallis die brennende Stadt und thaten der Plünderung Einhalt.

Die Erstürmung hatte verhältnismäßig geringe Opfer gekostet; 200 Todte und Verwundete (unter Ersteren Obrist Spinola und der brandenburgische Obrist-Lieutenant Trützschler) bezeichnen den eigenen Verlust; von der türkischen Besatzung, die am Morgen noch 4000 Wehrfähige zählte, waren 1600 gefangen, der Rest gefallen. Reiche Beute, 215 Geschütze, große Mengen von Proviant und Munition, fielen in die Hände der Sieger; von den Soldaten erwarben viele beim Plündern Vermögen und Wohlstand, allerdings hatten sie auch im dreimonatlichen

Kampfe außerordentliches geleistet. An Tapferkeit hatten alle Truppen gewetteifert, unvergleichlich waren die Leistungen der Kaiserlichen und der Brandenburger, gewaltig die Wirkung der kaiserlichen Artillerie.

Oft ist darüber geschrieben worden, wer der erste in die Festung eingedrungen sei. Diese Frage erscheint allerdings schwer zu beantworten, weil ja bei den stattgefundenen vier Angriffen mindesten vier Personen auf diese Ehre Anspruch erheben durften, ja die Soldaten wußten sich an verschiedenen Stellen einen Eingang zu verschaffen und kletterten scharenweise über die Mauern. Urkundlich bestätigt ist, daß Johannes Fiath von Eörmenyes (Ahne der heutigen Freiherrn von Fiath) auf der Seite Lothringens und Martin Günther von Pechmann (Ahne der Freiherrn v. Pechmann) zuerst in die Stadt gelangten. Von dem zumeist genannten Obristen David Petneházy, der an den Kämpfen um Ofen tapfern Antheil genommen hatte, kann jedoch nicht nachgewiesen werden, daß er der erste in der erstürmten Festung gewesen sei; neuere ungarische Historiker erheben sogar begründete Zweifel darüber, ob Petneházy die Erstürmung von Ofen überhaupt mitgemacht habe.

Die Freudenkunde vom Falle Ofens überbrachte dem Kaiser der Großmeister des deutschen Ordens Herzog Ludwig von Neuburg, der Kaiserin-Witwe der junge Prinz von Commercy, der Kurfürstin von Bayern Graf Serényi und dem Papste der Maltheserritter Graf Thun; überdies wurden Eilboten an die Höfe aller europäischen Fürsten gesendet. Die Wirkung dieser Nachricht war überall die gleiche; ganz Europa schwamm in Freuden über den Sieg der christlichen Waffen bei Ofen. Festlichkeiten Volksspiele und Dankgottesdienste wurden allenthalben abgehalten. Kanonendonner Feuerwerke und Denkmünzen verkündeten in Wien Rom Berlin Madrid London und Paris das hochwichtige Ereignis; von allen christlichen Kanzeln wurde dessen Bedeutung dem Volke erklärt, von allen Altären Dankgebete zum Himmel emporgesendet. Ganz besondere Freude rief der Fall Ofens in Rom hervor. Papst Innocenz XI., dem an diesem Siege der christlichen Waffen ein so beträchtlicher Antheil zukömmt, verordnete, daß zur dauernden Erinnerung an die Wiedereroberung Ofens an jedem 2. September in allen katholischen Kirchen der Erde die heilige Messe zu Ehren des heiligen Stephan, des ersten Königs von Ungarn, gelesen werde.

All' diese Kundgebungen beweisen, daß die Befreiung Ofens aus fast anderthalbhundertjähriger Türkenherrschaft keine blos nationale That gewesen;

diese Befreiung wurde vielmehr bei ihrer Durchführung sofort als ein epochales Ereignis der gesammten europäischen Christenheit betrachtet, wie sie denn auch das Werk der Vereinigung dieser Christenheit gewesen war. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die Führung und Zusammensetzung des Befreiungsheeres, um sofort zu erkennen daß es ein arger Irrthum ist, wenn die Verdrängung der Türken von Ofen und aus Ungarn überhaupt als beschränkt „nationale" Waffenthat betrachtet wird. Man findet hier vor allem die glücklichen Erfolge einer Verbindung österreichischer Wehrkraft mit deutschen Streitkräften. Ofens Wiedereroberung, sowie die Befreiung und Wiederherstellung Ungarns überhaupt sind laut redende Zeugen zu Gunsten jener Politik, welche für den möglichst engen Zusammenschluß der habsburgischen Lande dies- und jenseits der Leitha sprechen und für das freundnachbarliche Verhältnis unserer Monarchie mit Deutschland.

Die Einnahme von Ofen hatte noch im Jahre 1686 bedeutsame Folgen. Sie brach die Macht der Türken an der mittleren Donau und bereitete die vollständige Eroberung des Königreiches Ungarn und seiner Nebenländer vor. Die letzten Operationen des Jahres 1686 rissen bereits Erlau Stuhlweißenburg Szigetvár und andere Festungen aus der Verbindung mit dem türkischen Reiche, weshalb auch der Großwesir selbst den Austausch dieser isolirten Plätze gegen Siklós nnd Szegedin anbot. Ebenso groß waren die politischen Folgen des Feldzuges vom Jahre 1686. Bald nach der Eroberung von Szegedin ließ der Großwesir anfragen, ob der kaiserliche FML. Caraffa zu Friedensunterhandlungen geneigt wäre; später machte die Pforte den Vorschlag eines Friedenscongresses, den alle gegen die Türkei verbündeten Staaten beschicken sollten. Der Stolz und Hochmuth des „Erbfeindes christlichen Namens" war sichtlich gedemüthigt. Die Wirkungen hievon offenbarten sich insbesondere auch in Ungarn und dessen Nebenländern sowie in deren Beziehungen zu dem rechtmäßigen Herrscher.

Der Fürst von Siebenbürgen wurde an das Interesse des Kaisers gekettet und der Malcontenten-Anführer Tököly jeder Gefährlichkeit derart beraubt, daß er den Türken lästig und dem Kaiser gleichgiltig zu werden begann. Noch wichtiger war der Umschwung, der sich seit Jahresfrist

in der Gesinnung der ungarischen Nation vollzogen. Hatte schon die von den Türken gegen Tököly verübte Gewaltthat einen Theil der bisherigen Frondeurs auf die Seite des rechtmäßigen Königs getrieben, so brachte nun die Eroberung von Ofen viele der Hartnäckigsten unter den Malcontenten dahin, sich Leopold I., in dem sie den Wiederhersteller des ungarischen Reiches erkennen mußten, zu unterwerfen.

Ofens Wiedereroberung verkündigt den segensreichen Erfolg der Herrschaft des habsburgischen Fürstenhauses in Ungarn, ohne welche dieses Land höchst wahrscheinlich eine Beute der türkischen Barbarei verblieben wäre. Wenn im Jahre 1687 die ungarischen Stände in dankbarer Anerkennung dieser hohen Verdienste der Dynastie die Erblichkeit der Krone in den männlichen Nachkommen zugesprochen haben, so war dies nur ein geringes Entgelt für all' die langjährigen Mühen und Opfer, welche die habsburgischen Fürsten seit 1526 für Ungarn gebracht hatten.

Daß Ofen wiedererobert und Ungarn aus harter Türkennoth befreit worden ist, war insbesondere für die ungarische Nation selbst von entscheidender Bedeutung. Ohne diese Abschüttlung der erdrückenden Fremdherrschaft hätte das Volk der Magyaren seine Forteristenz kaum fristen können; es wäre abgewelkt verdorrt verschwunden. Dem einmüthigen Zusammenwirken aller Volksstämme der Monarchie und vorab den Deutschen verdankt Ungarns Land und Volk seine Befreiung und seine culturelle Wiedergeburt. Die Erkenntnis und gerechte Würdigung dieser Thatsache wird in unseren Tagen leider nur zu gern außeracht gelassen. Umso angenehmer berührt die Unbefangenheit und Objectivität, mit welcher der geistvolle Essayist Graf Anton Szécsen in seiner Denkrede bei Gelegenheit der Ofner Revindications-Feier in Anwesenheit Sr. k. k. apost. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Königs der historischen Wahrheit offen und entschieden die Ehre gegeben hat.

„Die Wiedereroberung Ofens", betont dieser Festredner, „war nicht ausschließlich der Sieg der ungarischen Waffen. Sie war ein Sieg der zu einem gemeinsamen Ziele vereinigten Kräfte und hauptsächlich jenes die ritterliche Tapferkeit mit der Begeisterung des Pflichtbewustseins vereinigenden kriegerischen Geistes, welcher auf zahlreichen Schlachtfeldern Europas sich immer mehr entwickelte und welcher vor Ofen in dem Herzoge von Lothringen seinen glänzendsten Repräsentanten sah. Das christliche Europa des 17. Jahrhunderts hat unter den Mauern von

Ofen jenen Dank aufopfernder Tapferkeit abgestattet, welchen es dem Ungarn des 15. Jahrhunderts schuldete. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts konnte Ungarn die Rolle des Bollwerkes der Christenheit gegenüber der Türkenmacht nicht länger allein fortführen. Der innere Verfall fiel mit der unwiderstehlichen äußeren Gefahr zusammen. Länger als anderthalb Jahrhunderte erwartete ein großer Theil Ungarns sehnsüchtig die energische und consequente Unterstützung des christlichen Europas. Die so oft vereitelten Hoffnungen mußten einen energischen Einfluß üben auf die Natur der ungarisch-türkischen Verhältnisse sowie auf jenen Geist, in welchem man dieselben zu betrachten begann. Die zeitweilig friedlichere Gestaltung der mittel- und westeuropäischen Lage, das Gewicht und die Bedeutung der internationalen Stellung des Herrscherhauses und das im Augenblicke der Türkennoth sich immer weiter verbreitende Gefühl dessen, welch gewichtige Interessen sich an die Aufrechterhaltung der Herrschaft dieser Dynastie knüpfen, ein Gefühl das hauptsächlich die Fürsten und tapferen Heere des deutschen Reiches um den kaiserlichen Oberfeldherrn sich schaaren ließ, schufen den großen Bund von 1683 und mit ihm das so sehnsüchtig und so lang erwartete wirksame Mittel zur Wiedereroberung Ofens und zur Befreiung Ungarns vom Türkenjoche. Diese Wiedereroberung hat den Grundstein zur Vernichtung der Türkenherrschaft in Ungarn und zur Befreiung dieses Landes niedergelegt; sie war die unumgängliche Vorbedingung der Wiedergeburt des Landes".

So wurde der von der tapfern kaiserlichen Armee und ihren Verbündeten errungene glanzvolle Sieg zum Segen für Ungarn, zum Segen für das habsburgische Haus und dessen übrige Königreiche und Länder, sowie zum Segen für die gesammte europäische Christenheit!

Karl Madjera.

Ein Lebensbild von Joseph Schönbrunner.

Es könnte absonderlich erscheinen, daß erst heute, so viele Jahre nach dem Tode des Malers Karl Madjera diese Zeilen erscheinen. Ich erlaube mir demnach diesen Vorgang im Nachstehenden zu motiviren:

Bei der Durchsicht des Cataloges über die kürzlich hier in Wien zur Versteigerung gekommene Kunstsammlung des bekannten, im Sommer 1885 verstorbenen Kunstexperten Georg Plach, fiel mir unerwartet der Name meines verewigten Freundes, des Historienmalers Karl Madjera ins Auge. Ich war wehmüthig und angenehm zugleich berührt von dem Epitheton, welches man in der Vorrede zu dem genannten Catalog dem Verewigten ertheilte, und mit welchem er ein „hochbegabter Führich-Schüler" genannt wird. Der Zufall wollte es, daß man sich, als ich die erwähnte Ausstellung besuchte, erinnerte, ich sei auch ein Führich-Schüler gewesen, und als solcher vielleicht in der Lage über Karl Madjera Auskunft zu geben. Ich that es natürlich mit Freuden, beschloß aber sofort, da sich anderweitig nirgends Nachrichten über ihn vorfanden, einen biographischen Nachruf zu verfassen.

Zunächst wendete ich mich an die Witwe des Verstorbenen, an Frau Karoline Madjera, Tochter des verstorbenen Landesgerichtsrathes Sterz, um Auskünfte über ihren Gatten und erfuhr von ihr in zuvorkommendster Weise das Gewünschte.

Im allgemeinen waren mir wohl die marquantesten Lebensumstände Madjera's noch aus unserer Collegenzeit bekannt, allein es fehlten die — Jahreszahlen. Da enthob mich ein in Form eines Separatabdruckes zur Verfügung gestellter Nachruf, aus der hiefür berufensten Feder des k. k. Hofrathes Lucas Ritter von Führich, des intimsten Freundes des verewigten Madjera, dieser Arbeit.

Die Abfassung des von mir geplanten Lebensbildes fand ich durch die genannte Arbeit des Herrn v. Führich so sehr übertroffen, daß ich sofort beschloß, diesen Nachruf, welcher dem patriotisch-freudigen Charakter, aber auch den so ernsten Intentionen unseres Künstlers beredetsten Ausdruck verleiht, voll und ganz wiederzugeben, umsomehr, als es das alleinige Exemplar ist, über welches die schon genannte Dame verfügt.*)

Ich bemerke nur noch, daß ich der Arbeit des Herrn v. Führich etwa ein halbes Dutzend Jahreszahlen hinzufügte, die mir eben jetzt mitgetheilt wurden, nebst etlichen Daten und Noten, welche ich meiner eigenen Erinnerung entnahm.

Joseph Schönbrunner.

„Die grünen Rebenhügel oberhalb Grinzing entlang bewegte sich vor wenigen Tagen ein stiller Leichenzug bergab. Ein schlichter Künstler war es, den wir zu Grabe geleiteten — Karl Madjera — keiner von denen, die Aufsehen machen in der Welt, aber doch ein Künstler in des Wortes schönster, reinster Bedeutung."

„So oft die Kunst verfiel" — und wir leben in einer Periode raschen Verfalles — „ist sie durch die Künstler gefallen."

Diese schwere Anklage eines großen Künstlers läßt vielfache Entschuldigungen für die Angeklagten zu, sie bleibt aber als solche aufrecht, wenn wir auch die Wucht der Motive anerkennen, die die Künstler drängen können, der Mode des Augenblickes und noch manchem Schlechteren zu huldigen und darüber das hohe Ziel der Kunst aus den Augen zu verlieren. Es bleibt eben auch das schöne Wort aufrecht: „Kein Mensch muß müßen."

Wenn wir nun einen concreten Menschen vor uns sehen, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften — nicht aus Kurzsichtigkeit, sondern mit klarem Blicke, nicht aus träger Gewohnheit, sondern im mühsamen Kampfe aus Ueberzeugung und Begeisterung — sich zu dem Panier echter Kunstpflege durchgeschlagen, das immer einsamer und verlassener dasteht, und dort ausgehalten hat bis an's Ende, so geht uns das Herz auf, wie auf Bergeshöhe. Ein solcher Mann war Karl Madjera.

„Es gibt nur Eins, was die Freiheit des Menschen in Fesseln schlägt: es ist dies die Furcht, die in der Besorgnis zu leiden ihren Grund hat." Diese Furcht beherrschte ihn nicht.

*) Seinerzeit im Feuilleton des „Vaterland" abgedruckt.



Leid und Mühsal war er von früher Jugend an gewohnt. Sie haben vielleicht damals schon seine körperlichen Kräfte untergraben, die Freudigkeit seines Strebens haben sie nicht gebrochen, sondern gestählt.

Er war am 30. August 1828 zu Hamburg geboren. Nach einer wohlbenützten Schulzeit, die er in seiner Vaterstadt verbrachte, war er bald auf eigenen Broderwerb angewiesen. Er fand ihn kärglich als Lithograph und brachte in dieser Beschäftigung mehrere Jahre in Holstein zu (1848), dessen ernste Seegestade mit ihren Hünengräbern ihm immer in lieber Erinnerung blieben. Aber es verlangte ihn nach einem Berufe, der sein Herz ausfüllte. Im Schatten der weitgestreckten von der fernen Brandung durchblitzten Eichenwälder Holsteins reifte in ihm der Entschluß, heimlich, ohne die geringste Unterstützung, seinen Aufenthalt zu verlassen und am heimatlichen Strome aufwärts zu wandern bis nach Dresden, um sich dort der Kunst zu widmen. Er führte ihn aus. In Dresden angelangt, fand er Herberge am rechten Elbe-Ufer, und als er am ersten Morgen erwachte, klang vom Strome her der Eichendorff-Mendelssohn'sche Chor „Abschied vom Walde“ mit der Schlußstrophe:

„Was wir still gelobt im Wald —
Wollen's draußen ehrlich halten...
Lebe wohl, du schöner Wald!“

Dieser ernste zu seiner Lage so wunderlich stimmende Liedesgruß mag zu der übrigens in seinem ganzen Wesen begründeten Vorliebe für die Dichtungen Eichendorff's beigetragen haben — Eichendorff's, des echten Vertreters ungefälschter deutscher Gesinnung in Lied und That, dessen Worte: „Anders sein als singen deucht mir ein dummes Spiel“ von Madjera und dessen Gesinnungsgenossen oft als Wahlspruch gewählt wurde, um die Zweischlächtigkeit zwischen Kunst und Leben zu bekämpfen.

Madjera war ein deutsches Gemüth durch und durch, aber nicht von denen, die für das glänzende Schlagwort der deutschen Einheit die Fälschung des innersten Kernes deutschen Wesens blindlings in den Kauf nehmen. Mit Gottvertrauen und Jugendmuth ging er an's Werk, studierte emsig an der Akademie und in der herrlichen Galerie und übte mit einigen akademischen Freunden die edle Kunst des Gesanges, die ihm oft über die Last der drückendsten Entbehrungen hinweghalf. Nach zwei Jahren (1852) ging er nach Wien*) und ward ein begeisterter Schüler v. Führich's,

*) In Wien, welches seine zweite Vaterstadt im schönsten Sinne, wie er selbst sagte, ward, fand er sich ungemein behaglich. Auch hier gehörte er zu den unermüdlichsten

der ihn seines ernsten idealen Strebens und des erfolgreichen Bemühens wegen, alles, was er unternahm, gründlich durchzuführen, stets hoch hielt. Eine Zeichnung aus den Werken der Barmherzigkeit: „Die Hungrigen speisen" war das erste, was er dem neuen Lehrer zur Erlangung der Aufnahme vorwies.

Sein durchaus christliches Gemüth konnte sich mit einer pietistischen Gefühlsschwärmerei nicht begnügen, sondern gelangte zu der Ueberzeugung, daß bei aller Anerkennung der edlen Persönlichkeiten unter den Protestanten consequentes Christenthum nur in der katholischen Kirche zu finden sei. Er verfocht ihre Anschauungen gern und mit Geist und Eindringlichkeit gegen jedermann, ebenso fern von blindem Zelotismus, als von liberalen Zugeständnissen und trat endlich zur katholischen Kirche über.*) Fortan übte er als Historienmaler die kirchliche Kunst mit warmer Liebe, griff aber auch gern zu andern romantischen Stoffen, die seiner Eigenthümlichkeit nahe lagen. Sein Lehrer Führich stimmte ihm hiebei gern zu und die Kunstweise des ihm von Dresden her bekannten Ludwig Richter blieb dabei nicht ohne Einfluß.

So entstand unter anderm (1860) ein noch in der Familie befindliches schönes Aquarell, das in mehreren Darstellungen die Sage von Karl dem Großen und Fastrada darstellte, an die der Kaiser noch nach ihrem Tode durch den Zauber des Ringes, den sie trug, gefesselt blieb, bis Bischof Turpin ihn davon löste. Um dieselbe Zeit fertigte er im Verein mit seinem auch schon verstorbenen Freunde Andreas Mögele die prachtvollen Copien nach dem weltbekannten Kirchen-Ornate des Toison-Ordens, der heute in der k. k. Ambrasersammlung aufbewahrt wird, an, welche der verstorbene Architekt und Professor Karl v. Rösner in der k. k. Staatsdruckerei publiciren wollte und von denen eben auch eine Copie im Plach'schen Besitz sich vorfand. Wo die übrigen Copien sich heute befinden, ist dem Referenten unbekannt.

Die kleinen Fresken in den kaiserlichen Appartements des neuen Opernhauses in Wien zu Webers „Oberon" und „Preciosa" malte er

Sängern. Er übte den Gesang als angenehmste Erholung und machte uns Freunden auf Studienausflügen durch seine gemüthvollen sinnigen Bemerkungen über unser schönes Vaterland stets viel Vergnügen.

*) Es ist mir noch erinnerlich, in welch' beneidenswerth glückseliger gehobenen Stimmung Madjera war, als er sich zum Uebertritt in die katholische Kirche vorbereitete. Sein Antlitz leuchtete oft förmlich. Der feierliche Act fand am 25. März 1854 statt.



1868—69 mit Lust und concurrirte später auch mit einem geistvoll gedachten Entwurfe für das in Wien zu errichtende Schiller-Monument. Die meisten seiner Arbeiten aber sind Altarbilder, die er immer mit voller Hingebung bis in's einzelne durchbildete. Es befinden sich solche in Warasdin, in der vom Grafen Fries neuerbauten Kirche zu Vöslau, in Weidmannsfeld bei Gutenstein, in der Kirche der Salesianerinen in Wien, eine liebliche „Geburt Christi" in der Klosterkirche zu Döbling, ein „guter Hirte" in der Capelle des Strafhauses in Stein; 1873 verfertigte er Fresken aus dem Leben Jesu in der Absis des Altares der von Friedrich Schmidt neu erbauten prachtvollen Pfarrkirche „Maria vom Siege" zu Fünfhaus*) bei Wien.

Wie weit er in der Durchbildung seiner Arbeiten zu gehen verstand, beweist unter anderem ein gleichfalls im Besitze des Kunsthändlers Plach befindliches Miniaturgemälde auf Pergament, das die Madonna in einem im Renaissancestyl gehaltenen Gemache darstellt. Es gibt nicht leicht ein mittelalterliches Miniaturbild, das so sorgfältig und zart ausgeführt wäre als dieses. Aehnliches vermochte seine starke Willenskraft noch in den letzten Wochen seines Lebens in einer Miniature zu leisten, die als erstes Blatt zu einem vom Kunsthändler Pustet in Regensburg für den Farbendruck bestellten Cyclus aus der Geschichte des „egyptischen Joseph" bestimmt war.

Madjera besaß eine nicht gewöhnliche allgemeine Bildung, die er nicht so sehr in der Schule, als im Leben und durch Lectüre sich erworben hatte, wobei ihm ein treffliches Gedächtnis zu statten kam. Mit seinem scharfen Urtheil hielt er nie zurück. Die Furcht „sich zu blamiren" bezeichnete er mit Recht als eines der schlimmsten Hindernisse männlicher Charakterentwicklung in der Gegenwart. Er hatte diese wie jede Art Menschenfurcht überwunden, was ihm durch eine angeborene Schlagfertigkeit freilich auch leichter wurde als Anderen. Diese Eigenschaften und sein allezeit heiteres frisches Gemüth und reines Herz befähigten ihn in hervorragender Weise zum Lehrer der Jugend, als welcher er an der Theresianischen Ritterakademie**) in Wien und in den Familien des Erzherzogs Karl Salvator, des Herzogs von Coburg und anderwärts in bestem Andenken steht.

*) Blos die drei ersten Bilder eines aus sechs Darstellungen bestehenden Cyclus. Die von Karl Madjera nicht mehr gemalten nächsten drei Fresken vollendete der auch schon heimgegangene Karl Schönbrunner.

**) Angestellt gegen das Ende des Jahres 1866.

Am 1. Juni 1867 verheiratete er sich mit der einzigen Tochter des Landesgerichtsrathes Sterz, Namens Karoline, die er ebenfalls als Lehrer kennen lernte. Aus dieser Ehe stammen zwei Kinder, Wolfgang und Marie. Mit inniger Zärtlichkeit hing er an seiner Familie. Leider aber störten häufige Krankheiten, von denen er selbst und die Kinder heimgesucht wurden, und damit verbundene andere Sorgen den heiteren Genuß seines Glückes. Das Brustleiden, dessen Vorhandensein schon früher aus der ungewöhnlichen Hagerkeit seiner Gestalt sich ahnen ließ, trat immer deutlicher hervor. Körperliche Schonung war ihm früher unbekannt, jetzt übte er sie seiner Familie wegen mit Aengstlichkeit. Obwohl er sich keinen Augenblick über das Fortschreiten der Krankheit täuschte, bewahrte er doch bis in das letzte Jahr die Heiterkeit des Gemüthes. Im Herbste 1874 drängte es ihn unwiderstehlich, seinen alten Vater, der ihn vor einigen Jahren in Wien besucht hatte (die Mutter war schon in seiner Jugend gestorben), und seine Geschwister nochmals aufzusuchen, den Seinigen seine schöne Vaterstadt zu zeigen und wo möglich am Seegestade, wo er die ersten Jünglingsjahre verlebt, mit ihnen eine kurze Erholung zu finden. Er unternahm die durch die Obsorge über zwei kleine Kinder mühevolle Reise. Auf der Rückfahrt hielt er in Dresden an, und suchte sich einen Gasthof in der Nähe jener ersten Herberge, wo er als Jüngling mit kühnen Hoffnungsträumen zuerst eingekehrt war, und — sonderbar — von einem bewimpelten Schiffe herauf klang am ersten Morgen das selbe Lied wie damals, als sollte eine andere Jugend mit andern Hoffnungen wiederkehren.

In Wien angekommen, fesselte ihn ein heftiger mit Fieber verbundener Husten bald an's Zimmer und verließ ihn den ganzen Winter hindurch nicht mehr, rieb vielmehr sichtlich seine Kräfte auf.

Bei der 75. Geburtstagfeier seines geliebten Lehrers Führich konnte er nicht mehr persönlich zugegen sein. Er betheiligte sich aber dadurch an derselben, daß er die ihm von ehemaligen Collegen übertragene künstlerische Ausstattung der schönen Schüleradresse mit einer sinnreichen Initiale schmückte, in der Christus als Sämann dargestellt ist. Zwei kleine für den Holzschnitt vorbereitete Zeichnungen und das schon erwähnte Miniaturbildchen: „Der Verkauf Josephs" mit dem als Erfüllung dieses Vorbildes grau in grau beigefügten „Verrathe Christi durch Judas" waren seine letzten Arbeiten. Josephs Weg durch Leid zur Freude und die Beziehung auf des erstandenen Erlösers eigenes Wort an die zagenden

Jünger von Emaus: „Mußte nicht Christus leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen“ — enthielt wohl Trost für eigene Trübsal.

Im März des Jahres 1875 nahm er den Unterricht im Theresianum wieder auf und führte ihn trotz der Warnung seiner Angehörigen fort bis kurze Zeit vor seinem Ende. Der Arzt rieth zu einer baldigen Uebersiedlung auf das Land und Madjera wählte eine Wohnung auf dem Reisenberge und freute sich der bevorstehenden Nachbarschaft Führich's, mit dessen Familie er früher mehrere Sommer verlebt hatte.

Noch empfand er mit Erquickung den frischen Frühlingsduft aus Wald und Wiese. Ergebung und Ruhe war in sein Inneres eingekehrt. Am Tage vor seinem Tode noch skizzirte er im Gärtchen sitzend einen Baum. Am achten Tage, nachdem er die Stadt verlassen, den 30. Mai 1875, verschied er, mit den Gnadenmitteln der Kirche gestärkt, während unten im Thale die Glocken die Frohnleichnamsprocession verkündeten.

Als wir ihn zu Grabe geleiteten, den sonnigen Weg hinab, den er so manchmal fröhlich gewandert, zwischen blühenden Rosenhecken unter Lerchengesang im Anblicke des feierlich nach Osten ziehenden Donaustromes, da überkam uns ein Gefühl schwermüthiger Freude, wie so harmonisch dieser Abschluß zu dem ganzen Künstlerleben stimme, als hätte der Todte selbst dies Ende seiner mühe- und hoffnungsreichen Pilgerfahrt angeordnet.

Auf dem Friedhofe in Grinzing ist sein Grab, von grünem Weingelände umgeben, über die der ernste Wald von den Bergen herniederschaut.

„Leb' wohl, Du edler Freund, der Herr
Lass' ausruh'n Dich von Lust und Noth,
Bis daß das ew'ge Morgenroth
Den stillen Wald durchfunkelt.“



Aus den österreichischen Alpen.

Von Xaver Mayrhofer v. Grünbühel.

Der Kirchhof zu Keutschach.

Stiller Freithof, zwischen Bergen
Bist du freundlich eingebettet,
Als ein sanfter Pfühl der Ruhe
Nach des Lebens Last und Trauer.

Um der Kirche grau Gemäuer
Schmiegt sich grüner Rasenteppich
Ueber Gräber, d'rin die Todten
Seit Jahrhunderten sich folgen;

Und aus einem Wald von Kreuzen
Seh' ich eine Säule ragen,
Wie der fromme Sinn der Ahnen
Sie den Abgeschied'nen weihte.

Schlank sich von der Erde hebend,
Kreuzgeschmückt und schwarz von Alter,
Also grüßt sie nach der Straße,
Leis' den Wanderer zu mahnen.

Längst verloschen ist die Lampe,
Die darin in bessern Tagen
Jenen strahlte, die zum Frieden
Ihres Heilands heimgegangen.

Glücklich seid Ihr noch zu preisen,
Die Ihr ruht an dieser Stätte,
Denn euch leuchtet vom Altare
Nachbarlich das ew'ge Licht!

Häufig kommen die Lebend'gen
Mit den Todten hier zusammen,
Häufig senkt sich des Gebetes
Thau auf Eure Gräber nieder.

Doch wie Viele, ach, entbehren
Jenes zarten Zolls der Liebe —
Sterne sind die einz'gen Leuchten,
Die auf ihre Gräber strahlen,

Lüfte, sacht die Halme beugend,
Die auf ihren Hügeln sprossen,
Sind der einz'ge Hauch des Lebens,
Der ob ihrem Moder weht.

Wehet Lüfte, Sterne strahlet
Unverhüllt von düsteren Wolken
Und ersetzt der Menschen Kälte;
Wetter, schont der alten Säule!

Bis einst wieder, neu entzündet,
Der Verstorbenen Gedächtnis
In den Herzen, ob den Gräbern
Tausendfach gen Himmel strahlet.

Frohnleichnam in St. Ruprecht bei Klagenfurt.*)

„Kirchtag“ wollen heut' wir feiern,
Kommt hinaus auf unsern Plan,
Windet Kränze Euren Todten,
Frische Blumen pflanzet an;

Schöner schmücket uns're Hügel
Zu des Festes Wiederkehr —
Auch der Todten Haus soll prangen
Zu des Heilands größ'rer Ehr'!

Die Fürstengruft in Neuberg.

Durch Wald und Wiesen schlinget
Die Mürz ihr grünes Band,
Wo seit viel hundert Jahren
Neuberg, das Münster, stand.

Dort ruhet Herzog Otto's
Des Fröhlichen Gebein,
Das Grab des Fürsten decket
Ein rother Marmelstein;

So roth als wie die Rosen,
Die er um's Haupt sich wand,
Da blühend noch und heiter
Er vor den Seinen stand.

Nun magst du, Otto, trauern,
Das ahntest du wol nie:
Verstummt in Neubergs Mauern
Ist Chor und Psalmodie!

Es schweigt ob deinem Grabe
Des Ordens treu' Gebet,
Die Hüter und ihre Habe,
Ein Sturm hat sie verweht.

Und weil ein fromm' Gedenken
Der Zeit nicht mehr entsprach,
Sollt' deine Reste kränken
Vergessenheit und Schmach.

Der Baum, der Segen spendet —
Die Stiftung — fiel dahin,
Doch ward die Schmach gewendet
Durch treuer Enkel Sinn.**)

---

*) Diese Pfarrkirche befindet sich innerhalb des Ortsfriedhofes, der mit dem städtischen einen Gottesacker ausmacht, durch welchen sich der Frohnleichnamsumgang bewegt; aus diesem Anlasse werden die Gräber besonders festlich mit frischen Blumen geschmückt.

**) Auf Befehl Sr. glorreich regierenden Majestät wurden im Jahre 1870 die Gebeine des Herzogs Otto und von dessen Angehörigen gesammelt, geordnet und in eine neue reich ausgestattete Tumba beigesetzt.

Beim Seewirth am Erlassee.

(In's Fremdenbuch.)

Dem Hause bleibt der Gast gewogen,
Das alles hielt, was es versprach,
Er kommt zum zweitenmal gezogen
Und rühmet weit sein freundlich' Dach.

Nicht wohl mit Geld ist zu entgelten,
Was unberechnet wir gehabt —
Die Wirthinen sind heute selten,
Die auch die Herzen uns gelabt.

Wernberg.*)

Wernberg ist die Burg am Werder,
D'rum in kampfbewegter Zeit
Herzog Bernhard führt' mit Eckbert,
Bambergs Bischof, blut'gen Streit.

Villachs Blüthe reizt' den Herzog
Und er wollte Welschlands Handel
Nun auf seine Straßen bannen,
Doch der Streit schuf keinen Wandel.

Georg Khevenhüller baute
Dann das Haus mit neuer Pracht,
Seinem Stamm es zu erhalten
War er väterlich bedacht;

Setzte über's Thor sein Steinbild,
Stolz, daß ihm das Werk gedieh'n —
Doch es sah des Bauherrn Enkel
Schon in fremde Lande zieh'n.

Denn der alte Glauben siegte:
Jenen blieb der neue werth,
Trotzend gar in Schwedens Reihen
Trugen sie ihr Ritterschwert.

Später kamen Klosterherren,
Wohnten lang im alten Schlosse —
Wo sie ihre Tafel hielten,
Wiehern heut' der Herrschaft Rosse,

*) Der Handelskrieg zwischen Herzog Bernhard und dem Bischof von Bamberg als dem Herrn Villachs fällt in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts. Die Inschrift zu dem Standbilde des Freiherrn Georg Khevenhüller, der unter Erzherzog Karl Landeshauptmann von Kärnten war, nennt das Jahr 1576 als Epoche des Neubaues; dessen Enkel Freiherr Paul wanderte im Jahre 1629 aus und trat alsbald in schwedische Kriegsdienste, wohin ihm auch ein Vetter aus der Frankenburger Linie seines Hauses folgte. Seit 1672 durch Kauf an das unfern gelegene Benedictinerstift Ossiach übergegangen, wechselte Schloß Wernberg nach der Aufhebung dieses Stiftes vielfach den Besitzer und ist gegenwärtig Eigenthum der Freifrau Josephine Fröhlich von Salionze, geb. v. Wohlgemuth. Wernberg hieß im Mittelalter Werdenburg von einer unterhalb gelegenen Drauinsel.

Und des Dorfes Löschgeräthe
Fand gar weihevollen Ort:
Als noch Ossiachs Inful glänzte,
War für's Volk die Kirche dort.

In dem Saale der Prälaten
Rühmet manch' verblich'nes Bild
Dieser Mönche Friedensthaten
In der Vorzeit rauh und wild. —

Prächtig ist das Schloß zu schauen
Mit den Thürmen altersgrau,
Die aus dunklem Forste ragend
Herrschen in dem Thal der Drau.

Prächtiger von seinen Zinnen
Ist der Ausblick in die Weite —
Auf die hehre Welt der Berge,
In das Thal, das freundlich breite,

Wo die Stadt von ferne schimmert,
Und der Strom, der Burg zu Füßen,
Wallt heran im kühnen Bogen,
Gleich als wollt' er sie begrüßen.

Kurzgefaßte Lobpreisung
des kunstreichen und unvergleichlichen Lindwurm-Denkmals auf dem Neuen Platze zu Klagenfurt in Kärnten.*)

Ein wunderbarlichs Werk ist wahrlich dieser Bronnen,
So seines Gleichen kaum auf unsérm Erdkreis sind't,
Solch's hat ein großer Geist gewißlich nur ersonnen,
Der hohen Ruhm und Preis für alle Zeit verdient.
Was ist der Babelsthurm, was sind die Pyramiden,
Des Hadrians Gebäu und Chinas Mauerwehr?
Sie alle haben fast der Kunst Geschmack vermieden,
Das Auge wird erfüllt, jedoch das Herze leer;
Indeß bei diesem Werk der Geist auch wird geletzet,
Weil ein sehr tiefer Sinn darinnen sich erzeigt,
Denn es wird die Vernunft in höchsten Flug versetzet,
Der redend macht den Stein, so nur dem Thoren schweigt.
Damit auf Erden hier wir unser Dasein fristen
Und kommen nach und nach zur höhern Lebensspur,

---

*) Der Verfasser ist weit entfernt, mit den folgenden Versen dem hohen örtlichen Interesse des originellen Stadtwahrzeichens nahetreten zu wollen; dieselben sind lediglich eine heitere Nachbildung des überschwenglichen Styls, wie er zur Zeit der Vorherrschaft des hochstelzenden Alexandriners der Franzosen bei Mitgliedern deutscher Sprachgesellschaften zum Preise heimischer Gegenstände im Brauche war.

Muß immerfort der Mensch durch seine Künst' und Listen
Im Kampfe liegen mit den Kräften der Natur,
Die ungebrochen stets von neuem sich gebären.
So sperrt der Wurm das Maul und schließt es nimmer zu,
Und ohne Unterlaß der Mensch sich muß erwehren —
So kommt sein müder Arm vom Schlagen nicht zur Ruh.
O Genius der Kunst! du hast mit Gold besamet
Des Künstlers Künstlergeist und seine Phantasie,
Daß seinem Beispiel gleich mein Griffel nicht erlahmet,
Das lehrt mich immer mehr dieß ungeschlachte Vieh!

Die confessionale Frage in Oesterreich 1848.

Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit.

Von Frh. v. Helfert.

(Fortsetzung aus den Jahrbüchern 1882, 1883, 1884, 1885, 1886.)

XV.

Frei Israel?

Qui multiplicat gentes et perdit eas, et subversas in integrum restituit. Job. 12, 23.

Der die Völker groß macht und sie verderbet, und wenn sie gestürzt sind, in den vorigen Stand setzt.

Es wurde schon einmal bemerkt*) daß die Judenfrage im Hingang der Monate des Jahres der Wirrnis so ziemlich denselben Charakter bewahrte und Standpunkt einhielt, den sie in den verschiedenen Theilen unserer Monarchie gleich anfangs zu erkennen gegeben hatte. In der galizischen Landes-Petition vom März war von allen Ständen die gänzliche politische und bürgerliche Gleichstellung der Juden ausgesprochen worden**) und gingen in der darauffolgenden Zeit sowohl Regierungsorgane als städtische Gemeinden in der allmähligen Einführung dieses Grundsatzes in die Praxis Hand in Hand mit Vertretern des Judenthums. In der Lemberger Nationalgarde zählte man mit Einschluß der Akademiker bei 300 Juden; die Wahlen der Verordneten in den Lemberger Stadtrath wurden auf breitester Grundlage, sohin ohne Bevorzugung eines Glaubensbekenntnisses ausgeschrieben; unter den 400 Bürgern die bei dem vorläufig für Preßvergehen einzuführenden Geschwornengericht zu fungiren hatten, befanden

*) Jahrb. 1885, S. 318.

**) Jahrb. 1882, S. 155 f.

sich nicht weniger als 150 Juden. Ähnlich war es in den Kreisstädten. Ein Berichterstatter aus Stanislau schildert uns die Rückkehr der städtischen Nationalgarde von einem Übungsmarsch in die Stadt, darunter eine Compagnie unter Commando des jüdischen Officiers Leon Sax: „muthige Männer mit Tact und fester Haltung; man erkannte nicht den gedrückten Juden bei ihnen, sondern alles bildete einen Körper. So soll es auch sein!“ *) Ihrerseits suchten sich viele galizische Juden in Sprache Kleidung und Sitte mehr und mehr ihren christlichen Mitbürgern zu nähern **), in gemeinnützigem Wirken, in Bethätigung der Nächstenliebe mit ihnen zu wetteifern. Als im Hochsommer die asiatische Brechruhr neuerdings auftrat und in einzelnen Gegenden in erschreckender Weise um sich griff, in manchen Judenstädten geradezu verheerend wüthete, ganze Familien hinwegraffte — in Brody zählte man an einem Tage 120 Todte — griffen die Chasidim, ihrem Charakter getreu, zu allerhand abergläubischen Mitteln und Vorkehrungen ***), während die Reformer in werkthätiger Hilfe, Mitwirkung beim Spitaldienst, Geldspenden hinter den christlichen Mitbürgern nicht zurückblieben. In der Kreisstadt Brzezan traten die Juden Samuel Hirsch, Joseph Fahrenhecht (Fahrenrecht?) und Hirsch Weinberg an die Spitze eines Vereins, der den an der Cholera erkrankten Personen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses Beistand aller Art leisten sollte; acht Leute wurden ausersehen die je zwei und zwei, mit Kampferspiritus Knoblauch Essig Theer und Anodynis ausgestattet, die einzelnen Kranken zu besuchen hatten u. dgl. †) Darum wurde auch Galizien von den Wiener Juden als Musterland hingestellt, als „das Paradies Börne's und die Hölle Ebersberg's“ gepriesen††).

*) C. O. f. Juden Nr. 39 S. 362, Stanislau 1. September.

**) Ebenda Nr. 43 S. 382—384: Zur Judenfrage in Galizien.

***) Ebenda Nr. 45/46 S. 401 f. Brody 24. September.

†) Bohemia Nr. 156 v. 30. August nach dem Dziennik Narodowy Nr. 124. In Stanislau starb u. a. am 22. August Friga Halpern, Mutter des Reichstags-abgeordneten Abraham, eine Frau die wegen ihres frommen Sinnes und ihrer Wohlthaten besonders gerühmt wurde; C. O. f. Juden S. 361.

††) Diese Bezeichnung bezog sich eigentlich auf einen besondern Fall. In einem Streite der während der Marktzeit von Ulaszkowce, Czortkówer Kreis, zwischen einem böhmischen Glashändler und einigen Juden ausgebrochen war, hatten die Behörden zu Gunsten der letzteren entschieden und nun jubelte C. O. f. Juden Nr. 29, S. 290: „Hoch Ulaszkowce! Ulaszkowce wird das Paradies Börne's, die Hölle Ebersberg's heißen.“

Ähnlich stand es, was die Haltung der Regierung und ihrer Organe betraf, in Ungarn, wo das unverkennbare Bestreben vorwaltete, die mosaischen Confessions-Verwandten an öffentlichen Einrichtungen in gleicher Weise wie deren christliche Mitbürger theilnehmen zu lassen. So verfügte der Minister Szemere die Aufnahme israelitischer Taubstummen unter gewissen Zahlungsbedingnissen in das aus christlichen Stiftungen hervorgegangene Waitzner Institut*). In der Bevölkerung dagegen, namentlich der städtischen, war die Stimmung getheilt. Während in einigen Orten die Judenfreundlichkeit der christlichen Bewohner anhielt oder über die gegenseitige Strömung das Oberwasser gewann, trat in andern das Widerspiel ein, wobei allerdings häufig engherzige Nebenzwecke mitwirkten. Als in Pest alle Gewerbetreibenden Arbeit für die militairische Ausrüstung erhielten, schritt die Kürschnerinnung beim Ministerium um die Verfügung ein, jüdischen Schneidern die Aufnahme christlicher Gesellen zu verbieten. Besonders war es Presburg, das bei der Haltung blieb die es vom ersten Augenblicke der Bewegung eingenommen hatte. Als im Hochsommer der israelitische Leseverein um die Bewilligung einschritt eine geeignete Räumlichkeit in der Christenstadt zu miethen, wurde das Begehren vom Magistrate rund abgewiesen. „Also wohnen dürfen wir in Presburg", witzelten die Judenblätter, „aber nicht lesen!" Im Grunde ließ sich diese ablehnende Haltung unter den obwaltenden Umständen nur zu leicht erklären. Denn alles was an dem Gebahren der ungarischen Juden abstoßend wirkte, ihre Selbstüberhebung, ihr anmaßend aufdringliches Betragen, ihr keckes, ja beleidigendes Hervortreten, wo sie sich gesichert wußten oder glaubten, blieb dasselbe wie früher. Besonders von ihrer Federgewandtheit machten sie in dieser Zeit unbeschränkter Preßfreiheit einen so ausgiebigen Gebrauch, suchten in Flugschriften und Zeitungen die öffentliche Meinung so ausschließlich in ihrem Sinne zu bearbeiten, daß die christliche Journalistik dadurch schier in den Hintergrund geschoben wurde. Mit Ausnahme des Protestanten Eduard Glatz waren fast alle Pester Journale in jüdischen Händen und von jüdischem Geiste erfüllt. Hermann Klein in seinem „Ungar", Sigmund Saphir in seinem „Der wahre Ungar", Ludwig Wysber in seinem „Der Patriot", Julian Chownitz in der „Opposition", Gustav Zerffi in der

*) Wortlaut des diesfälligen Ministerial-Erlasses vom 29. August im C. O. f. Juden Nr. 35 v. 10. September S. 333.

„Morgenröthe", Liebermann im „Demokrat", K. Einhorn im „Der ungarische Israelit" vertraten die deutsche Publicistik der Hauptstadt Ungarns in einem Geiste, der das christliche Gefühl mitunter in der empörendsten Weise verletzte.

Janotyckh Federzeichnungen II S. 133—237: „Die deutsche Schandpresse in Pest". Als eine Ausnahme von dieser Regel stellt der Verfasser nur den Samuel Rosenthal hin, „welcher, ebenfalls Jude, den Muth bewies, gegen die Umtriebe seiner Glaubensgenossen in dem von ihm redigirten ‚Spiegel' laut und kräftig seine warnende Stimme ertönen zu lassen, wofür ihm aber leider nur Spott Hohn und Verachtung zutheil wurden" (S. 179). Über die Ausschreitungen der jüdischen Journalistik in Ungarn vgl. Jahrb. 1885 S. 339 f. und ließe sich noch manches anführen, besonders aus Klein's „Ungar", der z. B. am 4. Juni Nr. 132 S. 1054 aus Anlaß der vielen Tarnopoler Brände die Jesuiten als „Anstifter dieser Ruchlosigkeit" beschuldigte und buchstäblich schrieb: „Einer der ertappten Mordbrenner war die Schwester des Kirchendieners der Jesuiten als Bauer verkleidet". Drei Tage später, Nr. 134 vom 7. S. 1071 berechnete der „Ungar" daß durch die Wallfahrten 2,000.000 fl. an Taglohn versäumt werden. „Hier muß", schrieb der Jude, „die Geistlichkeit, wenn sie uneigennützig genug ist, einschreiten und den Pöbel überzeugen daß unser Herrgott sein Gebet im stillen Kämmerlein ebenso gut hört wie in Maria-Einsiedel" 2c.

Daneben währte das Drängen nach unbedingter, nach unverzüglicher Emancipation fort, wofür ihnen die Eröffnung des neuen Pester Reichstages die Wege zu ebnen schien. Denn eine große Anzahl von Wahlbewerbern, darunter Moriz Perczel in Ofen, nahm die Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse offen in ihr Programm auf, während freilich andere mit gleichem Freimuth das Gegentheil ankündigten. So Daniel Irányi, der sich den Wählern der Theresienstadt zu deren großer Freude und Genugthuung rückhaltlos als Gegner der Juden-Emancipation vorstellte und dadurch seine Wahl durchsetzte. Die Juden ihrerseits hielten vom 8. bis 10. Juli im Valero'schen Gebäude zu Pest eine General-Versammlung ab, aus deren Schoße ein ständiges Comité hervorging, das während der Dauer des Reichtages die Lebensfrage des ungarischen Judenthums im Auge halten sollte. An der Spitze dieses Ausschusses stand Leo Holländer; Mitglieder waren David Lichtmann, die Doctoren Fr. Groß, Math. Roth u. a. m. Bezüglich der vom Comité zu beobachtenden Haltung verfocht der Vorsitzende den Satz: „Patriotismus und Edelmuth von der jüdischen, Gerechtigkeit von der andern Seite! Die Zeit der Kriecherei und des Bettelns sei vorbei; die

Juden seien zwar nicht stark genug um gleich den Protestanten von 1645 Linzer-Tractate zu erzwingen, aber dennoch sei ihre Macht, dafern sie nur einig blieben, keineswegs zu unterschätzen; jeder Volksstamm kämpfe für seine Rechte, warum nicht die Juden für die ihrigen?!" Andere hingegen empfahlen vorsichtige Zurückhaltung. „Die Juden", meinte Groß, „bilden eine Confession, aber keinen Volksstamm. Wir sind Magyaren mosaischen Glaubens. Wir müßen vor allem das Vaterland und erst in zweiter Linie unser besonderes Interesse im Auge haben. Die Gefahr des Vaterlandes ist im Augenblicke zu groß, um der Regierung durch eine starre Haltung von unserer Seite neue Schwierigkeiten zu bereiten." Diesen letztern Standpunkt schien auch das Ministerium einhalten zu wollen. Als es am 12. Juli ein Abgeordneter von der Linken, Ödön Kállay von Szabolcs, wegen der Juden-Emancipation interpellirte, antwortete Szemere: die Regierung sei grundsätzlich dafür, wolle aber diesen Gegenstand wegen Mangels an Zeit jetzt nicht in Verhandlung nehmen. Gleichwohl brachte der Minister schon eine Woche später, 19. Juli, einen Regierungsantrag in vier Punkten ein, laut dessen die im Lande ansäßigen Juden gleiche politische und religiöse Rechte mit den Christen genießen, Ehen zwischen Christen und Juden erlaubt sein sollten. Als aber diese Vorlage durch die Sectionen ging, stimmten nur drei für die unverweilte Verhandlung derselben im Reichstage. Die sechs andern verlangten als Vorbedingung ein „die ungarische Nationalität sicherstellendes allgemeines Heimats- und Niederlassungs-Gesetz"; auch möge sich die Regierung „behufs der durch eine zweckmäßige Reform zu erzielenden Beseitigung der im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben so sehr auffallenden schädlichen Abschließung und gegenseitigen Entfremdung" mit den Intelligenteren unter den Juden Ungarns in erörterndes Einvernehmen setzen. Mit dieser Wendung war das jüdische Comité nicht zufrieden. Am 24. Juli brachte es „im Auftrage der israelitischen Bewohner Ungarns und dessen Nebenländer" eine Vorstellung ein, worin es vom Reichstage „Gerechtigkeit Freiheit und Gleichheit" verlangte*). Der Sturm der folgenden Ereignisse drängte bald die ungarische Judenfrage in den Hintergrund.

M. A. Schwarz, Lehrer in Gige, Ein Wort an die in Pest versammelten jüdischen Deputirten; Flugblatt vom 18. Juli s. Janotyckh Archiv II Nr. 396 S. 84—86: Auf das Wirken der Vertreter

---

*) Einhorn, Revolution und Juden S. 101—109.

Israels am Pester Reichstage komme es an, „ob wir noch ferner ein Raub der Vorurtheile, eine Zielscheibe der Illegalität, ein Monopol der Knechtschaft bleiben sollen; ob wir uns ferner am hellen Strahlenkranz der Freiheit, am sanften Schimmer ihrer Göttlichkeit nicht freuen dürfen, oder ob auch wir, dem großen Verbande der Völker, der heiligen Allianz der Nationen die durch Rosenbande der Freiheit Gleichheit und Brüderlichkeit geknüpft wurden angeschlossen, ihrer Rechte theilhaftig werden ... Mögen unsere ungarischen Gesetzgeber jene goldenen hochherzigen und heldenmüthigen Worte unserer polnischen Glaubensgenossen beherzigen: ‚Wir wollen lieber den Mishandlungen des Pöbels ausgesetzt sein als den Mishandlungen des Gesetzes. Wir wollen lieber blutend für unsere Freiheit zu Grunde gehen als in den alten Fesseln gekettet unser Sclavenleben fortleben'."

Wenn Galizien „das Paradies Börne's und die Hölle Ebersberg's" genannt wurde, so war im Gebiete der St. Wenzelskrone das umgekehrte der Fall: für Börne Heulen und Zähneklappern, während Ebersberg, so wie ihn die Wiener Judenblätter schilderten, sich vergnügt die Hände reiben konnte. Das Gespräch zweier Juden, das seiner Zeit ein Wiener Blatt brachte und wo der eine meinte daß die Juden unter allen Umständen das Leid davontragen würden*), paßte einigermassen auf die Judenzustände in Böhmen, aber gar nicht auf jene in der Reichshauptstadt. Nicht daß es eigentliche Judenverfolgungen gegeben hätte. Wenn in Prag derlei zu wiederholtenmalen von der untern Volksclasse versucht wurde, so waren es regelmäßig Abtheilungen der Nationalgarde und der Studentenlegion die, nicht ohne Selbstverläugung, zum Schutze der Juden einschritten und zuletzt die Ruhe wieder herstellten. Anderseits galt der vielbesprochene Kuranda-Scandal in Kolin mehr dem Frankfurter Deputirten als dem Juden. Ignaz Kuranda war durch seine grünen Hefte eher zu einer volksthümlichen Persönlichkeit in seinem engeren Vaterlande geworden, bis er durch die Annahme seiner Wahl in die Paulskirche und den tactlosen Eifer, mit welchem er die Anerkennung der deutschen National-Versammlung im ganzen Lande Böhmen durchsetzen wollte, Held einer jener Volkslied-Parodien wurde, von denen auch Schuselka, Makowiczka und andere Vertreter des Deutschthums in Böhmen nicht

*) In Silberstein's „Satan" Heft 4 (Mai 1848) S. 29. Zwei Juden, der eine mit Kappe und Bünkel, der andere in Gehrock und Cylinder: „Nu, Herr Schmul, wos sogen Sie zur Emancipation?" „„Wos ich soge? Schläg' kriegen wir jedenfalls! Werden wir emancipirt, kriegen wir Schläg', werden wir nicht emancipirt, sein wir geschlagen; Schläg' kriegen wir also auf jeden Fall"" ...

verschont blieben. Als er nun um die Mitte August eine Pragerin Regina Wittelshöfer heimführte und auf seiner Reise nach Wien, wo er die Leitung eines von der Firma Gerold neu zu gründenden großen Blattes übernehmen sollte, in Kolin Halt machte um hier das Beilager zu halten, wurde von der goldenen Jugend der Elbe-Stadt allsogleich das Losungswort ausgegeben: man werde die Hochzeit mitfeiern. In der Stille der Nacht bewegte sich ein größerer Trupp vor das Haus in welchem das neue Ehepaar abgestiegen war, und stimmte unter Zischen und Pfeifen das schon im ganzen Lande bekannte Lied an: „Když si ty Kurando pán" rc.*) Als sich Kuranda gegen Abend des folgenden Tages mit seiner jungen Frau auf den Weg machte um den Prager Zug nach Wien zu erwarten, fand er den Bahnhof, der für Nicht-Reisende abgesperrt zu sein pflegte, von einer in Reih und Glied aufgestellten Menge erfüllt, aus deren Kehlen, diesmal viel zahlreicher als in der Nacht zuvor, abermals das „Když si ty Kurando pán" ertönte. Einige aus dem Haufen schienen noch ärgeres gegen ihn vorzuhaben, so daß sich der Bedrohte unter den Schutz eines Bahnbeamten flüchtete, statt seiner Kopfbedeckung eine andere die ihn minder kenntlich machte nahm, und in dieser Weise beim Eintreffen des Zuges glücklich den Waggon erreichte wo er vor allen weiteren Insulten sicher war.**)

Im Ganzen hielt die Abwehr des Judenthums von öffentlichen Einrichtungen, wo sich immer Gelegenheit dazu gab, in Böhmen an. Am 20. August votirte das Collegium der Prager Stadtverordneten die Nichtwählbarkeit der Juden zum Bürgermeisteramte und in den Bürgerausschuß, und zeigte sich tief gekränkt, als auf eine gegen diesen Beschluß von der Judengemeinde eingebrachte Beschwerde das Gubernium entschied: daß den israelitischen Hausbesitzern gleich den christlichen das Wahlrecht zustehe, 29. August. Noch gab man nicht nach. Unter Anführung des Dr. Eiselt wurde am Wahltage für den zu errichtenden großen Bürgerausschuß, 30. August, gegen jenen Erlaß eine Verwahrung aufgesetzt und an den Wahlorten zur Unterschrift aufgelegt; die abgegebenen Stimmzettel nahm man einstweilen in Aufbewahrung. Es scheint jedoch bei dem Ausspruche

---

*) Vojtěch Zpěvník slovanský (Wien, Überreuter 1848) S. 10 f. Deutsche Übersetzung von Friedrich Uhl in Rank's „Volksfreund" 1848 Nr. 35 v. 16. Juni S. 142.

**) Koliner Correspondenz vom 18. August der „Bohemia" Nr. 149 vom 22.

der obersten Landesbehörde geblieben zu sein*). Dafür nahmen die Prager die wiederholten Juden-Krawalle und die daraus für die Nationalgarde erwachsenden Scherereien**) zum Anlaß, die Ausschließung der Juden, „um sie vor Mishandlungen zu bewahren", von der Nationalgarde sowie die Räumung ihrer Wohnungen in der Christenstadt binnen kürzester Frist zu beantragen. Fälle der Ausschließung der Juden von der Nationalgarde kamen auch in andern böhmischen und mährischen Orten vor, und fehlte es auch an sonstigen Wahrzeichen von Absonderung nicht, wie z. B. im August zu Prag ein Frauenclub in der Bildung begriffen war, der den Grundsatz durchführen sollte bei Juden nichts zu kaufen. Um dieselbe Zeit stürzte in der Judengasse von Mährisch-Kromau ein Haus ein, das drei Juden-Familien ihres Obdachs beraubte; zwei fanden bei ihren Glaubensgenossen Unterkunft, die dritte miethete sich in einem Christenhause ein, bis an sie vom Magistrate der Auftrag erging binnen drei Tagen sich in ihr Ghetto zurückzuziehen, ein Auftrag der mit Pfändung und Verhängung einer Geldstrafe sanctionirt wurde***). Am schlimmsten hatten es die Juden, wenn man ihren Jeremiaden Glauben schenken darf, in Proßnitz, wo sie eine Gemeinde von „4000 Köpfen" bildeten und doch keinen Antheil an der Vertretung im Landtage hatten, während „300 christliche Wähler" im Mai einen Abgeordneten wählen konnten. Die Proßnitzer Judengemeinde reichte diesfalls beim Landtage eine Beschwerde ein, welche in der Sitzung vom 5. Juli zur Verhandlung kam. Die Abgeordneten Friedrich Fux, Johann Megiska, Jacob Travniček und Albin Heinrich sprachen dagegen, indem sie besonders hervorhoben daß die Israeliten zur Stunde noch nicht die vollen Staatsbürgerrechte besäßen, da ja erst durch ein Gesetz bestimmt werden solle, in wie weit die bestehenden Beschränkungen aufzuheben seien, daher sie vorläufig auf landtägliche Vertretung keinen Anspruch erheben könnten†). Die Regelung der Judenverhältnisse Mährens hatte der Landtag in einer frühern Sitzung vom 26. Juni dadurch in die Hand genommen, daß er einen eigenen Ausschuß „zur Bearbeitung entsprechender Vorlagen an

*) A. Ö. Ztg. Abendb. Nr. 153 vom 2. September. Wortlaut des vom k. k. Gubernial-Vice-Präsidenten Mecséry unterzeichneten Erlasses in Ab. B. z. Wr. Ztg. Nr. 147 v. 1. September.

**) Jahrb. 1883 S. 155 f., 180—187; 1885 S. 321 f.

***) C. O. f. Juden Nr. 31/32 v. 31. August S. 305.

†) Mähr. Landtagsblatt Nr. 16 v. 18. August S. 123.

den Reichstag" eingesetzt hatte*), in welchen Ausschuß auch der von der Stadt Nicolsburg gewählte mährische Oberrabbiner Samson Hirsch berufen worden war. In jener Sitzung vom 5. Juli nun beantragte der Abgeordnete Travniček die Ausschließung des Oberrabbiners, da derselbe „als nicht im Vollgenusse der österreichischen Staatsbürgerschaft stehend" zu einer Theilnahme an den Ausschußberathungen nicht befugt sei. Nach einer längern Debatte, in welcher nebst mehreren andern Ritter v. Laminet, Fürst Salm und Graf Mitrovský für die Zulassung des Oberrabbiners sprachen, wurde Travniček's Antrag mit großer Majorität verworfen**). Auch in der Proßnitzer Judenfrage scheint in der Folge eine günstigere Stimmung im Landtage eingetreten zu sein, so daß verlautete, die Mai-Wahl solle für ungiltig erklärt werden. Auf diese Kunde entstand unter den Christen eine fürchterliche Aufregung, die jüdischen Nationalgarden mußten ihre Waffen ausliefern, die Alarmtrommel wurde gerührt, Sturmgeläute ertönte. Es währte einige Zeit bis die äußere Ruhe wieder hergestellt wurde, nicht aber die in den Gemüthern. Unter der Asche glomm glühender Haß zwischen Christen und Juden weiter, von welch letztern einer seine Leidensgenossen mit dem Stoßseufzer tröstete: „Wenn die Hälfte von uns erschlagen wird, bleibt doch die andere am Leben, und diese wird emancipirt" ***).

Um so dankbarer wurde es von den böhmisch-mährischen Juden empfunden, wenn sie in einzelnen christlichen Gemeinden brüderliches Entgegenkommen fanden. Ihre Organe unterließen nicht es wohlgefällig zu verzeichnen, wenn z. B. zu Groß-Meseritsch ein verstorbener jüdischer Nationalgarde von der gesammten Volkswehr des Ortes feierlich zu Grabe geleitet wurde; wenn die Bürger der Stadt Hořic eine Fahnenweihe, die ein abendlicher Ball schließen sollte, wegen des Einfallens des jüdischen Neujahrsfestes

*) Mähr. L. Blatt Nr. 11 v. 4. August S. 84.

**) Ebenda S. 124 f. vgl. mit C. O. f. Juden Nr. 17 v. 11. Juli S. 209.

***) Nur zur Berichtigung der in den jüdischen Mittheilungen vorgebrachten Ziffern sei darauf hingewiesen, daß nach Wolny's Mähren, 2. Ausg. Brünn Winiker 1846, V S. 671 damals, also blos um zwei Jahre früher, nicht 4000 sondern nur 1742 Juden, dagegen 8552 Christen in Proßnitz lebten .. In einigen Blättern war von einem nächtlichen Angriff der Christen auf die Judenschaft, 28. August, der muthig zurückgeschlagen worden sei, von Katzenmusiken und Fenstereinschlagen, von antijüdischen Petitionen, für welche der Vater des Reichstagsabgeordneten Demel von Haus zu Haus Unterschriften sammle u. dgl. die Rede

auf einen späteren Tag verschoben *); wenn sie in Jungbunzlau gleich ihren christlichen Mitbürgern in die Nationalgarde eingereiht wurden u. dgl.

„Sollen und können die Juden emancipirt werden? Volksbl. f. Böhmen Nr. 17. v. 30. Juli S. 68: Rede des Dr. Süßer für unbedingte Gleichstellung der Juden. Zustimmende Erklärung des Schlossers Hammer, „aber nur sollen sie keine Schlosser werden"; ebenso des Apothekers Mischgut: „nur verhindere man dieselben den Stand des Apothekers zu ergreifen"; desgleichen des Binders Faß, des Tischlers Schublad 2c. Allgemeiner Beschluß: „Die Juden können keine Handwerker werden weil sie keine Bürger sind, und können keine Bürger werden weil sie keine Handwerker sind, sondern blos handeln, was sie aber aufgeben müßen. Leben können sie — von was sie wollen."

Die Juden in Prag. Von —ek. Frankl's Sonntagsbl. Nr. 36 (N. F. 25) S. 659 f. Der Berichterstatter spart wegen der Nöthigung der Juden „in ihr überfülltes Ghetto zurückzukehren" es an Ausfällen gegen die „Prager Schwachköpfe", das „Prager Spießbürgerthum in seiner aufgeblähten Hoheit" nicht, zieht gegen die „Geister" los „in denen die Nacht von fünf Jahrhunderten wohnt" u. dgl. m.

In der böhmischen Leibgedingstadt Jaroměř wurde einem alten israelitischen Ehepaar, das unter dem Schutze eines städtischen Pacht-Regals siebenundzwanzig Jahre daselbst gelebt hatte, mit Ablauf der Pachtzeit der fernere Aufenthalt in der Stadt auf Grund des Judenpatents von 1725 verweigert; C. O. f. Juden Nr. 42 v. 28. September S. 378.

Zu erwähnen wäre noch ein Vorfall zu Bielitz in Schlesien, wo sich im Sommer das Gerücht verbreitete, eine in einem Judenhause dienende Amme sei spurlos verschwunden, worüber die Juden in große Angst geriethen und die fürchterlichsten Gräuel über sich hereinbrechen sahen, weil es bei den Christen des Ortes von „Ostergespenstern" spucke; C. O. f. Juden Nr. 22 vom 30. Juli S. 243.

* * *

In der Reichshauptstadt nahm die Abneigung gegen die Juden, die Anfeindung derselben, die bei vielen zu glühendem Judenhaß wurde, in demselben Grade zu, in welchem ihre Selbstüberhebung und Anmaßung, ihr anwiderndes Vordrängen in allen Sphären des öffentlichen Lebens, besonders in der Aula und im Sicherheitsausschuß, und ganz vorzüglich in der Tagespresse, in fortwährendem Steigen begriffen war. Im Hochsommer 1848 kam ein Reisender nach Wien zurück und war erstaunt, es seit seinem letzten Aufenthalte völlig umgewandelt zu finden. Wie

*) C. O. f. Juden Nr. 36 v. 13. September S. 341, Nr. 44 v. 6. October S. 393.

könne die Stadt Wien, die im März scheinbar mit so viel politischem Bewustsein vorgegangen, „ihre erkämpfte Freiheit fast ausschließlich von Juden verwalten lassen", gleich als ob sie dieselbe an diese Menschenclasse verkauft habe! „Sollten die Wiener wirklich so thöricht sein sich ihre Freiheit von den Juden zurechtkneten zu lassen, oder verdienen etwa die Juden ein so hohes Zutrauen daß Österreichs Volk ihnen seine eroberten Schätze so überaus unbefangen in die Hand geben darf?!" Er vermochte sich nicht zu überreden „daß der Sprung von Metternich auf die Juden ein gescheidter, daß er etwas anderes sein werde als sich aus dem Regen unter die Traufe stellen". In einem um dieselbe Zeit erschienenen Aufsatze konnte Quirin Endlich behaupten, es gebe, wie heute die Dinge stünden, in Wien nur zwei Parteien: die Juden mit ihrem Anhang und die Anti-Juden, von welchen die erstere um so mehr zu fürchten sei, als sie es verstanden habe den wichtigen Hebel der Presse ganz zu ihrem Vortheil auszunutzen, und dies mit Preisgebung aller edleren Gefühle, mit Hintansetzung aller Vaterlandsliebe thue, gegen nichts was die andere Bevölkerung hochzuhalten gewohnt sei Rücksicht und Schonung kenne, hingegen ein wahres Zetergeschrei erhebe, wenn sich jemand erkühne gegen sie und ihr freventliches Treiben in die Schranken zu treten. Könne man bei solchen Zuständen anderes sagen als daß sich Wien von Juden beherrschen lasse?!

Freiheit und Juden. Zur Beherzigung für alle Volksfreunde. Von Tellering. Wien Dorfmeister 1848; 8°. 26 S. Der Verfasser war im Herbst 1846 in Paris gewesen und hatte dazumal in sein Tagebuch geschrieben: „Frankreich ist Rothschild verfallen, aber mit der Unterjochung Deutschlands ist er noch nicht fertig. Mit den Fürsten wird er beginnen und die Völker werden folgen, und es wird ihm ganz sicher gelingen, während im Gehirn der Deutschen die Juden-Emancipation alle Freiheit absorbirt und sie dabei vor Gelehrsamkeit und Rührung im eigenen Thränenpfuhle sich verdummen und erbauen" (S. 5). Von seinen Wiener Eindrücken 1848 heißt es S. 14, Wien sei in Deutschland früher die einzige Stadt gewesen wo die Juden keine Rolle gespielt hätten, „und das ist auch die Ursache daß sich in Wien allein eine gewisse Noblesse unter der Bevölkerung erhalten hat; jetzt wimmelt es auch hier von Juden, und sie stehen nicht nur an der Spitze aller Geschäfte, sondern sie haben selbst Österreichs geistige und physische Gewalt schon in Händen".

Johann Quirin Endlich Die politischen Parteien. Zuschauer Nr. 122 v. 2. August S. 971–973. Die Partei der Juden bestehe „aus Männern ohne wahre Vaterlandsliebe und größtentheils ohne allen Glauben und Treue. Meist von den Juden erkauft ist es ihrer

selbstisch-frivolen Gesinnung höchst gleichgiltig, ob das Vaterland Ehre oder Schande erntet, ob sie Wahrheit oder Lüge vertheidigen; ihr Glaubensbekenntnis steigt und fällt mit dem politischen Winde der auf der Börse weht." Das Feld der jüdischen Scribenten sei in der frühern Zeit Belletristik und Theaterkritik gewesen: „da kamen die Märztage und aus der ganzen Schaar dieser lobhudelnden feilen Scribler wurden lauter kleine Metternichs. Zählet in der Journalistik die Häupter dieser Lieben, und ihr findet sie alle wieder. Alle alle haben sich eingefunden, alle die früher in Leid und Lust sich für eine Banknote in Prosa und Versen abgemüht, kamen um abzuhandeln über Wohl und Wehe des Vaterlandes, das sie schon lang davon gejagt haben würde wenn die Bevölkerung Wiens von der hohen Aufgabe und Pflicht, die wahre Freiheit und die Rechte des Volkes zu wahren, besser durchdrungen wäre"...

Hans Jörgel 25. Heft v. 10. August S. 1 f. Aus Anlaß eines Placates: „Nieder mit den Schwarzgelben!" richtet er an den Staatsanwalt die Frage: „ob man denn so was ganz unschenirt darf drucken lassen? Wegen einer solchen Infamie halt' sich niemand in Wien auf; wenn aber einer schreit: Nieder mit den Juden! da wird der Schwager seh'n wie sich der Sicherheits-Ausschuß um sie annehmet. Die Schwarzgelben, dös sein ja nur so gemeine Creaturen, die der Farbe ihres Kaisers nit abtrünnig werd'n woll'n, die's mit dem gesammten Öst'reich gut meinen, die eine innige Verbindung aller Nationalitäten, mithin ein starkes Öst'reich bezwecken woll'n. Die muß man niederschlag'n; denn die guten Patrioten sein nur die Rothen und die Juden."

Wider so maßlose Überhebung konnte denn, wie schon erwähnt, der Rückschlag nicht ausbleiben. Schon zu Anfang Juli, aus Anlaß der Wahlmänner-Berathungen, konnte man aus jüdischen Kreisen die Klage vernehmen: „Ein engherziger Sinn greift in der Wiener Bürgerschaft um sich und als charakteristischer Begleiter desselben taucht die Hydra des Judenhasses wieder auf". Wie anders sei es noch wenige Wochen früher gewesen! „Kein judenfeindliches Wort ertönte in den hehren Mai-Tagen, ungehindert ließ man die Juden in Wort und That für die Freiheit kämpfen und berief sie in gerechter Anerkennung an die Spitze einer Versammlung die auf revolutionär noch schwankendem Boden Sicherheit und Volksrechte bewahrte" *) ... Nun, gerade dieser Sicherheits-Ausschuß war es ja der das Maß dadurch voll machte, daß er sich in alles mischte, Angelegenheiten jeder Art vor sein Forum zog, für seine Aussprüche und Maßregeln unbedingte Anerkennung forderte. An einem andern Orte habe ich jene „verbale Lynchjustiz" geschildert, deren Opfer die jüdischen

*) Dr. E. Zeitskizze; Allg. Öst. Ztg. Abend-Beil. Nr. 93. v. 4. Juli.

Redacteure des „Freimüthigen" gewesen*); ein Seitenstück dazu bildete ein Auftritt im Sicherheits-Ausschuße, als der Wiener Bürger und Fabricant Kargl an der Spitze mehrerer Wiener Bürger in den Versammlungssaal drang, die Emporbühne auf welcher das Comité beisammensaß bestieg und es ungefähr mit diesen Worten anredete: „Was wollen Sie meine Herren? Den Umsturz, die Republik? Wer sind Sie, aus was für Elementen besteht Ihre Majorität? Ich sehe vor mir lauter Judengesichter, Commis, Studenten, sowie Leute die von der Biographie die sie hinter sich haben nichts erwähnt wissen wollen!" Wie sich denken läßt war erst die Verblüffung, dann der Zorn und die Wuth unter den Vertretern der öffentlichen Sicherheit ungeheuer, und als nun einer von ihnen unter den Eindringlingen Dr. Sebastian Brunner erkannte, rief er laut: „Den Brunner gefangen nehmen! Brunner ist der Anführer. Das ist Hochverrath am Volk." Brunner und seine Begleiter mußten nun ernstlich an ihren Rückzug denken, den sie mit aufgehobenen Stöcken und vorgehaltenen Regenschirmen, mit denen sie sich vorsichtig ausgerüstet hatten, unter einer über sie hereinbrechenden Fluth von Schimpfreden Flüchen und Verwünschungen, doch ohne Thätlichkeit von einer oder der andern Seite, glücklich ausführten**).

Der Sicherheits-Ausschuß seinerseits schien der Sache anfangs eine komische Seite abgewinnen zu wollen. Als in der zweiten Hälfte Juni ein anonymes Schreiben einlief, mit maßlosem Geschimpfe gegen Fischhof, diesen „Juden" und „Hochverräther" dessen „gefährliche Umtriebe" ihn auf den Präsidentenstuhl gebracht hätten, las Fischhof den Aufsatz persönlich der Versammlung vor, und „ein allgemeines Gelächter", wie es in einem Berichte über diese Sitzung hieß, „unterbrach zu wiederholtenmalen den Leser". Allein die Angriffe mehrten sich, nicht blos anonym sondern mit vollem Namen der Widersacher. Die Sache begann bedenklich zu werden und dem Sicherheits-Ausschuß für seine Autorität zu bangen. Er unternahm jetzt „gesetzliche Schritte". Während die niederträchtigsten Schriften gegen die kaiserliche Regierung und deren Organe, gegen die Kirche und die katholische Geistlichkeit straflos hingingen, decretirte der Sicherheits-Ausschuß die Beschlagnahme eines von Quirin Endlich gegen ihn gerichteten Flugblattes: „Der Sicherheits-Ausschuß unmöglich" (1 Bl. fol.)

---

*) S. meine „Wiener Journalistik" (Wien, Manz 1877) S. 161—164.

**) Brunner, Denk-Pfennige (Würzburg und Wien 1886, Woerl) S. 140 f.



ecken, neben ganz neuen: „[illegible]“, „Die jüdischen Feder-helden“, „Die jüdischen Hetzer“ [illegible] das Volk [illegible] angeklagt wurde daß es [illegible], um dann im trüben zu fischen, die [illegible] und auf diesem Wege zur Emancipation zu gelangen. [illegible] daß manche die schlimmsten [illegible]: „[illegible] und wir erleben in Wien blutige Scenen“ *), „[illegible] Juden-haß“, so klagte das Blatt [illegible], „[illegible] auf einmal noch unvermutheter als früher [illegible]“ **). Am [illegible] Tage von welchem der Maueranschlag des [illegible] rief ein Aus-träger dieses Journals auf dem „[illegible]“ [illegible] Blatt mit den Worten aus: „Nieder mit den Juden!“ [illegible] Nationalgarde-Officier ließ ihn auf seine [illegible] der [illegible] Municipal-garden arretiren; viele Leute aber [illegible] den Austräger an, weil er nur ausgerufen habe was in dem [illegible] stehe ***). Genährt wurde diese unerquickliche [illegible] Stimmung durch Ausschreitungen von jüdischer Seite, [illegible] immer wieder zu hören bekam. Wenn Juden [illegible] dem sichtbaren Ober-haupte der Christenheit [illegible], [illegible] den Himmel hoben, diesen mit den ärgsten Schmähnamen [illegible] †); wenn ein Judenjüngling von 17 Jahren in ein Wiener Blatt eine Verwahrung gegen den Erzherzog Franz Joseph als etwaigen Stellvertreter des Kaisers einlegte weil der-selbe erst 18 Jahre habe ††); wenn in den [illegible] eines Hermann

---

*) Postillon Nr. 12 v. 15. Juli S. 47.

**) Wiener Katzenmusik Nr. 32 v. 25. Juli S. 124: „Eine bescheidene Meinung, die Judenfrage betreffend“.

***) Es war Nr. 31 der „Katzenmusik“ v. 23. Juli mit dem — selbstverständlich ironisch gemeinten — Aufsatz: „Nieder mit den Juden! Hängt alle Juden!“ rc.

†) Aus Schlesien, [illegible] aus, Extra-Beil. zu Nr. 66 v. 28. Juli S. 3 f.: „Mit dem Bildnis des [illegible] aus Bisenz habe ich hier schon große Freude gehabt, so daß es viele [illegible] und sagen: O du Christi wahrer Nachfolger, du hast auch dein Leben für Freiheit und Gerechtigkeit aus Liebe für uns geopfert! ... So lese ich auch viel von dem Papst, welche Schurkenstreiche dieser ausgeübt hat, und wird doch noch bei uns in allen Kirchen für ihn gebetet. Mich ergreift jedesmal eine Wuth, wenn der Geistliche das Gebet anfangt.“ ... [illegible] Humbug mit ihrem Spitzer trieben die Juden bis in den October hinein; siehe [illegible] Fischer Erdberg Nr. 263, Die Auferstehung von den Todten oder [illegible] offener Brief aus Elisinms Gefilden. Sein [illegible] und letztes Blatt [illegible] freien Presse (2. Theil zum Haderlumpen); 2 Bl. [illegible] Blöd über die [illegible]

††) Proletarier Nr. 9 v. 19. Juli, unterzeichnet [illegible] vgl. mit Geißel Nr. 3 [illegible]

und wollte den „Ohnehose“ wegen einiger heftigen Artikel Heinrich Blumberg's — Nr. 4 v. 12. Juli: „Wir wollen keinen Sicherheits-Ausschuß mehr!“ Nr. 5 v. 13: „Verschwinde Sicherheits-Ausschuß“ mit dem Motto: Va retro Satanas! — in Anklagestand versetzt wissen. In der zweiten Hälfte Juli wendete er sich an den Weihbischof Pollitzer mit der Bitte den Einwohnern Wiens das ungesetzliche und unchristliche einer Judenverfolgung zu Gemüthe zu führen, ihnen ins Gewissen zu reden daß sie von so freventlichen Vorhaben abließen. Als das Consistorium, trotz der gegentheiligen Versicherung eines Ausschußmitgliedes der das Erscheinen eines Hirtenbriefes von solchem Inhalte für Dienstag den 25. in Aussicht stellte, auf sich warten ließ und eine Erklärung im Namen und Auftrage der israelitischen Gemeinde, daß ihre Glaubensgenossen von keinem andern Streben beseelt seien als das Wohl der constitutionellen Monarchie im innigsten Einverständnis mit ihren christlichen Brüdern zu fördern und mit Gut und Blut dafür einzustehen *), auch nicht recht verfangen wollte, veröffentlichte der Sicherheits-Ausschuß selbst einen Aufruf an die „Bewohner Wiens“, um sie vor den Ausstreuungen der „reactionären Partei“, der es nicht darauf ankomme „die schmählichsten Lügen, die abgeschmacktesten Gerüchte über angebliche Tendenzen der Juden“ zu verbreiten, auf das eindringlichste zu warnen; sie mögen „den gleisnerischen Stimmen solcher keine Gewaltthat scheuenden Wühler kein Gehör geben, die verbrecherischen Umtriebe gegen einzelne Staatsbürger energisch zurückweisen“ **). Einige Tage später, 2. August, erließ derselbe Sicherheits-Ausschuß eine zweite Aufforderung „An die Bevölkerung Wiens“; sie war gegen den Misbrauch der Katzenmusiken gerichtet, und floß wohl aus der richtigen Erkenntnis daß eine Unordnung die andere erzeuge und daß, was bisher mehr nur in Wort und Schrift gegen die Juden ergangen war, mit der Zeit greifbare Gestalt annehmen könnte.

Aber die Stimmung der Wiener wollte nicht umschlagen. Fortwährend erhielten sich Gerüchte daß der Sicherheits-Ausschuß gesprengt werden solle. Wer sitze darin anderer als Juden und Judengenossen? Und sei es nicht eine Schande für Wien sich von Juden regieren zu lassen? Das zu Anfang April erschienene Flugblatt Österreicher's „Der deutsche Michel und die Juden“ ***) prangte jetzt an den Straßen-

*) Postillon Nr. 21 v. 26. Juli S. 82.
**) Placat v. 28. Juli, Quer-fol. Zwei Auflagen.
***) Jahrb. 1883 S. 71 f.

ecken, neben ganz neuen: „Frische Judenkirschen", „Die jüdischen Federhelden", „Die jüdischen Hetzer" 2c., worin das Volk Israels ganz offen angeklagt wurde daß es auf allgemeinen Umsturz hinarbeite, um dann im trüben zu fischen, die Republik auszurufen und auf diesem Wege zur Emancipation zu gelangen. So laut wurden die Vorwürfe und Verhetzungen daß manche die schlimmsten Besorgnisse hegten: „ein kleiner Anstoß und wir erleben in Wien blutige Scenen" *). „Der schon erloschen geglaubte Judenhaß", so klagte das Blatt Sigm. Engländer's, „hat sich auf einmal noch unvermutheter als früher zu regen begonnen" **). Am selben Tage von welchem der Maueranschlag des Sicherheits-Ausschusses datirte rief ein Austräger dieses Journals auf dem „Constitutions-Platze" ein Blatt mit den Worten aus: „Nieder mit den Juden!" Ein vorübergehender Nationalgarde-Officier ließ ihn auf seine Verantwortung durch den nächsten Municipalgarden arretiren; viele Leute aber nahmen sich um den Austräger an, weil er nur ausgerufen habe was in dem Blatt wirklich stehe ***). Genährt wurde diese unerquickliche und selbst nicht ungefährliche Stimmung durch Ausschreitungen von jüdischer Seite, von denen man immer wieder zu hören bekam. Wenn Juden ihren Heinrich Spitzer dem sichtbaren Oberhaupte der Christenheit gegenüberstellten, jenen in den Himmel hoben, diesen mit den ärgsten Schimpfnamen belegten †); wenn ein Judenjüngling von 17 Jahren in ein Wiener Blatt eine Verwahrung gegen den Erzherzog Franz Joseph als etwaigen Stellvertreter des Kaisers einlegte weil derselbe erst 18 Jahre habe ††); wenn in den Leitartikeln eines Hermann

*) Postillon Nr. 12 v. 15. Juli S. 47.

**) Wiener Katzenmusik Nr. 32 v. 25. Juli S. 124: „Eine bescheidene Meinung, die Judenfrage betreffend".

***) Es war Nr. 31 der „Katzenmusik" v. 23. Juli mit dem — selbstverständlich ironisch gemeinten — Aufsatz: „Nieder mit den Juden! Hängt alle Juden!" 2c.

†) Aus Schlesien, Großwallstein 20. Juli; Gerad' aus, Extra-Beil. zu Nr. 66 v. 28. Juli S. 3 f.: „Mit dem Bildnis des Heinrich Spitzer aus Bisenz habe ich hier schon große Freude gehabt, so daß es viele küßen und sagen: O du Christi wahrer Nachfolger, du hast auch dein Leben für Freiheit und Gerechtigkeit aus Liebe für uns geopfert! ... So lese ich auch viel von dem Papst, welche Schurkenstreiche dieser ausgeübt hat, und wird doch noch bei uns in allen Kirchen für ihn gebetet. Mich ergreift jedesmal eine Wuth, wenn der Geistliche das Gebet anfangt." ... Den Humbug mit ihrem Spitzer trieben die Juden bis in den October hinein; siehe: Johann Fischer Erdberg Nr. 263, Die Auferstehung von den Todten oder C. H. Spitzer's offener Brief aus Elisiums Gefilden. Sein erstes und letztes Blatt mitgetheilt der freien Presse (2. Theil zum Haderlumpen); 2 Bl. 4°. Lell. Blöd über die Möglichkeit.

††) Proletarier Nr. 9 v. 19. Juli, unterzeichnet M—n, vgl. mit Geißel Nr. 3 v. 26.

Jelinek Ausfälle gegen die kaiserliche Armee und den greisen Radecky mit Hymnen auf Österreichs tückische Feinde wechselten u. dgl. m., so konnte man sich wahrlich über das Echo nicht wundern das aus andern Kreisen der Bevölkerung zurückhallte. Jelinek erhielt einen Brief aus Laibach den er sich gewiß nicht hinter das Fenster steckte, den aber der „Charivari", obwohl auch ein Judenblatt, aber dem eingebildeten „Kritiker" im „Radicalen" spinnefeind, mit großem Behagen abdruckte*). In der Nationalgarde kam es, hervorgerufen durch herausforderndes Benehmen von Juden, oft genug zu Stänkereien, die in Schlägereien ausarteten und mit dem Hinauswurf des Aufreizers endeten**). In Grätz erklärten mehr als zweihundert Nationalgarden nicht länger dienen zu wollen, wenn ein übel berüchtigtes Subject, Adolf Spieler, das einen Schmäh-Artikel gegen den Gouverneur losgelassen hatte, nicht aus ihren Reihen gestoßen würde; vor einem Ehrengericht, das für diese Angelegenheit zusammengesetzt wurde, sprach Spieler's Spießgeselle „mit jüdischer Arroganz" und machte dadurch die Sache nur ärger***). Im Wallfahrts-orte Maria-Zell wurde ein Bekenner Mosis von einem Einwohner gepackt und, als jener hierüber „aufbegehrte", gehörig durchgewalkt: „Die Juden haben an an' so heiligen Ort nix zu thun"; der Gekränkte ging zum Verwalter, der dessen Aussage wohl zu Protocoll nahm, jedoch erklärte, er könne in der Sache nichts thun†). Neue „Judenfresser" und neue antijüdische Pamphlete kamen immer wieder zum Vorschein. In der zweiten Hälfte August machte besonderes Aufsehen eines, das einen Ferdinand Walter zum Verfasser und den gleich aus den Märztagen bekannten Jacob Bader in der „Stroblkopfgasse" zum Herausgeber hatte††). Wie bei andern Vorwürfen welche die Geister in dieser stürmisch bewegten alle Fragen und Verhältnisse aufrüttelnden und durcheinander schüttelnden Zeit beschäftigten, fehlte es auch in der Judenfrage nicht an Poesien freiester, auch wohl ausgelassenster Art.

---

*) Wiener Charivari Nr. 40 v. 3. August S. 156.

**) Gassen-Ztg. Nr. 68 v. 12. August S. 272: „Hört, hört! Mehrere in den Garden steckende Pinkel- und Roßknecht-Juden erlauben sich Beleidigungen" rc.

***) „Ein Ehrengericht in Grätz." Herold Nr. 26 v. 14. August S. 104 vgl. Gr. Blätter d. Freiheit Nr 50 v. 17. S. 198 f. „Freiheits-Justiz".

†) „Wie man in Steiermark die Glaubensfreiheit versteht?" Gassen-Ztg. Nr. 52 v. 27. Juli S. 208 f.

††) Omnibus Nr. 48 v. 20. August S. 191: „Abermals ein Judenfresser!" — Über Jacob Bader s. Jahrb. 1883 S. 68 f., 72 f.

Sie bildeten die Blüthen die hie und da aus dem ungleich üppigeren Felde der Prosa hervortraten, oder sagen wir bezeichnender: aus dem Mistbeete heraustrieben; denn man konnte kaum die edlen Bezeichnungen von „Poesie" und „Blüthen" auf jene häufig eklen, dabei nicht einmal witzigen, sondern höchstens grobspaßigen Ergüße gemeiner und roher Laune anwenden. Gleichwohl bildeten sie ein Zeichen der Zeit*). Auch verschiedene satyrische Abbildungen mit unterlegtem Text machten die Runde.

Von jüdischer Seite wurde der Grund solch unliebsamer Erscheinungen ganz wo anders gesucht als in dem keck aufreizenden Gebahren ihrer eigenen Glaubensgenossen. Die einen höhnten: nur stinkender Brodneid, die „zum Theil gegründete" Besorgnis daß eine vollkommene Emancipation der Juden den Ruin der christlichen Kaufleute nach sich ziehen würde, seien Ursache jenes Hephepgeschreies, während andere nach Innsbruck wiesen, wo die schwarze Verschwörung ihren Hauptsitz habe. Wie weit sich dieselbe verzweige, das wüßten nur die unterirdischen Mächte und die Jesuiten. Entzweiung der Bevölkerung scheine ihre nächste Aufgabe. Der Zankapfel sei auch schon da. Der Reichstag werde die Gewerbefreiheit decretiren, und dann werden die Juden die Welt verschlingen. Das Wort Jude sei leider noch ein mächtiges Schlagwort. Zugleich stachele man die Nationalgarde auf, die Juden aus ihren Reihen zu entfernen**). Es sei daher hinter diesem Judenhaß nur eine politische Reaction verborgen, und wer die Freiheit liebe, der werde sich mit Verachtung von einem so finstern Treiben abwenden.

„Vertrauliche Briefe nach Innsbruck"; Wien, 26. Juli; unterzeichnet „Graf . . ."; Gerad' aus Nr. 67 v. 29. S. 2 f.: „Wir ließen jedoch den Muth nicht sinken und, unser leichtgläubiges Volk kennend, haben wir dieser verruchten Judenbrut den Pöbel an den Hals gehetzt und ihm weiß gemacht, die klugen Kinder Israels wollen Herr und Meister im Lande werden. Ein panischer Schrecken ergriff Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Im Geiste sahen sie bereits — horribile dictu! — einen ehrsamen jüdischen Handschuhmacher hier sein Gewerbe treiben."

Doppler Judenverfolgungen; Naz. Ztg. Nr. 14 v. 4. August: „Die Camarilla versucht einen neuen aber dummen Streich die Be-

---

*) S. das Schlagwort „Juden" im Register zu meinem „Wiener Parnaß im Jahre 1848" (Wien, Manz 1882). Das im Texte hier erwähnte bezieht sich auf die antijüdischen Expectorationen, während sich unter den judophilen, meist von Juden selbst herrührenden, viele dem Stoffe und der Form nach edlere Stücke finden.

**) Const. Bl. a. Böhmen Nr. 14 v. 17. Juli abends S. 2; Wiener Correspondenz v. 15.

wohner Wiens wie die Hunde zu hussen, die Juden anzupacken und Presburger Judenscenen auch in dem toleranten Wien aufführen zu lassen." Doch sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht; „es wird und kann ihr nicht gelingen uns Haß gegen die Juden einzuimpfen."

Wintersberg, Kritik der politischen Tagespresse; Constitution Nr. 111 v. 5. August S. 1168 f. Der Verfasser versichert kein Jude zu sein oder gewesen zu sein und nur wenig mit Juden umzugehen: „aber unter diesen wenigen Juden habe ich weit mehr menschliches gefunden als unter den vielen Christen mit denen ich Verkehr gepflogen." Er richtet sodann seinen spitzigen Kiel gegen die antijüdischen Schmähschriften: „Noch hat kein Jude so schändliches geschrieben oder gethan als täglich und stündlich gegen die Juden in das erstaunte Wien geworfen wird. Raub und Mord ist allen Ernstes nichts dagegen; denn ihr rufet auf zu tausendfachem Mord. Ist noch keine Judenmetzelei geschehen? Wahrlich euer Verdienst ist es nicht, ihr Wütheriche, ihr von Haß geifernden, ihr Schandflecke Wiens . . . Alles schlechte von allen Juden zusammengenommen, bringt man noch nicht einen halben eures Gelichters heraus. So viel Bosheit, so viel Lüge, so viel Haß, so viel Wuth, so viel Gift, so viel unsittlicher Stumpfsinn kann nur mit jesuitischer Milch großgezogen werden — und Jesuiten haben die Juden nicht."

Die Judenhetze. Von L. J. P.; Postillon Nr. 32 v. 8. August. Im Gegensatze zu den eben erwähnten Stimmen hält es der Verfasser den Juden vor Augen, daß sie selbst und ihre ungeschickten Freunde an dem wachsenden Judenhaß schuld seien. Als solche Fehlgriffe zählt er auf: das Drängen nach Juden-Emancipation gleich in den Märztagen; die aufdringliche Ausbeutung des Todes Heinrich Spitzer's den man „in wie viel tausend Bildern an allen Ecken feilbot"; „das unbescheidene, mitunter wahrhaft unverschämte Vordrängen der Juden bei allen Gelegenheiten" — bei den Wahlen nach Frankfurt seien in einem Bezirke der innern Stadt unter zehn Candidaten acht Juden gewesen! —; „das dreiste Benehmen, das unverschämte Sichvordrängen bei den Charge-Wahlen", worüber man in den Reihen der N.-G. so viel klagen höre; die maßlose Arroganz mit welcher Börsejuden in den Kaffeehäusern überall das große Wort führen; dazu die israelitische Literatur! „Diese beiden Kategorien sind es ganz besonders welche eine Verachtung, eine Gehässigkeit selbst bei den höheren Ständen gegen die Juden hervorrufen."

* * *

So war denn Wien, die Stadt in der man vor dem März 1848 von einer Judenfrage nichts gewußt hatte*), binnen wenig Monaten zu einem Brennpunkte derselben geworden. Der meist mit großer Leidenschaft geführte Streit: Sollen die Juden emancipirt werden, oder sollen sie es nicht? hatte sehr bald nach dem Umschwunge begonnen**) und

*) Jahrb. 1882 S. 123.

**) Jahrb. 1883 S. 61—77.

währte mit kurzen durch die Übergewalt anderer Ereignisse herbeigeführten Unterbrechungen durch das ganze ereignisvolle Jahr fort. Es soll nun in den folgenden Abschnitten aneinandergereiht werden, was von der einen (Pro) und von der andern (Contra) Seite vorgebracht wurde; daran wird sich jene zumeist aus dem Schoße des Judenthums selbst hervorgegangene (Intra) Mittelsmeinung schließen, welche die vollkommene Gleichstellung der Juden an den Eintritt gewisser Voraussetzungen zu knüpfen suchte. Ich bemerke ausdrücklich daß ich hiebei einzig als Berichterstatter fungire, welchem nichts als die Zusammenstellung und logische Verbindung der von den verschiedensten Seiten und in der mannigfaltigsten Art und Gestalt vorgetragenen Beweis- und Beweggründe obliegt, wobei ich zum weitaus größten Theile, auch wo dies nicht immer mit Gänsefüßchen angedeutet ist, den gleichzeitigen Quellen entnommenen Wortlaut zu verwenden suche. Die für die eine wie für die andere Behauptung zur Geltung gebrachten Gründe gegeneinander abzuwägen und daraus das Facit zu ziehen, ist nicht meine Sache, und ebenso wenig sind die Widersprüche, die zwischen den von der einen und von der andern Seite gebrauchten Argumenten mitunter zum Vorschein kommen, auf Rechnung des Berichterstatters zu schreiben. Anderseits möchte ich in vorhinein aufmerksam machen daß für den vorliegenden Zweck das chronologische Moment, das in den übrigen Abtheilungen dieser Monographie seine Anerkennung verlangt, hier fallen gelassen wurde, da es einer rein stofflichen Anordnung den Platz räumen muß. Wie der Streit über diese Frage, so zog sich die Reihe der durch denselben hervorgerufenen Schriften von den letzten Märztagen bis Ende December 1848 und sind darum die bedeutenderen Erscheinungen auf dieser ganzen Schlachtlinie ins Auge zu fassen.

Es sei denn begonnen mit

A.

Pro.

Et foenerabis gentibus multis, et ipse a nullo foenus accipies. Mos. V 28, 12.

Und du wirst vielen Völkern auf Zinsen leihen, du wirst aber von keinem auf Zinsen entlehnen.

Von den über das Niveau von blosen Flugblättern sich erhebenden Apologien des Judenthums ist eine mit besonderer Anerkennung hervorzuheben:

Gutachten an den Israelitischen Gemeinde-Vorstand zu Pesth; in Betreff der daselbst sich gebildeten sogenannten Central-Reform-Genossenschaft. Von Löv Schwab Ober-Rabbiner.

Das Wort des Ewigen haben sie verworfen, was für Weisheit haben sie nun? Jeremia 8, 9.

Pest 11. August 1848, Rudolf Eisenfels; 8°. 14 S.

Ein mit ebenso viel Wissen und Geist als religiöser Empfindung geschriebener Aufsatz; warme Vertheidigung seiner Glaubensgenossen, ihrer Ansprüche und Forderungen, ohne verletzende Ausfälle gegen das Christenthum und dessen Bekenner, in deren Mitte der Verfasser jene gleichberechtigt gestellt zu sehen wünscht...

Als nicht ganz so rücksichtsvoll gehalten, doch immerhin mit Anstand durchgeführt, ist die Schrift eines landsmännischen Standesgenossen Schwab's zu bezeichnen:

Die Revolution und die Juden in Ungarn. Nebst einem Rückblick auf die Geschichte der letzteren. Von J. Einhorn. Bevorwortet von Dr. Julius Fürst Lehrer an der Universität Leipzig. Leipzig Geibel 1851; gr. 8°. VI und 137 S.

Wie aus dem Titel zu ersehen, gehört das Buch der Zeit seines Erscheinens nach nicht dem Jahre 1848 an, wohl aber nach seinem Inhalt, der sich überwiegend mit den Ideen und Ereignissen jener Zeit beschäftigt.

Das Lob der Mäßigung, welches den beiden angeführten Schriften mehr oder minder gebührt, läßt sich der Mehrzahl der übrigen in die selbe Kategorie fallenden Aufsätze leider nicht spenden. Es war begreiflich daß jüdische Schriftsteller nach allen Seiten herumspähten wo sie etwas ihrer Sache günstiges aufklauben konnten, mochte es nun dem Inlande angehören oder von jenseits der Gränzen herübertönen. Massimo d'Azeglio's „Dell'emanzipazione civile degl'Israeliti“ fand in den Spalten ihrer Organe freudigsten Widerhall*), wie sie anderseits gewiß nicht zu registriren versäumten wenn einer der Ihrigen einen Schritt vorwärts auf dem Gebiete des Fortschrittes machte. Als das correspondirende Mitglied der Kais. Akademie der Wissenschaften Phil. Dr. Jacob Goldenthal am 9. Mai einen Vortrag „über den Einfluß der arabischen Philosophie auf das Mittelalter mit Bezugnahme auf die Verhältnisse der Gegenwart“ hielt, durfte es von niemand übersehen werden daß damit die jüdische Literatur ihre Vertretung an der ersten Hochschule des Reiches gefunden

*) M. Ehrenreich Italienische Emancipationsschriften; C. O. f. Juden Nr. 36 v. 13. September S. 336 f.

hatte. So viel mitunter in diesem Stücke, was nämlich die Anpreisung der Verdienste und Leistungen ihrer Glaubensgenossen betraf, übertrieben sein mochte, so müßte man es am Ende mit Nachsicht hinnehmen: sie vertheidigten eben mit Eifer das ihrige, und Eifer kennt nicht immer Maß. Gerechten Tadel aber verdiente es wenn sie in dem leidenschaftlichen Bestreben ihre Sache in das stärkste Licht zu setzen, sich nicht enthielten tiefe Schatten auf die andere Seite fallen zu lassen, die Gefühle der Christen in deren Mitte sie aufgenommen zu werden verlangten empfindlich zu verletzen, christliche Überzeugungen herausfordernd ins innerste zu treffen. Wie sehr mußte ihre Überredung an Gewicht verlieren, mußte die Geneigtheit ihre Vorstellungen unbefangen zu prüfen in das Gegentheil umschlagen, wenn sie von umsichtiger Vertheidigung zu blindwüthigem Angriff übergingen und hiebei nur zu häufig eine Kampfesweise anwandten, die alles was ihre Gegner wider sie vorzubringen nicht müde wurden, nur zu sehr bekräftigte!

Wohl am ärgsten trieb es in dieser Hinsicht Mathias Emanuel Löbenstein, ein in jeder Hinsicht übel berüchtigtes Subject, das wir schon wiederholt von dieser Seite kennen gelernt haben*). Da wurde gegen die „Finsterlinge" losgezogen; da wurde der „Obscurantismus" gehöhnt, der die Vernunft in den engsten Fesseln halten wolle; da wurden Staat und Kirche geschmäht, deren Einrichtungen an allem Übel schuld seien. „Bleibet bei dem alten Schlendrian der euch in katechetischer Form beigebracht worden, bleibet fest geschmiedet an den servilen Ansichten eurer bereits vor tausend Jahren verblichenen Ahnen; doch behaltet diese Vorurtheile für euch und fordert nicht den gesunden und reifen Verstand anderer als Opfer eures bösen Willens!" Alle Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mußten ihm Stoff zu seinen Angriffen wider die Priesterschaft und das Herrscherthum bieten, die allein in die Seelen der Menschen jenen Haß gepflanzt, die Wuth der Verfolgung stets und stets genährt hätten: „eure Könige und eure Pfaffen haben sich immer alliirt und dann vereint die Sturmglocke gegen Juda geläutet". Er erwähnte „die Geschichte da sich ein Volk der Knechte auf Befehl seines Hohenpriesters erhob" — die Zeit der Kreuzzüge meinte der Hebräer! — Er verglich die Christen mit den Hunden die der Jäger, der absolute

*) Vgl. Jahrb. 1886 S. 120 mit meiner „Wiener Journalistik" S. 64 *et passim.*

Monarch, gegen den unschuldigen Wanderer den Juden loslasse. Er blickte nach Indien, „ein glückliches gesegnetes Land", und doch gebe es dort Unglückliche, und warum? welches „Unthier" haben sie zu fürchten? „Die furchtbare Hydra, die vom Morgenland zum Abendland gezogen, deren giftiger Athem das frische Menschenblut gerinnen macht, die wo sie weilt den Frieden mordet und Unsinn Blutdurst Tod heraufbeschwört: das Priesterthum!" Dieses Priesterthum trage auch in Österreich die Schuld an allem was die Juden zu erleiden haben: „Österreichs Regenten wußten nie was Duldung, was Anerkennung fremder Meinungen sei. Einem Pfaffen verdankten sie ihre Erhebung auf den Kaiserthron, und das Wohlgefallen des römischen Stuhles sich sofort zu erwerben war der Augenmerk ihrer Regierung"...

So maßlos diese Sprache war, so mochte zu einiger Entschuldigung angeführt werden, daß ja auch von der andern Seite gar nicht selten jene Gränze überschritten wurde die man anständig einem anständigen Widersacher gegenüber einzuhalten hat. Einen besonders widerlichen Eindruck aber mußte es machen — und das kam häufig genug vor — wenn jüdische Scribenten eine christliche Maske vor ihr Gesicht hielten, um dadurch ihren Ausführungen zu Gunsten der Juden oder ihren Ausfällen gegen das Christenthum und dessen Institutionen den Schein selbstverläugnender Unparteilichkeit zu geben. „Wir die wir in katholischen Gymnasien studirt haben", hieß es in des eben genannten Löbenstein „Der Jesuit" *), und so kamen in dieser Schmähschrift noch mehrere Stellen vor die den Leser glauben machen sollten, ein Katholik sei es der in solcher Weise gegen die Gesellschaft Jesu zu Felde ziehe. In einer andern seiner Schriften bezeichnete er sich sogar auf dem Titel als „katholischer Christ", wählte aber als Motto einen Spruch aus dem Koran — also ein „Katholik" der unter der Fahne des Islam für das alte Testament streitet! Allein der Lügner, heißt es, muß ein gutes Gedächtnis haben, und so ereignete es sich gar nicht selten daß sich, bei der bekannten Lebendigkeit ihres Geberdenspiels, den verkappten Juden die Larve verschob und ein Stück ihres wahren Antlitzes enthüllte**). So geschah es auch Löbenstein, der

*) Jahrbuch 1883 S. 78 f. 86.

**) Am häufigsten war dies mit der charakteristischen Verwechslung der Dativ- mit der Accusativ-Construction der Fall. So verfaßte Isidor Täuber ein Nationalgarden-Lied als Andenken an „den ruhmwürdigen Tagen 13. 14. und 15. März"; so verwahrte sich Leopold Schön gegen den „Judenfresser" Franz Schmidt, er finde

zum Schluße seine angeblichen Glaubensbrüder als ein Andersgläubiger anredete: „Katholische Mitbürger, man hat mich gelehrt daß euer Glaube der einzig wahre sei, daß er allein den Weg zum Himmel bahne. Des Himmels wegen wollen wir nicht streiten, darüber mag entscheiden der da droben ist. Aber auf Erden entzieht uns unser Menschenrecht nicht, denn das ist schändlich!" Auch der ungenannte Verfasser der Schrift „Metternich, die Polizei-Direction und die Juden" (8°, 14 S. Klopf und Eurich) gebrauchte den Kniff sich zu stellen als ob er Christ sei, einer Schrift die übrigens auch aus dem Grunde lügenhaft war, weil sich der Titel nur als ein Aushängschild darstellte um Käufer anzulocken; denn von Metternich und Polizei war darin mit keinem Sterbenswörtchen gesprochen, sondern einzig von den Juden. Sie erschien später unter dem richtigeren Titel „Apologetisches über Jud und Judenthum" (Zweite Auflage 8°. 16 S. ebenda), die Füster gewidmet war und wobei sich der Verfasser nannte: Albert Rosenfeld. Er bespricht hier auch den Einwurf daß die Juden „Fremde" seien: „Es gibt keine jüdische Nation, sie haben längst aufgehört eine zu sein und sind nach der heiligen Schrift zerstreut worden unter die Völker der Erde (Deut. 4). Auf der andern Seite frage ich: Wenn sie Fremde sind, welchem Lande gehören sie an?" Unter die Verkappten gehörte auch Matteo Padovani, den das in dieser Sache gewiß wohl unterrichtete „Central-Organ für Juden" als Verfasser eines bei Franz Edl. von Schmid anonym erschienenen Aufsatzes: „Die volle und unbedingte Emancipation der Juden ist ein religiöses politisches und Rechts-Postulat" benannte; er war ein Triester Jude, hatte aber keine Scheu auf den Titel zu setzen: „Von einem Christen".

Abgesehen von der verwerflichen Gemeinheit einer solchen Finte war sie auch ganz unnöthig, da es genug solcher gab, die das Christenthum nicht zu heucheln brauchten, weil sie es in der That hatten. Denn es waren keineswegs blos jüdische Federn die sich für die Entfesselung und Gleichstellung des Volkes Israel in Bewegung setzten. Das „Central-Organ für Glaubensfreiheit 2c. der Juden" eröffnete Nr. 13 v. 24. Juni S. 177 f.

---

es nicht der Mühe werth „auf allen Ihren faden abgedroschenen Anschuldigungen etwas zur Entschuldigung der Juden anzuführen"; so wollte sich Simon Deutsch „nicht in einer Beschreibung unserer traurigen Schicksale einlassen", berief sich auf jeden wackern redlichen Juden „der an sein Vaterland hängt" 2c. Die eben genannten Schriftsteller machten übrigens aus ihrem Judenthum kein Hehl; dagegen widerfuhr es dem „Katholiken" Löbenstein daß er in sentimentaler Verzückung ausrief: „Um Spanien, dem schönen Weibe, schlingen tausend Blumengewinde sich".

eine eigene Rubrik für die Literatur der „neuesten Emancipationsschriften", und führte da anerkennend auf: eine Predigt Gustav Porubszky's in der Wiener evang. Kirche A. C. gegen den „Judenhaß", sowie die Schrift eines unbekannten E. K. über die Emancipation der Juden*). Aber die Zahl der christlichen Schriftsteller, die oft mit großer Wärme, nicht selten sogar mit Übertreibung im gleichen Geiste schrieben, war damit keineswegs erschöpft; ich nenne den studentenfreundlichen Phil. et Med. Dr. Philipp Aloys Ritter von Holger, den fleißigen Flugblattschreiber Michael Ottel, den katholischen Priester Mathias Eigl in Presburg, ungerechnet viele andere die der geneigte Leser im Verlaufe kennen lernen wird.

In gewissem Sinne gehört der jüdisch-apologetischen Richtung eine Art Schriften an, die es zwar nicht geradezu darauf abgesehen hatten, aber in ihrer ganzen Anlage darnach eingerichtet waren, dem Volk aus Palästina Sympathien zu gewinnen. Vor wenig Jahren hatte Berthold Auerbach mit seinen „Dorfgeschichten" begonnen, die sich schnell großer Beliebtheit erfreuten. Des Schwarzwaldlers österreichische Glaubensgenossen gingen einen Schritt weiter und übertrugen dessen Methode auf das jüdische Kleinleben im städtischen Ghetto und im offenen Lande. Im J. 1847 trat Jacob Kaufmann, zu Neu-Bydżov in Böhmen geboren, im Leipziger Almanach „Jeschurun" mit einem Lebensbild „Der böhmische Dorfjude" auf, das vielen Anklang fand**). Er hatte binnen Jahresfrist einen Nachfolger in dem überaus fruchtbaren Belletristen Eduard Breier, geb. zu Warasdin 3. November 1811, der 1848 in Wien bei Stöckholzer von Hirschfeld jüdische „Sittenbilder" unter dem Titel: „Alt- und Jung-Israel" (kl. 8°, 159 S.) veröffentlichte, schleuderhaft in der Mache, unerlaubt schlecht in der Sprache, wie alle Erzeugnisse dieses Schriftstellers, aber amüsant und mitunter nicht ohne tiefern Kern. Am meisten gelungen dürfte man die „Maiße" von dem „Rabbi mit der langen Baiße" (S. 100—114) finden. In einem und dem andern Stücke legt es der Schriftsteller darauf an, sein Volk von dem beliebten Schacher abzubringen und auf den Weg redlicher Arbeit im Handwerk hinzuleiten ... Von ungleich höherem Werthe, sowohl an Inhalt als in der Form, waren die Geschichten „Aus dem Ghetto", erschienen in demselben Jahre 1848 bei Grunow in Leipzig; Ver-

---

*) Über dieselbe siehe auch Allg. Öst.-Ztg. Nr. 122 (N. F. 32) v. 2. Mai S. 614.

**) Vgl. M. Teller zu Hronov im C. O. f. Juden Nr. 48 v. 20. October S. 416.

fasser Leopold Kompert, geboren Münchengrätz 15. Mai 1822. Das Buch wurde mit vollem Recht als eine vielverheißende Erscheinung in einer neu eingeschlagenen Richtung begrüßt. Dr. Philippson in der „Ztg. des Judenthums" rühmte die „Wahrheit der Schilderungen", die gleichwohl „den Schmelz, den Duft der Poesie der darunter gebreitet," nicht vermissen lasse. Ferdinand Kürnberger widmete dem Schriftsteller und dessen Werke in Frankl's „Literaturblatt" Nr. 12, S. 49—52 unter dem Titel „Literarische Charaktere" eine begeisterte Analyse. In der zweiten Hälfte 1848 begann Kompert seine Ghetto-Idylle, wenn man den Ausdruck für diesen Stoff gebrauchen darf: „Der Dorfgeher" in dem C. O. für Juden (Nr. 48 v. 20. Nr. 49 vom 25. October) zu publiciren, wo er sie jedoch, da diese Zeitschrift mit Ende October einging, nicht zu Ende führen konnte:

Ein ganz aus dieser Art schlagendes Büchlein:

> Im Geiste der Zeit oder das Boudoir eines Journalisten. Bilder theils mit theils ohne Charakter. In drei Acten. Wien 1848 Dorfmeister; kl. 8º., 52 S.

führe ich einfach an; da ich, offen gestanden, nicht verstehe, was Titel und Inhalt dieser dramatischen Kleinigkeit mit dem vorgesetzten Motto:

> Keine Emancipation der Juden?
> Hier das Beispiel eines Emancipirten.
> Traurige Antwort auf die neueste Frage —

zu schaffen haben.

* * *

Wir gehen nun zu den einzelnen für die Entfesselung des Judenthums in's Treffen geführten Beweis- und Beweggründen über, ohne uns weiter, wie schon erwähnt, in eine Prüfung der Stichhältigkeit derselben einzulassen. Nur was die Autorschaft betrifft glauben wir da, wo dringender Verdacht vorliegt daß die christliche Etiquette ein misbräuchliches Vorgehen sei, eine bezügliche Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen.

Von den Vertheidigern der Emancipation nahmen viele den allgemein menschlichen Standpunkt ein. Wenn der allgütige Schöpfer, sagten sie, die milde Sonne scheinen läßt scheint sie für alle; wenn er die Natur schmückt und sie prunken läßt prunkt sie für alle; wenn sein milder Segen die Felder heimsucht und die Saat reichlich wird so ist sie es für alle — und Österreichs Constitution sollte nicht für alle sein?! Wo alles frohlockt und jubelt sollte es der Jude nicht, und blos darum weil er ein

Jude ist?! „Berechtigt nicht schon der Name Mensch“, sagte ein Karl Richter der kein Jude gewesen zu sein scheint, „zu allen Ansprüchen in einer constitutionellen Gesellschaft? Sind vielleicht noch jene barbarischen Zeiten, wo das Verhältnis zwischen Herrn und Diener so bestand daß nur der erstere Mensch, der letztere Sclave, also Sache war?“ „So wie es der Staatsgewalt ganz gleichgiltig sein muß“, docirte der zuvor genannte Dr. v. Holger, ein Katholik von strenggläubiger Gesinnung, „ob der Staatsbürger der kaukasischen, der äthiopischen oder mongolischen Menschen-Race angehört, ob er gerade oder krumme Beine hat, so geht es sie auch ganz und gar nichts an, wie er von übersinnlichen Dingen denkt oder welcher Kirche er angehört, so lang sein Verhalten das eines guten Bürgers ist“. Toleranz sei eine halbe Maßregel, was immer vom Übel; Toleranz sei ein bloser Gnaden-Act, passe nur in Zeiten wo Gewalt für Recht gegolten: „seit die Idee des Rechts in den Völkern zum Leben gekommen, kann man sich unmöglich mit der Toleranz zufrieden geben“. Niemand sei der Freiheit werth, der sie nicht für alle wünsche. Die neue Zeit sei da, sollen in ihr die alten Vorurtheile fortbestehen?! „Soll der Jude,“ schrieb der Rechtshörer Moriz Janowitz, „allein in dem frohen Gedränge fragen müßen: Darf ich so frei sein frei zu sein? Sprecht vielmehr: ‚Wohlan wir wollen den Messias dir nun geben!‘ Befreit uns, sprengt unsere Fesseln, wir fordern es nicht streng, obwohl wir fordern dürfen im Namen der Menschheit und der Menschenwürde; wir bitten euch um unser unveräußerliches Recht, wir bitten euch und erheben die gefesselten Arme zu euch und rufen: Gebt uns frei, gebt eure weißen Sclaven frei, jeder von euch sei ein Wilberforce und sühne die Schmach der Finsternis vergangener Zeiten!“

Ein Wort im Interesse der Juden. An alle Menschenfreunde in und außer Wien. Von Karl Richter; 2 Bl. 8°., Klopf und Eurich.

Religions-Gleichheit. Was heißt Gleichstellung der Religion und in welchem Sinne kann sie von der Regierung gefordert werden? Von Professor v. Holger; 8°. 4 S. Leopold Grund.

Soll man die Juden emancipiren? Eine kosmopolitische Frage.
Motto: Nimmermehr kann der Christ Christ sein ohne Mensch zu sein, wenn auch der Mensch Mensch sein kann ohne Christ zu sein,
Von D. Bardach N. G. 1 Bl. 4°. typ. geog. Kunstanstalt.

Ein Christ für die Juden. Von Otto Frh. v. Eyb. Wanderer Nr. 71 v. 23. März. Es sei gänzlich gleichgiltig „ob ein Mensch den Mohamed oder den Wischnu verehrt“; die Gesetzgebung habe die Religion „als eine jenseits zu verantwortende Gewissenssache“ zu behandeln,

„als Sache der Häuslichkeit, aber nicht als eine Sache die auf den Gang der Staatsmaschine Bezug haben kann. Es wird gewiß jedermann ganz gleichgiltig sein ob sein Nächster zu Hause einen rothen, einen grünen oder einen blauen Schlafrock an hat“: warum solle es ihm nicht auch gleichgiltig sein in welcher Weise sein Nächster Gott verehrt?

Gleichen Antheil an der Freiheit Allen! „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“. Von Eduard Frh. v. Callot. 1 Bl. 4°, 27. März: „In einem freien Lande darf es keine Heloten, keine Parias geben. Wer eine Nation erheben will, darf keine Classe derselben in den Koth treten, niemand von den Genüßen der Menschenrechte ausschließen, zu welchen jeder berufen ist, er sei noch so niedrig und noch so elend. In ihm wohnt eine menschliche Seele, ein Atom der Gottheit!“

An die freien Männer der christlichen Bekenntnisse. Von Moriz Janowitz Hörer der Rechte, im Namen seiner Glaubensgenossen. 1 Bl. 8°, M. J. Landau in Prag. — Unter demselben Titel, aber mit etwas verändertem Texte 1 Bl. 4°. Wallishausser in Wien.

Bernhard Mauthner N.-G. Angstruf eines Israeliten.

Motto: Der Bürger den Sie für den Glauben verloren,
Sire, war Ihr bester. Don Carlos.

2 Bl. gr. 8°; ohne Angabe des Druckortes.

An die edlen Juden-Placat-Verfertiger.

Wehe denen die dem ewig Blinden
des Lichtes Himmelsfackel leih'n,
sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
und äschert Städt' und Länder ein. Schiller.

2. Bl. fol. M. Lell. Der Verfasser ruft die Christen an: „Seid Menschen um des Himmels willen, sonst seid ihr weniger als das Thier! Der Tieger brüllt nach Raub, doch unverletzlich ist ihm seines gleichen; er stirbt eher als er seine Gattung angreift, als er sich vom Blute derer erhält zu denen er gehört. Und ihr Menschen, die Krone der Schöpfung, ihr wollt eures gleichen vertilgen, ohne Grund, ohne Ursache! ... Doch ihr seid noch nicht damit zufrieden, ihr habt noch nicht vollendet. Ihr müßt erst noch die Schwerter schleifen und die Messer wetzen, ihr müßt sie alle schlachten ohne Erbarmen, Weiber und Kinder, Männer Greise und Jünglinge! Dann könnt ihr auf euren bluttriefenden Lorbeeren ruhen, dann könnt ihr eure junge Freiheit genießen, wenn der letzte Jude ausgehaucht! Dann waschet eure Hände in Unschuld und geht an eure Arbeit die Gott sicher segnen wird. Esset und trinket, seid fröhlich und munter und erntet was ihr gesäet!“ ... Der Aufsatz war unterzeichnet „Ein deutsches Weib“. Tendenz und noch mehr Styl ließen eher einen hebräischen Mann vermuthen.

Einfaches Hausmittel und Sympathie gegen die Krankheit des Vorurtheils wider die Juden, angerathen von einem alten Manne, einem Christen, zum Behufe der Emancipation der Juden. Von Sch—. Cent. O. f. Juden Nr. 6 v. 6. Mai S. 80—82; Nr. 7 v. 13. S. 92 f. „Wenn die Juden in der Verfassung wären so in Massen gegen euch, ihr Tyrannen, um ihr Recht, um das gleiche Menschenrecht einzustehen, so wie ihr um dasselbe gegen eure Tyrannen zu Felde gezogen seid, würdet ihr wohl so unverschämt inconsequent sein können

und euer vom Blut im Kampfe für das Recht noch rauchendes Schwert allsogleich umzukehren gegen Gleichberechtigte, Gleichwollende, und so den ruhmgekränzten Stahl im Kampfe gegen das Unrecht entehren"... Was hatte der „alte christliche Mann", der seinen Aufsatz dem „Central-Organ für Juden" zusandte, für einen Beweggrund seinen Namen zu verschweigen?

Der Schild für Wahrheit Recht und Gesittung. IV. Der Israelit und das Bürgerrecht. Der hohen Reichsversammlung gewidmet von Mathias Eigl Verfasser rc. Zweite Auflage. Presburg 1848. Landes und Schwaiger. 8°, 16 S. „Die Juden sind Kinder Gottes, desselben Schöpfers und Vaters über den Sternen wie wir, und haben von ihm die gleichen Natur- und Menschenrechte, also auch denselben Anspruch auf das Bürgerrecht in einem civilisirten Staate erhalten wie wir" (S. 6). „Warum sperrt man wohl den Löwen ein, als weil die Schwachen seine Kraft und Übermacht fürchten, die dagegen den feigen Haasen und Esel frei laufen lassen; sich aber an dem wehrlosen Volke (den Juden) zum Helden machen wollen, ist dasselbe als wenn der Esel dem sterbenden Löwen einen Fußtritt versetzte! Ist aber das, einen Menschen, ja ein ganzes Volk seiner ihm von Gott verliehenen Menschenrechte blos aus der kindischen Besorgnis, weil es seinem Dränger gefährlich werden könnte, von der Geburt aus berauben, etwa ein geringeres Verbrechen als das des sittlichen Mordens, nämlich des Geistes?" (S. 7).

Dr. E. Zeitskizze; Allg. Ö. Ztg. Ab.-B. Nr. 93 v. 4. Juli: „Die Ruhe ist wiedergekehrt, und vergessen soll jegliches Opfer und Verdienst sein, vergessen die heilige Lehre daß niemand der Freiheit werth der sie nicht allseitig verliehen wünscht? Für den Juden aber spricht der Geist der Zeit und der Wahrheit. Jener Sturm der die mittelalterlichen Vorurtheile wegfegt, muß auch die Juden erlösen, der überall frei geworden wo Völker ihre Ketten gebrochen".

Gedanken über die völlige Gleichstellung der Confessionen in Österreich rc. Von einem Katholiken; 2 Bl. 4°. Fridrich. Andere Ausgabe Klopf und Eurich, wo sich der Verfasser nennt, Franz Tuvora: „Wir alle, Juden Christen Mohamedaner, sämmtliche Menschen, sind zu einem und demselben Zwecke hervorgebrachte Geschöpfe eines Gottes. Einer Religionssecte vor der andern des Glaubensbekenntnisses wegen Vorrechte einzuräumen ist Menschenhaß, streitet gegen alle Natur- und Vernunftgesetze, wird durch keine Lehre unseres Erlösers und Heilandes gerechtfertigt".

Die schwarz-roth-goldene deutsche Fahne als Sinnbild der Einigkeit Gleichheit und Verbrüderung. Von Johann Bing; 7 S. 8°. Ludwig.

Immer und überall die Juden! Ein Wort am Ort und an der Zeit. Von B. Kewall Mitglied der deutschen orientalischen Gesellschaft zu Leipzig und Halle. Wien September 1848 Überreuter; 8°., 23 S. Der sehr phrasenreiche Verfasser, der seiner Abhandlung das Motto vorsetzt

Wann wird die alte Wunde doch vernarben!
Einst war es finster und die Juden starben,
Jetzt ist es lichter und die Juden sterben rc.

theilt die Gründe „die man für unsere Zurücksetzung und gegen die Emancipation vorgebracht hat" in zwei Hauptclassen, religiöse und

staatliche. Unter den „staatlichen" ereifert er sich am meisten gegen den Einwurf: „Die Juden sind für die Emancipation noch nicht reif". Aber das werde man doch zugeben: „Wir sind so weiß wie die Neger, so weise wie die Berliner Eckensteher, so achtenswerth wie Hubert Müller, so gelehrt wie die Grönländer und Franz Schmidt, so redlich und offen wie Leopold Östreicher*). Wenn nun die Neger, die Berliner Eckensteher, die Grönländer, wenn Hubert Müller, Franz Schmidt, Leopold Östreicher emancipirt sind, warum die Juden nicht?" Wenn man sage: Die Juden sind Scribler, so könne man eben so gut sagen: Die Juden sind große Juristen, große Tonkünstler, große Dichter 2c.; denn Cremieux, Meyerbeer, Heine sind doch Juden! „Wie wäre es wenn jemand behaupten wollte: Die Christen sind dumm, weil der Christ Sebastian Zopfinger**) ein Dummkopf ist?" S. 16—18. ... Zu bemerken wäre zu diesen Stellen, daß das C. O. für Juden S. 410 die „leidenschaftslose Sprache" des Verfassers lobt und die „Selbstherrschaft mit der er seine Gefühle bemeistert".

Mysterien eines Juden von M. Frank. Wien 1848 Keck & Sohn; 8⁰, 12 S.: „Christliche Brüder, ihr zögert das Vernunftrecht anzuerkennen? Ihr zögert den Juden mit der Vergangenheit zu versöhnen? Der Jude steht als ein Warnungszeichen da, er ist ein Memento der begangenen Sünden, er ist das Skelett der verloschenen Geister seiner Märtyrer. Er fordert Gerechtigkeit oder den Tod! Justitia regnorum fundamentum! Nicht halb sei euer Werk — ganz oder nichts! Nicht Großmuth wird geübt indem man Gerechtigkeit übet, diese Großmuth werfe ich verächtlich vor die Füße der Spender, das Gezücht der Unterwelt nähre sich davon!"

In einem Prager Flugblatt entspinnt sich zwischen zwei Freunden folgendes Gespräch: „Karl. Von welcher Nation und Religion stammt der der Heiland ab? Anton. Der Heiland war von Abstammung und Religion ein Israelite. K. Und wie heißen die wichtigen und beglückenden Lehren die er uns hinterlassen hat? A. Das neue Testament. K. Und worauf ist dieses gegründet? A. Auf das alte Testament. K. Können Sie demnach gegen ein Volk feindlich gesinnt sein von welchem der Heiland abstammt, und kann ein Volk so schlecht geartet sein auf dessen altes Testament der begeisterte und erleuchtete Heiland das neue gründete?!" ... In der That wurde dieser aus dem Ursprunge des Christenthums, aus dessen Zusammenhang mit den Weissagungen des alten Bundes hergeholte Beweisgrund oft genug von den theoretischen Vertheidigern der Emancipation angewendet. „Ich rufe mit Abraham dem Gottesmann: Warum soll Zwist sein zwischen uns und Euch? Wir sind ja nahe Anverwandte. Das Weib ist aus dem Mann entstanden und es liebt den Mann — warum nicht

*) Über Müller, Schmidt und Östreicher s. Jahrb. 1883 S. 69, 71 f. 149, 178.
**) scil. Seb. Brunner.

wir einander? Aus dem Schooße eines frommen dazu gewürdigten Judenmädchens hat dieser von Euch angebetete, von uns hochgeachtete Jesus sich entwunden." Wer seien denn eigentlich die Juden? Leute die denselben Gott bekennen wie die Christen. Und wer seien die ersten Christen gewesen? Juden! „Ihre Bibel ist Eure Bibel. An jedem heiligen Tag leset Ihr vor dem Volke die Thaten jüdischer Helden, preiset klaget danket mit den Worten jüdischer Dichter" *). Die Juden, so kreische ein scheinheiliger Zelotismus, müßen dafür büßen daß sie Christum gekreuzigt haben! Nun wohl so ziehe man jene Juden vor's Gericht die das Verbrechen begangen haben; „grabet auf eure alten verfallenen Folterkammern und Verließe des Mittelalters; lasset, wie schon so oft geschehen, die Glieder jener Juden von scharfen Nägeln und glühenden Zangen zermalmt werden; erdenkt neue Qualen zu den grausigen alten und labet euer rachedürstiges Gemüth an den Zuckungen der Unglücklichen, höhnet sie in ihren Verzerrungen und labet euch an ihrem Jammergeschrei. Aber jene Juden sind nicht mehr, und so sollen ihre Nachkommen leiden?! Und warum? Vielleicht gar um Christi willen, der die reinste Liebe war und lehrte? Wollt ihr die vernichten deren Blute er entstammte? Er war sanft und gut, und ihr seid unmenschlich? Er lehrte die Religion der Liebe, und ihr übet die des Hasses!"

David Mendl Aufruf. C. O. f. Juden Nr. 4 v. 22. April S. 50 f.

Was die Juden denn eigentlich wollen? Von Julius Pauer; 1 Bl. fol. Ghelen'sche Erben. — Dasselbe in anderer Auflage mit einem „Neumann" als Verfasser; 2 Bl. 4^0^, Ofen M. Bagò: „Denkt an das Gebot der Nächstenliebe, und ihr werdet doch nicht zweifeln daß der Jude euer Nächster sei? Ehret in dem Juden den Menschen und vergesset nie daß Christus, als er auf Erden wandelte, die Hülle eines Juden gewählt hat für seinen göttlichen Geist."

L. H—tz Gespräch zwischen zwei Bürgern über die Israeliten Böhmens seit der Constitution. Prag im Mai 1848; 2 Bl. kl. 4^0^. Vetterl.

Versuch einer Beantwortung der Frage: Kann den Juden im österreichischen Kaiserstaate eine volle politische Emancipation gestattet werden? Parteilos und offenherzig besprochen von Michael Ottel; 15 S. 8^0^. Ullrich (25. Juli?). Könne, fragt der Verfasser „der fromme wahre Christ vergessen daß die Basis unserer beseeligenden Religion die mosaische ist?"

L. H. Die Juden können und dürfen nicht emancipirt werden!
Motto: Mir sagt's mein Herz, ich glaub's
Und fühle was ich glaube 2c. Wieland.

---

*) Engländer Lichtfunken S. 2 f.; s. Jahrb. 1883 S. 150.

Wien im October 1848; 1 Bl. fol. Schmid. Es fehlte nur daß sich der Verfasser als „katholischer Christ" bezeichnete; denn der Inhalt lauft auf das gerade Gegentheil dessen hinaus was der Käufer des Flugblattes nach dessen Titel vermuthen sollte. Der Aufsatz schließt: „Betrachtet Spanien, werft einen Blick dahin auf dieses Spanien, das an den Wunden verblutet die es sich selbst geschlagen — seht welchem Geschicke dieses Reich unterliegt seit der Judenverfolgung!"

Über Demokratie und ihr Verhältnis zur Polen- und Judenfrage vorgetragen als politisches Glaubensbekenntnis ꝛc. am 11. December 1848 von Dr. Joseph Oettinger. Krakau Univ.-Buchdr.; 13 S. 8°: Die Gleichberechtigung dürfe „sich nicht auf eine gewisse Anzahl Confessionen beschränken"; das religiöse Bekenntnis könne „kein Hindernis der politischen Befähigung sein ... Und beweist nicht eben das Judenthum welches theuere Gut dem Menschen der Glaube ist? Der giftigste Haß, die gräßlichste Verfolgung, die tiefste Verachtung konnten die Israeliten ihrem Glauben nicht abwendig machen, und diese durch Jahrhunderte bewährte unerschütterliche Treue sollte heute, wo die Menschenrechte proclamirt werden, zum Vorwande dienen können ihnen dieselben vorzuenthalten? Nimmermehr wird ein Volk dem die Freiheit theuer ist sich so Lügen strafen! nimmermehr seine eigene Menschenwürde so herabsetzen! nimmermehr selbst den Dolch in das Herz der Freiheit senken wollen!" (S. 9 f.)

Denn in der That! Stimme die Juden-Emancipation mit der Humanität des Christenthums, „mit der Lehre jenes Göttlichen der am Kreuze noch für seine Feinde, die jüdischen Hohenpriester und das von ihnen verführte Volk bat: ‚Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun'; der weder Feuer vom Himmel regnen ließ, noch die Erde sich öffnen hieß um die Rotte Korah zu verschlingen wie einst Moses gethan; der nichts wußte von Gojim oder Nicht-Gojim, sondern sprach: ‚Liebet eure Feinde! Thuet gutes denen die euch hassen?' Sei der Gekreuzigte nicht aus Liebe zu allen Menschen gestorben? Sei nicht die Liebe das siegende Panier des christlichen Glaubens? „Oder wollt ihr euch an die Sage vom ewigen Juden halten? Denn völlig unwahr ist diese Legende nicht. Es gibt einen ewigen Juden der in ganz Europa herumwandelt, in jedem Säculum tödtlich krank, aber immer wieder gesund wird und seine vorige Gestalt bekommt — dieser ewige Jude ist der unchristliche Judenhaß!" Solle dieser Judenhaß kein Ende nehmen? Sollen wir bis an das Ende der Jahrhunderte ein Volk entgelten lassen, das keine Schuld trägt an einer Handlung die vor achtzehnhundert Jahren eine Kaste desselben, die Pharisäer, auf sich lud?!

Kewall a. a. O. stellt als einen der Gründe die man vom religiösen Standpunkte gegen die Juden-Emancipation ins Treffen führe,

S. 7 Nr. 7 den hin: „Die jüdischen Propheten haben ihrem Volke Zerstreuung Druck und Leiden vorausgesagt; wenn wir sie nun davon befreien, so handeln wir gegen den Willen Gottes, ja machen sogar Eingriffe in die göttlichen Rechte“, und widerlegt diesen Einwand in seiner „leidenschaftslosen Sprache“ S. 15 f.: „Das ist albern dumm und lächerlich ... Diesen Herren kann ich nur sagen daß sie beileibe keinen Armen stützen, keinen Kranken heilen lassen, keinen Unglücklichen retten rc. rc.; denn es kann wohl niemand arm krank unglücklich rc. rc. sein, wenn es nicht Gottes Wille, ohne welchen gar nichts geschehen und sein kann, so wäre. Wie darf man nun gegen Gottes Willen, oder vielmehr ihm zu Trotz, Arme stützen, Kranke heilen rc.“

Eigl a. a. O. S. 6: „Wollten wir als ächte Nachfolger des göttlichen Erlösers noch immer das barbarische Unrecht gewaltthaten-übender Heiden wie jener zu Rom nachäffen und diesem durch fast zwei Jahrtausende niedergedrückten Volke den rettenden Arm thätiger Bruder- und Nächstenliebe aus blindem Eifer und thierischer Wuth frech und gewissenlos vorenthalten? Wollten wir auf diese Weise uns gegen Gottes ewige Gesetze auflehnen und der ersehnten Erfüllung dessen, was der Stifter des Christenthums, dieser einzigen Weltreligion, allen seinen getreuen Nachfolgern mit Entzücken in Aussicht stellte: ‚Es wird nur ein Hirt und eine Heerde sein‘, starrest widerstreben?!“

Über unsere künftige Religionsfreiheit. Der (Grätzer) Freisinnige Nr. 19 v. 4. Juli: „Christus der göttliche Heiland hat diejenigen welche seine Lehre befolgen sehr oft mit einer Heerde Schafe verglichen, dabei aber nie gesagt daß nur die weißen, also mit Ausschluß der schwarzen und scheckigen, zu dieser Heerde gehören. Er berücksichtigte in seinem Gleichnisse nur die Sanftmuth Geduld und Ergebenheit dieser Thiere, und wahrhaftig, die Farbe des Vließes macht es nicht aus! Man sehe nur einmal eine Heerde ein wenig an: Widder Hammel Mutterschafe und Lämmer, von welcher Farbe sie immer sein mögen, hören die Stimme ihres Hirten und seinem Rufe folgen sie alle“.

Keine Juden in der Nationalgarde???! Ein Wort für alle die's trifft. Von Rudolph G.......; 1 Bl. 4⁰. Das Flugblatt schließt mit dem Ausruf: „O der christlichen Nächstenliebe und Dankbarkeit! Pfui, beim Himmel ich schäme mich ein Christ zu sein!“ .. War er einer? Namen und Lebenslauf (s. meinen „Wiener Parnaß“ S. 447 Schlagwort „Gußmann“), sowie der Umstand daß er seinen Namen, aus welchem er bei andern Publicationen kein Hehl machte, diesmal maskirte, könnten es bezweifeln lassen.

Nehmt Euch ein Exempel. Von einem gutgesinnten Ungar. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ 1 Bl. fol. Lell. Für die Aufnahme der Freistädter Juden in die Volkswehr.

Von keinem einzigen Volke haben sich so viele schriftliche Denkmale erhalten, von keinem gebe es von den frühesten Zeiten herab eine so beglaubigte Geschichte wie vom Volke Israel, und von keinem reiche dieselbe bis auf unsere Tage herab. „Die alten Ägypter Phönicier Griechen

Karthaginienser Hetrurier und Römer", schrieb „der jüdische Invalide" A. Grünhut*), „sind gewiß groß und berühmt in der Reihe der Völker gestanden; aber wir finden unter den gegenwärtigen Geschlechtern weder ihre Namen noch ihre Gesetze mehr. Nur die Juden stehen noch als eine Nation da — und ich fühle mich stolz dieser Nation anzugehören". Und sei dieser Stolz nicht ein berechtigter? Habe der Vorzug des Judenthums nicht seinen innern Grund? Sei nicht der erste Mensch der reine Begriffe und Lehren von der Gottheit verbreitete, der Jude Abraham gewesen? „Die Juden waren und sind bestimmt als Mustervolk auf Erden dazustehen und zwar so lang dazustehen bis das Judenthum d. h. die Religion der Vernunft die ganze Welt erfüllt und durchdrungen, bis feste und unerschütterliche Wurzel gefaßt haben wird der Glaube an einen vollkommenen dem Kinde wie dem Weisen gleich faßbaren in keine Religionsmysterien gehüllten Gott, der strenge Gerechtigkeit übend jeden Fehler am Fehlenden selbst bestraft, wo aber nicht einer die Strafe für den andern oder für die ganze Menschheit übernehmen kann, ebensowenig wie A den Beinbruch übernehmen könnte wenn B vom Thurm gesprungen; der Glaube an einen eifervollen Gott der seiner Würde nichts vergibt und keinen Stellvertreter seiner Person auf Erden einsetzt, da er allgegenwärtig stets selbst zur Beichte sitzt; der Glaube an eine Menschheit die, ihrer hohen Würde sich bewußt, mit dem Gott der Liebe um Lohn und Strafe nicht schachert, kein Fegefeuer und keine Hölle als die der Selbstverachtung fürchtet, aber auch für ihre Maulwurfsthaten keinen Sitz im Himmel zur rechten oder zur linken Hand Gottes nach den verschiedenen Verkaufspreisen pränumerirt; eine Menschheit deren Erdenleben keine faulenzerische Vorbereitungsträumerei für eine ewig dauernde im Himmel ist." Was helfe darum alle Verschwörung, alles Bündnis der weltlichen und geistlichen Gewalt das Judenthum nicht aufkommen zu lassen? Israel werde nicht untergehen, Israel werde zuletzt doch über seine Feinde obsiegen! „Wenn auch in jeder Generation Leute aufträten dich, mein armer Gebeugter, zu vernichten und aus dem Reiche des gesellschaftlichen Lebens zu stoßen, so sind diese doch nur Amalekit denen Gott ewigen Krieg und Vernichtung geschworen. Wer Hand dich legte fand immer noch seine Vergeltung. Wenn ein Pharao dei Kinder in der Geburt tödten und in den Nil werfen will, er muß sel

*) Jahrb. 1883 S. 69.

in den Fluthen sterben! Wenn ein Haman dich der Verheerung preisgeben will und für den Juden Mardochai einen Galgen aufrichtete, so henkte man ihn selbst darauf".

Alles was wahr und was recht ist! Für und gegen die Juden. Von M. Rauscher Jurist; 2 Bl. 8°, Pell. Der Titel enthält insofern eine Unwahrheit als in der Schrift alles „für" und gar nichts „gegen" die Juden vorgebracht wird.

Die Schäden der Judenheit und deren Heilung; C. O. f. Juden Nr. 44—47 vom 6. 11. und 19. October S. 391 f. 397 f. 405 f. (ein Schluß-Artikel war angekündigt, scheint aber nie erschienen zu sein). Der Verfasser ist der Meinung „daß sich im Christenthum die Blüthe, im Judenthum aber die Reife geltend macht. Jene wird, weil sie poetischer ist, sich schneller Verehrer schaffen, während diese, da sie mehr dem Verstande zusagt, dauernd fesselt. Im Judenthum gilt als das höchste in der weiblichen Welt die kinderreiche Mutter, im Christenthum die Jungfrau. Wenn im Judenthum Gott versinnbildlicht wird so kann er nie zu etwas weniger als zum Jupiter des Phidias herabsinken, wo es hingegen im Christenthum ein Herrgottchen gibt das auszusprechen schon eine jüdische Zunge sich sträubt".

F. Fürth Über Thierquälerei; ebenda Nr. 33 v. 3. September S. 312: „Nichts beweist klarer den hohen und unvergänglichen Werth der mosaischen Institutionen, als daß viele derselben nun als Frucht tausendjähriger Civilisation und als Quintessenz der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts wieder ins Leben gerufen und von der Elite der Nation vertreten werden, und nichts bezeichnet so deutlich den edlen weltbeglückenden Zweck des alten Testaments, als daß darin Gesetze der Menschlichkeit als göttliche aufgestellt und sanctionirt sind". Beweis dessen seien die heutigen Vereine gegen Thierquälerei und die alten Bibelsprüche: Du sollst dem Ochsen der da drischt das Maul nicht verbinden; man solle einen Ochsen und einen Esel nicht zusammen vor den Pflug spannen; wie sehr sei die Art der Abtödtung des Hornviehs bei den Juden dem grausamen Verfahren bei den Christen vorzuziehen rc.

S. Szantò Wappen und Farben; ebenda Nr. 47 v. 19. October S. 408. Ersteres der sogenannte Magen-David, zwei über einander gelegte Dreiecke; letztere blau und weiß: „die Sendung Israel's als Priestervolk und Gottesvolk durch die Farbe des Himmels symbolisirt".

Was sei es nun was die Christen abhalte die Juden als ihresgleichen zu betrachten? Das Vorurtheil das ihnen der Haß eingeimpft habe, das Vorurtheil das von nun an schwinden, einer freien unbefangenen Auffassung und Behandlung den Platz räumen müße. „Das Vorurtheil hat die Juden ausgeschlossen von den Wohnungen der Christen, hat sie in ein enges dumpfes Ghetto verwiesen; achtzehnhundert Jahre warten sie darauf daß die Pforten ihres Kerkers sich öffnen! Das Vorurtheil hat die Juden ausgeschieden von der christlichen Gesellschaft in deren Mitte

sie leben — wenn es leben heißt, seinen Namen nicht frei nennen zu dürfen ohne dem Gelächter des Pöbels preisgegeben zu sein! Darum auf Freunde, prediget das Evangelium der Bruderliebe! Jeder Stein werde eine Kanzel, jede Hütte ein Tempel, jeder Baum ein Altar wo ihr für den Herrn und dessen Sache opfert!" Denn das Vorurtheil ist vom Übel und schwer vertilgbar, „es ist wie Staub und legt sich in Europas kleinste Winkel; es wird noch weidlich durchgeklopft werden müßen, ehe dieser Staub von ihm geht"*). Der Jude finde kein Vertrauen; „mag sein Herz wie Krystall, seine Seele edel sein wie Diamant, er wird verworfen". Was könne der verkannte und immer hintangesetzte Jude thun? „Haß erzeugt wieder Haß und unauslöschliches Rachegefühl, und mancher Israelite mag mit den Worten des Psalmisten sein Dasein ausgehaucht haben: Du verstörte Tochter Babel, wohl dem der dir vergelte was du gethan hast!" Setze sich einmal der Christ in die Lage des mit Ungebühr verachteten und geschmähten Juden! „Ihr könnt es wohl; denn auch eure Brüder, Christen wie ihr, waren ja schon in derselben Lage. Habt ihr denn nicht gehört oder gelesen von den gefangenen Christen in der Türkei? Blutet nicht euer Herz wenn ihr vernehmt wie diese armen Christen von den rohen Muselmännern verachtet, den Hunden gleich mishandelt und gepeinigt wurden, blos deswegen weil sie eines andern Glaubens waren?" Wodurch aber werde das Vorurtheil bestärkt und fortwährend genährt? Durch den Brodneid. Der eigentliche Grund der Verfolgung der Juden, behauptete Löbenstein, sei ein communistischer: „Die Säckel sind geleert, alles braucht Geld, aber woher nehmen? wer hat Geld?" Dazu das Philisterthum mit seinem niedrigen Eigennutz, mit seinem Egoismus! „Euer schmutziger Krämergeist, euer zünftiges Wesen, euer vererbter deutscher Zopf legen euren menschlichen Gefühlen sich in den Weg. Der Handwerker fürchtet am Juden einen Concurrenten zu finden, der einfacher und sparsamer lebend, mit doppeltem Fleiße arbeitend, ihn überflügeln könnte. Der Bureaukrat zittert daß sein Sohn in Amt und Ehre am Juden einen Nebenbuhler haben könnte". So seien denn zwei Quellen des herrschenden Judenhasses: neben dem Fanatismus und Vorurtheil die Misgunst und der Brodneid! Dort sei der Christ intolerant, hier der Schuster oder der Schneider oder der Handschuhmacher. „Ihr haßt die Juden", sagt Ludwig Börne, „nicht weil

*) C. O. f. Juden S. 57.

sie es verdienen; ihr haßt und sucht, so gut ihr's könnt, zu beweisen daß sie es verdienen, und ihr haßt sie weil sie — verdienen".

Der Judenhaß. Eine Predigt gehalten am 31. Mai 1848 in der evangelischen Kirche A. C. zu Wien von Gustav Porubszky; gr. 8°, 16 S. Wallishausser.

Ein gerechtes Wort in Angelegenheit der Juden von J. Herzog Cand. Med. gr. 8° 7 S. Ludwig; 2 Ausgaben.

Ein neuer Kampf! Offenes Sendschreiben an die Studenten der österreichischen Staaten von Moriz Janowitz Dd. der Philosophie; 8° 16 S. Wallishausser.

Gespräch eines Judenmädchens mit einem katholischen Geistlichen über die Ursachen der Kreuzigung Christi. Ein Oster-Geschenk für erwachsene Leser. Von Moriz Klingsmann. 8°, 8 S. Fridrich. Das Schriftchen, um den 23./24. April ausgegeben und, um arglose Käufer anzulocken, mit einer die Auferstehung des Herrn vorstehenden Titel-Vignette versehen, ist voll der frechsten empörendsten Verhöhnung des christlichen Glaubens.

In seiner im Jahrb. 1882 S. 140 angeführten Schrift „Geistliche und Juden" stellt Moriz Markbreiter die einen wie die andern als jene dar auf deren Geld und Gut es abgesehen sei; nur scheue man sich „das Kind bei Namen zu nennen, man nimmt eine Maske und hüllt da, wo Judenverfolgungen stattfinden, das Beginnen in den Domino des Glaubenshasses, bei den Geistlichen in eine Sühne für geführten unmoralischen Lebenswandel".

Juden laßt euch taufen! Von Mat. Em. Löbenstein. Wien im April 1848; gr. 8°, 14 S. Gerold; 2 Aufl. Als Motto zwei Strophen K. Bek:

Wenn das Geschick des Menschen kühnes Streben 2c.

„Juden laßt euch taufen! Dann habt ihr euch die Bahn zu allen Weltherrlichkeiten geöffnet, könnt dann in Wien ruhig und gemächlich leben, ja ihr könntet — Juden laßt euch nur schnell taufen — in die Oberkammer kommen. Juden laßt euch taufen! Mein anderes Geschwisterkind kann nicht Regimentsarzt werden; da studirt er lang an seinem Vorwärtskommen und weiß nicht was für eine Medicin er sich verschreiben soll; da fällt ihm plötzlich das Wasser-Recept ein und siehe da: er wird Regimentsarzt. Seht nur, Herr Philipp Pfeffer, Doctor der Rechte — Verdienste muß man ehren — kann keine Advocatenpraxis in Lemberg bekommen und da läßt er sich taufen und sein Taufpathe, Ferdinand von Este, der große Jesuitenprotector — Verdienste muß man ehren — setzt als jährliche Gabe bis zur definitiven Anstellung dem Herrn Doctor 300 fl. C.-M. aus. Juden laßt euch taufen! . . Also vorwärts Juden, in Reih und Glied euch aufgestellt: Tambour, voran und marsch, marsch zur Kirche. Dort sendet eine Deputation an einen der Himmelsbesitzer mit der Bitte es kurz zu machen und — tausend gegen eins — er machts kurz, schenkt euch, wie es so oft geschieht, den ganzen Religionsunterricht und tauft euch compagnieweise. Noch einmal: beeilt euch und laßt euch taufen, und nehmet die Welt mit in den Kauf; Juden laßt euch taufen!"

Der Jude. Von Math. Em. Löbenstein. Wr. Ztg. Nr. 114 vom 6. bis Nr. 116 vom 9. Juni S. 456, 459 f. 464.

> „Die Gläubigen, seien es Juden Christen oder Sabäer, wenn sie nur glauben an Gott, an den jüngsten Tag und das rechte thun, so wird einst ihnen Lohn von ihrem Herrn".
> Koran 2. Sure.

Später als selbständige Flugschrift „Wien den 21. März 1848"; 8° 8 S. zwei Auflagen; die eine unterzeichnet: „Mathias Emanuel Löbenstein. Katholischer Konfession". Schilderung der Verfolgungen welche die Juden durch alle Jahrhunderte erdulden mußten. „Christliche Regierungen haben die jüdische Nation demoralisirt, was ihnen aber, dem Ewigen sei Dank, nicht vollkommen gelang da in diesem Volke der guten Elemente zu viele sind. Und nun faltet jetzt so mancher gar fromm die Hände und spricht: Seht die Juden, wie soll man sie emancipiren? Ha flieg Vogel, ich binde dir aber die Flügel! Schwimm Bursche, ich fessle dir die Füße!" .. Trotz seiner ergrimmten Ausfälle gegen geweihte und gekrönte Häupter schließt der Verfasser mit einer Apostrophe an den Kaiser Ferdinand: „Du größer denn Joseph, Du größer denn jeder Deines Hauses, Du wirst Israel zurufen: Steh auf und sei getrost. Und jauchzend antworten die Söhne, die Töchter Israels: Halleluia, Heil dem Gesalbten des Herrn!"

F. Albert Jüdischer Betrug. 1 Bl. fol. Hirschfeld. — Andere Ausgabe ohne Benennung des Druckorts. Der Titel, der auf eine antisemitische Schrift schließen lassen könnte, ist gewählt ut lucus a non lucendo; denn der Inhalt der Flugschrift ist Lobpreisung des Judenthums auf Kosten von dessen Feinden, also ein richtiger — „jüdischer Betrug".

Frank Mysterien S. 6: „Wer ist der größte unversöhnlichste erbitterste Feind des Juden? Der Krämer. Wenn der Jude durch Aufopferung und Entbehrung jeder Art ein paar Groschen erspart, so gelüstete es dem Krämer darnach. Der Krämergeist jagte ihn mit Hilfe feiler Seelen von einer Stadt zur andern, mordete die Mutter mit dem Säugling, denn Habsucht kennt keine Gränzen. Wir finden Provinzen und Ortschaften wo die Juden nicht einmal übernachten dürfen, und wir können mit Gewißheit annehmen, daß dort Krämervolk und Krämergeist vorherrschend sind."

Haschl und Mauschl. Nix zu handeln? 2 Bl. 4°, zwei Aufl., die eine mit zwei Handeljuden als Titel-Vignette, die andere mit nur einem. Ohne Angabe des Druckortes. „Ja lieber Mauschl, es ist zu handeln, en alter Rock, en altes System, en alter Minister, en alter Zopf, eine alte Unschlüßigkeit und ein alter Judenhaß! Wer kauft'n? En alter Judenhaß, prächtig conservirt, gar nicht abgetragen, paßt jedem der ihn nimmt . . . Wer kauft en alten Judenhaß?"

Offenes Sendschreiben an die Pseudo-Christen und Philister in Bezug der Emancipation der Juden . . „Ihr wollt frei sein, versteht aber nicht gerecht zu sein!" Sieyès. Von M. N—c. „Constitution" Nr. 49 vom 18. Mai S. 685 f.

Ist etwas in der jüdischen Glaubens- oder Sittenlehre was der Einfügung ihrer Bekenner in unser Staatsleben zuwiderliefe? Die Gesetze

Mosis, noch heute das Elementarbuch der Juden, athmen den Geist der Humanität; die zehn Gebote sind die Basis der Sittenlehre auch der christlichen Religion. Ein Volk das solche göttliche und zart menschliche Gesetze befolgt und beobachtet, eignet sich vollkommen zur bürgerlichen Gleichstellung mit den übrigen Staatsangehörigen, ist der Emancipation vollkommen würdig*). Man nehme das Beispiel anderer Staaten wo die Gleichstellung der Juden thatsächlich und gesetzlich bereits seit langem durchgeführt ist. „Blickt hin nach England Frankreich Nord-America, Juden betreiben die größten Fabriken, bekleiden die höchsten Ämter, kämpfen mit Muth und Entschlossenheit für das Vaterland, ringen für die gerechte Sache mit einer Hingebung und Ausdauer die uns erinnert daß der Jude dem heißen Asien entstamme. Italien der seit Jahrhunderten feste Sitz des Katholicismus ist euch vorausgeeilt, wenn ihr euch nicht sputet so habt ihr, Rußland und die Pforte ausgenommen, bald keinem Staate Europas den Vorsprung abgewonnen". Wenn man die Berufung auf Frankreich und England nicht gelten lassen wollte weil dort die jüdische Bevölkerung in verschwindender Minderheit sei, so blicke man nach Holland. „Dort ist die schon längst emancipirte jüdische Bevölkerung ziemlich stark und ihr Verhältnis zur christlichen fast dasselbe wie hierzulande, der Rabbinismus steht dort in voller Kraft und Blüthe und tritt das orthodoxe Wesen auf das entschiedenste hervor. Und doch haben 1842 die Minister aller Verwaltungszweige diesen selben Juden öffentlich das Zeugnis gegeben, daß sie nicht nur gute Holländer sind, die an aufopfernder Vaterlandsliebe keiner Classe ihrer Mitbürger nachstehen, sondern auch treffliche Vaterlandsvertheidiger die an Muth treuer Mannszucht und Ausdauer nichts zu wünschen übrig lassen".

Ludwig Börne über die Juden (Ein Beitrag zur Emancipations-Frage der Juden für die Reichstage). „Freiheit ohne Gleichheit ist Seele ohne Körper". A. d. göttlichen Buche der Menschheit. Von L. Rosental Leopoldstadt Nr. 742; kl. 8°, 15 S., ohne Angabe des Druckorts. — Andere Auflage M. Lell, aber ohne Namen des Zusammenstellers. „Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen, sie durchschauen die Heuchelei und üben sie darum nicht. Sie wandeln im Licht, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das böse wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie haben

*) Ottel S. 7—9.

Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen bettelhaften Lüsten wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerichten Milchsaft der in Schneckenseelen kriecht. Kurz sie sind keine Philister".

G. Schwab Gutachten. Der Verfasser verficht den Satz daß die Juden wie sie sind d. h. ohne erst eine Reform von ihnen zu fordern, bürgerlich und politisch emancipirt werden, weil sich in ihrem Glauben nichts finde was den Staatsgesetzen zuwiderliefe: „Auch der orthodoxeste Jude hat ein warmes theilnehmendes Herz für seinen christlichen Mitmenschen und reicht ihm gern die Hand zum Bruderbunde, wenn dieser nicht zu stolz ist oder zu intolerant sie anzunehmen. Daß er mit ihm nicht ißt und trinkt ist nur insofern wahr, als er in seinen Genüßen sich an die religiöse Vorschrift hinsichtlich gewisser Speisen gebunden hält, und leidet um so weniger eine gehässige Deutung als er es recht gern sieht wenn der Christ an seinem gastfreundlichen Tische theilnehmen will. Was spricht man also immer von jüdischem Separatismus, jüdischer Nationalität?"

B. Kewall in seinem o. a. Schriftchen S. 11—15 stellt dem Satze: „Die Juden haben keine gute Moral" eine lange Reihe von Stellen aus den Büchern Mosis und aus den Propheten entgegen die das Gegentheil beweisen sollen; „und selbst der so hart mitgenommene Talmud hat eine gute Moral, wie schon der Spruch des ersten Talmudlehrers Hillel beweist: Was du nicht willst daß dir geschehe" 2c.

Tugend- und Rechtslehre bearbeitet nach den Principien des Talmuds und nach der Form der Philosophie. Von Hirsch B. Fassel Rabbiner zu Proßnitz in Mähren. Wien 1848 Klopf und Eurich; 8⁰, 252 S.

Über die Juden. Ein Wort an das Volk von Friedrich Kaiser. Wien 1848 Ullrich; 8⁰ 13 S.: „Auf was begründet sich die verderbliche Meinung (gegen die Juden)? Allein darauf daß der Jude nicht alles das glaubt was ihr glaubet. Aber ich frage, bringt sein Glaube denn etwas mit sich das euch nachtheilig ist, etwas was mit den Gesetzen unseres Landes in Widerspruch steht? Nein!" (S. 6 f.) „Wer jetzt in diese Tage des Segens, in diese Morgenröthe unserer Freiheit und unseres Völkerglückes, noch einen Haß gegen irgend einen seiner Mitbrüder im Busen tragen kann, oder wer gar auch nur daran dächte diesen Haß durch seine Handlungsweise zu offenbaren, der ist des großen Segens unwürdig, der schließt sich selbst aus von dem Bündnis allgemeiner Liebe, der allein verdient unsere allgemeine Verachtung!" (S. 13).

Der Staat hat kein Recht seine jüdischen Angehörigen ungünstiger zu behandeln als die andern. Der Jude trägt alle Mühen und Lasten mit dem Christen, lasse man ihn auch des Christen Rechte theilen. „Wollen wir Deutsche noch immer nicht einsehen", rief M. E. Löbenstein, „daß der ein guter Bürger ist der seine Abgaben und Steuern leistet, der f gemeinnützige Zwecke löblich mitwirkt, einerlei ob er sage der Messias



schon gekommen oder er werde erst kommen". Man könne von keinem Staate fordern daß er seinen Gliedern etwas gebe; aber man müße von ihm verlangen daß er jedem das seine lasse, daß er jedem den freien Gebrauch seiner Kräfte und seines Besitzes und seiner Talente gewährleiste, wogegen jeder seinen Theil von Lasten mit Freuden zu tragen und der allgemeinen Wohlfahrt unter die Arme zu greifen verpflichtet sei. Jeder zu irgend einer Religions-Gemeinde sich bekennende Einzelne könne frei so oder so handeln, sei es der Confession zu der er sich bekennt conform, sei es ihr zuwider; es habe sich darein die Staatsgewalt nicht zu mengen, insofern nämlich als jeder Einzelne nichts dem öffentlichen Wohle zuwideres thue, und als er den Anforderungen, welche der Staat an jeden seiner Angehörigen stellt, in allen Stücken genüge. „Manche wollen den Juden als Gast aus einem fremden Lande behandelt wissen", so ließ sich eine offenbar jüdische Stimme vernehmen: „nach welchem Gastrecht? Etwa nach dem deutschen? Die alten Deutschen bevorzugten den Gast vor dem Einheimischen, ihr aber laßt ihn alle mögliche kränkende Zurücksetzung fühlen. Der Jude ist kein Gast mehr bei euch, er ist auf eurem Boden geboren und erzogen und hängt mit aller Liebe an seinem Vaterlande das ihn erzeugt. Er sehnt sich weder nach seinem verlornen Vaterlande noch nach seinem verlornen Reiche, er hat sich acclimatisirt, er muß somit dieselben Rechte, dieselben Freiheiten genießen deren ihr euch erfreut; denn er ist ebenso Staatsbürger wie ihr. Gleiche Pflichten setzen gleiche Rechte voraus".

Buquoy Gleiche Berechtigung entspricht allen Culten ohne Unterschied; 1 Bl. 4⁰.: „Nur mit seinem Gewissen hat der jedesmalige Glaubensgenosse solches abzumachen und allenfalls mit seiner Religions-Gemeinde, die ihn immerhin von ihrer Gemeinschaft ausschließen, weiters aber keinen Zwang üben darf; all das unterliegt dem Zwange weder der Priester noch der obersten Staatsgewalt".

Ottel Versuch rc. S. 14: „Der Jude hat keine andere Heimat und Vaterland als da wo er wohnt und geboren ist, wo er mit seinen Mitmenschen in gesellschaftlicher Verbindung lebt, wo er durch Bande des Blutes an den Boden gefesselt ist, wo er alle Lasten gleich allen andern Unterthanen trägt — und dennoch wird er als Fremdling behandelt, dennoch entzieht man ihm die Rechte die Gott Natur und Gesetz ihm zusprechen?!"

Die Juden in vor und unter der Presse. Von L. Raudnitz (Öst. Courier Nr. 212 vom 3. September): „Ihr habt die Privilegien der obern Stände vernichtet, und wollt solche für euch bewahren? In einem feststehenden freien Lande sind Ausnahmsgesetze möglich, wenn sie vor dem Richterstuhl der Vernunft und der Humanität nur halbwegs zu retten sind; in einem erst frei gewordenen sind sie tödtlich. Entweder alle werden frei oder niemand".

Als in der Vormittags-Sitzung des Wiener Sicherheits-Ausschusses vom 23. Juli die Judenfrage zur Sprache kam, erhob sich Studiosus Willner mit der Erklärung daß er oft gefragt wurde ob er für oder gegen die Juden sei. „Diese Frage", sagte er, „ist in einem freien constitutionellen Staate an und für sich eine Niederträchtigkeit".

Schwab Gutachten S. 7: „Auch der den Messias-Glauben in dessen materiellster Bedeutung auffassende Jude wurzelt mit allen Fasern seines Lebens in seinem gegenwärtigen Vaterlande und ist, wie die Erfahrung zeigt, bereit für dasselbe Gut und Blut zu opfern. Es gibt keine Pflicht die das Vaterland seinen Angehörigen auferlegt, die der orthodoxe gedrückte und gemishandelte Jude nicht ebenso bereitwillig erfüllte wie der christlich gebildete freie Bürger, und unter all den nicht-magyarischen Nationalitäten die Ungarn in sich faßt, ist es sicherlich die jüdische die am wenigsten ihre Blicke und Hoffnungen nach außen richtet, die am wenigsten sich in irgend einer Beziehung zum Nachtheil der Staatseinheit behaupten und geltend machen will".

Wenn der Staat überhaupt kein Recht hat den Juden bürgerliche und politische Rechte zu versagen, welche dieser als Entgeld für die Pflichten und Lasten die er für den Staat auf sich nimmt ansprechen kann, so hat vollends der constitutionelle, der auf den Grundsatz der Freiheit aufgebaute Staat den stärksten Antrieb das Judenthum zu schützen und zu fördern. Denn das Judenthum ist das wahre Element bürgerlicher Freiheit, staatlicher Freisinnigkeit. Der erste Tyrannenzüchtiger Volksbefreier und Gesetzgeber war der Jude Moses. Die ersten Männer die den Großen der Erde deren Sünden mit kühnem Freimuth entgegenhielten waren die jüdischen Propheten. Wer war es der zur Zeit der härtesten Knechtschaft kühn den Despoten den Fehdehandschuh hinwarf, als Freiheits-Apostel Worte der Begeisterung in das erschlaffte Herz des deutschen Volkes hineindonnerte und mit blutender Seele bis an den Abend seines Lebens für Freiheit und Recht kämpfte? Ein Jude war es, Ludwig Börne! Ja selbst in unserer Mitte, wer faßt das Deutschthum in seiner schönsten Reinheit und Klarheit auf? Der Jude! Wäre Heinrich Spitzer schon vergessen? Braucht man die Namen Fischhof Goldmark Kapper Brühl, die im Landhause zuerst der Freiheit eine Gasse gemacht, noch ins Gedächtnis zu rufen? Und wenn wir Fischhof an der Spitze der volksthümlichsten Behörde Wiens erblicken, liegt der Grund davon wo anders als darin daß keiner wie er diesen Platz verdient?

Für Juden-Emancipation. Von Richard Comfort Med. Dr. 2 Bl. 8°, Schmid. Der Verfasser hält den Christen alle jüdischen Wohlthäter des Menschengeschlechtes vor: Spinoza „den Vater aller



modernen Philosophie; Rothschild der die Bedürftigen und die Stadt mit Wohlthaten überhäufe, „er wäre eine Zierde jedes Staates". „In Bezug auf Österreich mache ich nur auf Sonnenfels, diesen Stern der Humanität aufmerksam; seinen Bemühungen, und nur seinen allein, (die so gerühmte Maria Theresia, eine zarte intelligente Dame, bestand hartnäckig auf die (sic!) Beibehaltung der Tortur und bestimmte eigenhändig genau wie die Marterwerkzeuge zu gebrauchen wären — ich konnte diese Thatsache nicht glauben, bis ich mich nicht durch Autopsie von der schauderhaften Barbarei der damaligen Zeit überzeugte) verdanken wir die Abschaffung der Tortur".

Über Juden-Emancipation. Von Jaques; Omnibus Nr. 26 vom 26. Juli S. 102 f.: „Ein Volk das die Macht und die Kraft hat Minister und Prinzen zu verjagen, würde sich doch von ein paar Juden nicht beherrschen lassen, wenn es dieselben nicht für würdig und berufen fände — an seiner Spitze zu stehen".

Adalbert Weresch Das Judenthum. Eine Antwort auf das elende Placat: Die jüdischen Hetzer; Omnibus Nr. 36 vom 5. August S. 142 f.: „Ja, nach dem Protestantismus ist es das gebildete Judenthum in welchem die wahren Keime des Deutschthums und der Freiheit liegen, und von diesem Standpunkte aus betrachtet ist das Judenthum der Erfrischungsstoff welcher den römischen Katholicismus mit seinen Auswüchsen vor einer gänzlichen Fäulnis bewahrt".

An die unchristlichen Hetzer. Von Johann Arnold. 1 Bl. fol. Stöckholzer v. Hirschfeld. Nicht um Großmuth, nein um Gerechtigkeit bittet der Verfasser und weist auf die Verdienste der Juden in den Märztagen hin, auf die Juden aller Zeiten als Träger der Wissenschaft und Gesittung: Aben Esra, Acosta, Spinoza, Mendelssohn, Friedländer, Marcus Herz, Jeitteles, Bloch, auf die berühmten Marschälle Massena und Mortier, die Minister Cremieux und Goudchaux, die Tonsetzer Meyerbeer, Halevy, Mendelssohn, Ernst, die Dichter Heine, Jules Janin, Auerbach &c.

Ottel Versuch S. 10: „Seien wir dankbar, Christen, und lassen wir die Juden auch jetzt theilnehmen an dem Lichte der wohlthätigen Reformen, das sie dem gemeinsamen Vaterlande durch theuere blutige Opfer mit erringen halfen".

Einhorn Revolution und Juden &c.: „Moseh hat immer die irdische Gegenwart und Zukunft seines Volkes vor Augen. Läßt er auch Lohn und Strafe durch Jehovah ertheilen, so bestehen doch beide immer im irdischen, resp. staatlichen Wohl- oder Übelergehen. Als wahrhafte Gottesverehrung gilt die getreue Befolgung der Staatsgesetze, als schwere Sünde jede Verletzung derselben, aus der all das Unheil hervorgeht von welchem ewig und überall ein zerrüttetes Staatswesen begleitet ist. Ganz anders das Christenthum. ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt', so lautet in dieser Frage dessen oberster Grundsatz. Eltern und Familie, Haus und Hof zu verlassen und nur seiner Lehre zu leben, das ist die erste Anforderung die Jesus an seine Jünger stellt. Lohn und Strafe wird nicht hienieden, sondern im Himmel ertheilt. Moses sprach zu einem aus der Knechtschaft erlösten Volk, in welchem er den Freiheits-

sinn wecken und es durch denselben groß und stark machen wollte. Jesus predigte einer im Sinnentaumel versunkenen Menge die er durch die Kraft des Geistes erheben und läutern und, um dies zu bewirken, vom Irdischen möglichst ablenken wollte" (S. 3 f.). Daraus folge, meint der Verfasser, „daß der Mosaismus zur Selbständigkeit und Freiheitsliebe, das Christenthum zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit anleite. Darum war selbst der mittelalterlich geknechtete Jude der Gesinnung nach freier als der ihn knechtende Christ" (S. 6). Wenn sonach „der Jude schon vom Hause aus mehr als der Christ volks- und freiheitsfreundlich war und diese sozusagen angeborne Gesinnung durch jahrhundertlangen Druck möglichst gesteigert worden ist", so muß man es begreiflich finden „wenn die Juden zu dem mit Wort Feder oder Schwert kämpfenden Freiheitsheer verhältnismäßig ein größeres Contingent als die Christen stellen und wenn die jüdischen Kämpfer höhere Begeisterung, mehr Energie und größere Thätigkeit als die christlichen entfalteten" (S. 9 f.). Überall, all überall habe sich der Jude der liberalen Bewegung angeschlossen. „Nichts war natürlicher. Es galt die Ketten der Tyrannenwillkür zu brechen: in wessen Fleisch hatten diese tiefer als in das seinige eingeschnitten? Es galt den Absolutismus zu stürzen: auf wem hatte dessen drückende Wucht schwerer als auf dem Juden gelastet? Es galt Freiheit und Gleichheit zu erringen: wer konnte diese Güter heißer wünschen als der Jude der ihren Abgang Jahrhunderte hindurch so schmerzlich empfunden?" (S. 14).

Es heißt: die Juden werden nicht um ihres Glaubens willen angefeindet, sondern wegen ihres Charakters! Sie schachern, sie treiben Wucher, sie suchen uns bei jeder Gelegenheit zu übervortheilen. „Aber seid ihr, ich frage euch aufs Gewissen, in christlichen Läden nicht auch schon öfter angeschmiert worden? Haben sie euch dort niemals ein Zeug als ächtfarbig verkauft, der die Farbe schon gelassen hat wie ihm das Wasser nur in die Nähe gekommen ist? Liegt der Schacher und Wucher in der jüdischen Religion? Nein, in der heiligen Schrift werdet ihr es unzähligemal wiederholt finden: Nehmet keine Zinsen, weder von Geld noch von Speise! Wenn du jemandem leihest so sollst du, wenn er arm ist, kein Pfand nehmen". Der Jude, heißt es weiter, sei feig, nicht kriegerisch, sondern kriecherisch und hinterlistig. „Aber haben nicht Männer aus der Juden Mitte mit Worten und Waffen für die Freiheit gekämpft? Haben der als erstes Opfer gefallene Spitzer, der Dr. Fischhof, der Dr. Engel, der hiesige allgemein geachtete Prediger Mannheimer und der Sänger des Habsburger Liedes Dr. Ludwig August Frankl in dieser unserer jetzt schweren Zeit nichts gethan?" Die Juden, sage man, seien faul und scheuen jede ernstere Anstrengung. „Aber man verweigert ihnen durch Arbeit das Gegentheil zu beweisen, und im Grund thun sie es doch alle Tage. Oder meint ihr,

es sei ein gar so leichtes angenehmes Leben mit dem schweren Bündel am Rücken in der Hitze wie im Schnee stundenweit zu wandern um einen Groschen zu lösen?" Man werfe den Juden Geiz und Hartherzigkeit vor. „Nein dieser Vorwurf traf sie nie und wird sie nie treffen. Das muß jeder gestehen der mit dem Inhalt der heiligen Schrift und mit den nur Liebe athmenden Gesetzen der Juden nur einigermaßen vertraut ist. Ihre Volks- und Religionslehrer, deren viele mächtig durch Wort und Sprache wie ein Salomon, und groß durch Herz und Gefühl wie ein David dastehen, geben euch die sicherste Bürgschaft von dem unausbleiblichen Fortschritte der Juden in der Bildung ihres Herzens und ihres Geistes". Die Fehler welche die Juden haben, theilen sie mit allen Menschen; denn fehlerfrei sei keiner auf der Welt. „Wo steht es aber geschrieben daß man um etlicher Schwächen willen von den Bürgerrechten ausgeschlossen sein soll? Wenn nur die fehlerfreien Menschen Bürger sein dürften, dann würde es eine gar kleine schmale Nationalgarde geben".

Moses und Christus halten Reichstag zusammen. Von L. L. 1 Bl. fol. Lell; 2 Auflagen. Moses der das erste Wort hat „weil er der ältere ist", verlangt von Christus den er „Mein lieber Collega" anredet, die Mängel zu wissen welche die Christen den Juden vorrücken. Chr. Man halte die Juden für feige Leute. M. „Weil sie ein Menschenleben zu würdigen wissen und daher auf ihr eigenes Leben sowie auf das Leben ihrer Angehörigen und Mitmenschen zu viel Werth legen um es für ein nichtiges dahin zu geben. Für Vaterland und Glauben das Leben zu opfern ist der Jude nicht zu feig". Chr. Der Jude sei zu körperlichen Arbeiten zu bequem und zu faul. M. „Jedermann der auf geistige Beschäftigung angewiesen, ist zur körperlichen unfähig, und Seelenleiden wie der Jude von frühester Jugend sie hat, entmarken den Menschen"...

Bürger stoßt den Juden nicht zurück. Von Abraham. Ö. d. Ztg. Nr. 2 vom 4. April S. 7 f. Gegen den „Patrizier-Hochmuth" und engherzigen Krämergeist der Bürger, von denen überdies ein großer Theil aus „eingewanderten Deutschen" bestehe. „Nicht der Jude ist schlecht, nicht der Jude ist arrogant, nicht der Jude ist ein Wucherer, nein und tausendmal nein, sondern der Abraham oder der Moses oder der Itzig ist es".

Wenn man aber den Juden so viele Fehler vorrückt, darunter die widersprechendsten, jetzt sie schmeichlerisch und zudringlich schilt, dann wieder sie hochfahrend und herausfordernd findet, wo liegt denn die Wurzel, der Ursprung von all diesen schlechten Eigenschaften? Jedes Thier wird zum Krüppel wenn der ungezwungenen Entwicklung desselben Hindernisse entgegenstehen; um wie viel mehr der Geist des Menschen bei dem Freiheit

Gesundheit, Fesseln Krankheiten sind! „Ein Kind wird boshaft trotzig listig und keck, wenn es der Lehrer tyrannisirt prügelt und unbarmherzig mit der Knute tractirt. Es wird übermüthig und erhebt sich über seine Kameraden, weil es darin Trost für seine Leiden und Balsam für die Wunden findet die es von der herben Behandlung hat. So auch der Jude. Er trägt die Sünden der Erziehung, jene die er von seinen Vätern geerbt und die seine Erzieher, seine schlechten Meister ihm auf die Stirn gedrückt haben, so daß man ihn gleich daran erkennt wessen Stammes und Standes er sei" *). Dürfe man ihnen ihre Beschäftigung mit dem Handel vorwerfen, wenn ihnen die bisherige Verfassung keine andere gelassen habe? Von der einen Seite sage sie den Juden: Du darfst nichts anderes thun als handeln und schachern! und von der andern Seite heiße es wieder: Weil du nichts anderes thust als handeln und schachern, bist du nicht werth daß man dir etwas anderes zu thun erlaubt. „Man ließ den Juden seitens der Zünfte keine schwereren Handwerke zu, ja auch keine leichtern. Wie viele Juden wollten ihre Kinder dem Handel entziehen, wollten sie Schlosser Tischler Steinmetzen u. dgl. werden lassen; aber sie fanden überall Hindernisse, gleich bei der Aufnahme des Lehrlings, beim Freisprechen zum Gesellen, und am meisten Anstand, ja gänzliche Verweigerung erfuhren sie beim Einschreiten um das Meisterrecht, so daß viele Handwerksgesellen unsägliche Mühe Zeit und Geld verschwenden mußten, ohne an ihr Ziel gelangen zu können". Was sei unter solchen Umständen dem Juden übrig geblieben um sein Leben zu fristen als der Handel, das Geschäft mit Geld, „und wenn Ihr hierin von ihm übervortheilt werdet, so liegt die Schuld an Eurem eigenen Verstande — seht zu daß Ihr nicht übervortheilt werdet!" Aber darum hören die Juden nicht auf unsere Brüder zu sein. Ja wir haben gegen sie noch mehr Pflichten zu erfüllen als gegen unsere andern Mitmenschen. Wir müßen trachten das verdorbene gut zu machen, und das kann nur dadurch geschehen, wenn wir sogleich alle Bedrückung oder Verfolgung aufheben und sie als Brüder in unsere Arme schließen.

Julius Pauer Was wollen die Juden? „Wenn ihr in einem Garten Bäume pflanzet und einige in der Sonne und im Lichte stehen, andere in einem feuchten dunklen Winkel, so ist's doch wohl natürlich daß erstere besser fortkommen und Früchte haben werden als die armen andern Bäumerln, die einen ebenso guten Keim und Trieb haben und

*) Bardach Juden-Herrschaft; Jahrb. 1883 S. 72.

[illegible]
[illegible] sie auf gleichem Boden und in
[illegible] aber das Bäumchen sich Luft zu
[illegible] [illegible]schien lassen will, ist es dann
[illegible] Ja, du schlechter Baum, du darfst
[illegible] nicht so gut wie die andern?!"

Barnach [illegible] Soll man die Juden emancipiren? Verfasser erzählt
wie er aus [illegible] nach [illegible] gekommen um sich auszubilden. Er
will Advocat werden. Aber sein Vater sagt: „Das kannst Du nicht!"
Er will sich zum [illegible] immatriculiren: „Das Amt ist Dir ver-
schlossen". Er will sich dem [illegible] widmen, auch das ist ihm ver-
wehrt. Er geht zu einem Goldarbeiter in die Lehre, er bringt es bis
zum Gesellen, er will sich etabliren; allein da heißt es: „Es kann
kein Jude Meister werden". Er bewirbt sich um eine Greislerei, es
wird ihm nicht gestattet. Da betritt er die Börse „als ein Asyl. Hier
klammerte ich mich, wie einer der dem untersinken nahe, an dem Stroh-
halm ‚Zufall' fest, und der Güte und Freundschaft einiger Bekannten
habe ich es zu danken daß ich dann Brod hatte. Da lese ich vor kaum
zwei Monaten im hiesigen Hans Jörgel: ‚Räuber und Mordbrenner
sind gefährlich, aber ich kenne eine Classe Menschen die noch gefährlicher
ist und die ist — das Börsengesindel'. Mir blutete mein Herz. Das
war Salz auf meine vom Schicksal geschlagene Wunde: Der Jude der
Börsengeschäfte macht weil ihm jeder andere Erwerbszweig genommen
ist, ist gefährlicher als ein Räuber und Mordbrenner!"

Karl Richter Ein Wort ꝛc.: „Betrachtet meine Brüder den
ungeheuren Druck unter welchem die Juden bereits seit Jahrhunderten
schmachten, wie sie gehaßt angefeindet verfolgt gepeinigt, wie sie gleichsam
gezwungen wurden auf Schleichwegen zu erlangen was man ihnen auf
ehrlichem Wege zu erreichen nicht gestattete! Daß es beinahe wunderbar
ist wie sie, überall und von allen der Abschaum der Menschheit genannt,
nur noch einen Funken von Ehrgefühl im Leibe haben! Wie sie immer
zum Stichblatt des Witzes und aller Arten von Rohheiten dienen und
wie man ihre Geduld und Ergebung in das traurige Geschick — denn
wer hört ihre Klagen?! — mit dem Charakter der Feigheit brand-
markt!"

Der jüdische Spektakel. Von K. 1 Bl. fol. Wallishausser. Das
Herz des Juden sei „wie der Stahl durchs hämmern, durch die herben
Verfolgungen der Völker verhärtet. Darf es uns wundern wenn uns
der Jude nicht lieben will? Sollte er, ein geschlagener Hund, die Hände
seiner Peiniger schmeichelnd lecken? Geschmäht gehöhnt geknechtet, gejagt
von Land zu Land, von Ort zu Ort, waren die Juden Gegenstand
einer achtzehnhundertjährigen Treibjagd. Sollte ihr erbittert Herz keinen
Haß gegen Euch empfinden?!"

Joseph Wertheimer Kleiner Zeit-Katechismus: „Dem
hat ein Jude Geld behalten, dem es versagt; den haßt und verfolgt
er als Schuldner, den als Gläubiger; dem steht des Juden Krämer-
laden im Wege und dem dessen Journal-Bureau; dem das Seiden-
kleid der Frau und dem das Reitpferd des Sohnes . . . Ja selbst im
heiligen Philister-Krieg ersteht so mancher Saul der es nicht verträgt

wenn sie [illegible]
nur hundert, [illegible]
um es dem Dank [illegible]
Pfeil nach dem [illegible]

So sind denn die [illegible]
hunderte auf sie gehäuften [illegible]
geschlossen, blieb ihnen [illegible]
sie aber nur zu oft [illegible]
erworbenen Eigenthums [illegible]
die sie gegen ihre [illegible]
und Wucher-Juden [illegible]
lichung waren also [illegible]
bestraft sich das [illegible]
den Grund und die [illegible]
und der Auswuchs [illegible]
dem Sturmwind und [illegible]
Der Sturmwind und [illegible]
der Sturmwind dem [illegible]
je heftiger er [illegible]
die Sonne mit ihren [illegible]
zog den Mantel aus. [illegible]
ist ihr Mantel, der [illegible]
America zu leuchten [illegible]
wärmen dazu! [illegible]
wird schwinden wenn man [illegible]
Unterschied zwischen [illegible]
einfach sprechen [illegible]
evangelischen mosaischen [illegible]
werden die Juden selbst [illegible]
Schacher- und Wuchergeist [illegible]
wonnen, sich damit [illegible]
quellen und Beschäftigungsweisen [illegible]
„Nur die Israeliten als [illegible]
freien Israeliten zerstäuben wie Atome in der großen Menschenfamilie."

Die Frage der Gleichstellung der Israeliten aus einem andern als dem in diesem Augenblicke gewöhnlichen Gesichtspunkte betrachtet. Tagesfragen. In zwangslosen Heften. Herausgegeben [illegible] Dr. Reno. Wien Gerold 1848; 2 Bl. [illegible] — Ebenso [illegible]

daher ebenso gut wachsen würden wenn sie auf gleichem Boden und in gleicher Sonne ständen. Wenn nun aber das Bäumchen sich Luft zu machen sucht und seine Zweige durchwachsen lassen will, ist es dann nicht grausam wenn ihr sagt: Nichts da, du schlechter Baum, du darfst dich nicht hervordrängen, denn du wachsest nicht so gut wie die andern?!"

Bardach Soll man die Juden emancipiren? Verfasser erzählt wie er aus Lemberg nach Wien gekommen um sich auszubilden. Er will Advocat werden, aber sein Vater sagt: „Das kannst Du nicht!" Er will sich zum Beamten qualificiren: „Das Amt ist Dir verschlossen". Er will sich dem Baufache widmen, auch das ist ihm verwehrt. Er geht zu einen Goldarbeiter in die Lehre, er bringt es bis zum Gesellen, er will sich etabliren; allein da heißt es: „Es kann kein Jude Meister werden". Er bewirbt sich um eine Greislerei, es wird ihm nicht gestattet. Da betritt er die Börse „als ein Asyl. Hier klammerte ich mich, wie einer der dem untersinken nahe, an dem Strohhalm ‚Zufall' fest, und der Güte und Freundschaft einiger Bekannten habe ich es zu danken daß ich dann Brod hatte. Da lese ich vor kaum zwei Monaten im hiesigen Hans Jörgel: ‚Räuber und Mordbrenner sind gefährlich, aber ich kenne eine Classe Menschen die noch gefährlicher ist und die ist — das Börsengesindel'. Mir blutete mein Herz. Das war Salz auf meine vom Schicksal geschlagene Wunde: Der Jude der Börsengeschäfte macht weil ihm jeder andere Erwerbszweig genommen ist, ist gefährlicher als ein Räuber und Mordbrenner!"

Karl Richter Ein Wort 2c.: „Betrachtet meine Brüder den ungeheuren Druck unter welchem die Juden bereits seit Jahrhunderten schmachten, wie sie gehaßt angefeindet verfolgt gepeinigt, wie sie gleichsam gezwungen wurden auf Schleichwegen zu erlangen was man ihnen auf ehrlichem Wege zu erreichen nicht gestattete! Daß es beinahe wunderbar ist wie sie, überall und von allen der Abschaum der Menschheit genannt, nur noch einen Funken von Ehrgefühl im Leibe haben! Wie sie immer zum Stichblatt des Witzes und aller Arten von Rohheiten dienen und wie man ihre Geduld und Ergebung in das traurige Geschick — denn wer hört ihre Klagen?! — mit dem Charakter der Feigheit brandmarkt!"

Der jüdische Spektakel. Von K. 1 Bl. fol. Wallishausser. Das Herz des Juden sei „wie der Stahl durchs hämmern, durch die herben Verfolgungen der Völker verhärtet. Darf es uns wundern wenn uns der Jude nicht lieben will? Sollte er, ein geschlagener Hund, die Hände seiner Peiniger schmeichelnd lecken? Geschmäht gehöhnt geknechtet, gejagt von Land zu Land, von Ort zu Ort, waren die Juden Gegenstand einer achtzehnhundertjährigen Treibjagd. Sollte ihr erbittert Herz keinen Haß gegen Euch empfinden?!"

Joseph Wertheimer Kleiner Zeit-Katechismus: „Dem hat ein Jude Geld behalten, dem es versagt; den haßt und verfolgt er als Schuldner, den als Gläubiger; dem steht des Juden Krämerladen im Wege und dem dessen Journal-Bureau; dem das Seidenkleid der Frau und dem das Reitpferd des Sohnes ... Ja selbst im heiligen Philister-Krieg ersteht so mancher Saul der es nicht verträgt

wenn sie ausrufen: David hat tausend Philister erschlagen und Saul nur hundert, und statt noch neunhundert Philister dazu zu erschlagen um es dem David gleichzumachen, findet es der Saul bequemer den Pfeil nach dem einen David zu schleudern."

So sind denn die Unarten der Juden nur Folgen des durch Jahrhunderte auf sie geübten Druckes. Von allen redlichen Gewerbsarten ausgeschlossen, blieb ihnen nichts übrig als Kleinhandel und Leihgeschäfte. Da sie aber nur zu oft durch die rohe Gewalt der Übermacht ihres mühsam erworbenen Eigenthums beraubt wurden, so arteten sie in Folge der List, die sie gegen ihre Bedrücker anwenden mußten, nur zu bald in Schacher- und Wucher-Juden aus. Daran und an der daraus fließenden Entsittlichung waren also nur ihre mächtigen und rohen Gebieter schuld. So bestraft sich das Verbrechen selbst, die Nemesis der Alten. Aber räumt den Grund und die Wurzel der bisherigen Zustände hinweg, die Wirkung und der Auswuchs werden schwinden. „Es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwind und dem Wanderer, wie so schön der edle Börne sagt. Der Sturmwind und die Sonne stritten wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind dem Wanderer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete je fester hüllte sich der Wanderer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wanderer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wanderer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid Ihr, und die Sonne — hat jetzt in America zu leuchten". Nein, sie wird jetzt auch in Europa leuchten und wärmen dazu! Was man jetzt den Juden nicht ohne Grund vorwirft, es wird schwinden wenn man sie den übrigen gleich macht, wenn man keinen Unterschied zwischen Christen und Juden gelten läßt, wenn man künftig einfach sprechen wird: er ist Österreicher Böhme Ungar katholischen evangelischen mosaischen Glaubens. Mit der Ertheilung der Emancipation werden die Juden selbst in den untern Schichten sich sittlich heben, ihren Schacher- und Wuchergeist ablegen und, durch Liebe und Zutrauen gewonnen, sich damit unsere Achtung erwerben. Der Jude, zu allen Erwerbsquellen und Beschäftigungsweisen zugelassen, wird aufhören Jude zu sein. „Nur die Israeliten als bedrückte Körperschaft bilden eine Cohorte, die freien Israeliten zerstäuben wie Atome in der großen Menschenfamilie".

Die Frage der Gleichstellung der Israeliten aus einem andern als dem in diesem Augenblicke gewöhnlichen Gesichtspunkte betrachtet. Tagesfragen. In zwangslosen Heften. Herausgegeben von Dr. Reno. Wien Gerold 1848; 2 Bl. fol. — Ebenso in Dr. Pontzen Auf-

säße; Wien Gerold gr. 8°.; geschrieben 18. März, herausgegeben 15. April 1848, S. 12—15.

Politische Lichtfunken von Hermann Landau (gr. 8°. Dorfmeister, 8 S.): „Zwei Classen sind es welche die Emancipation verlangen, die Frauen und die Juden. Den Frauen versagt man sie weil man befürchtet sie würden mehr handeln, und die Juden sollte man emancipiren, weil sie dann gewiß weniger handeln möchten".

Rudolf Mühlböck Kann der Ruin der christlichen Staatsbürger durch Emancipation des jüdischen Volkes herbeigeführt werden?
Motto: Liebe alle Menschen.
Omnibus Nr. 50 v. 23. August S. 199.

B. Groag. Comment on pourrait ôter le raffinement aux juifs? Trinité politique Nr. 21 v. 31. August: „Plus on barre le libre arbitre d'un homme intelligent et plus on met un frein rude à son esprit, plus il se débattra contre et il concevra des idées qui sans cela lui furent restées à jamais inconnues ... Rendons donc à ces pauvres juifs la liberté et ces droits dont nos ancêtres les ont privés, en un mot soyons justes envers eux en leur ôtant la cause primitive de leur raffinement tant reproché et en ne les forçant plus de devenir rusés et dissimules"...

Pfui schämt Euch! Nieder mit dem Judenhaß.
„Des Juden Port ist nur sein Grab." Gutzkow.
Verfaßt von Arnold Bodanzky. 1 Bl. 8°, Lell, vormals Anna St. v. Hirschfeld. „Gebt uns nur einige Rechte und wir werden uns gewiß sehr würdig zeigen, werden diese neue Gestaltung, wornach wir Jahrtausende geschmachtet haben, zu schätzen wissen, werden gewiß unsere Dankbarkeit, welche Tugend ihr selbst uns zuertheilet, in jeder Beziehung beweisen".

J. Mik Über Gleichstellung der Juden; Gegenwart Nr. 82 v. 8. April. „Nicht die verschiedene Religions-Verfassung, sondern das fast stagnirende Anklammern an alte Formen, die Zähigkeit des Sinnes, die Gleichgiltigkeit gegen das Urtheil der Welt, gegen ein bestimmtes Land, die Isolirung der Interessen und der Nationalität, sind es was man der vollkommenen Gleichstellung der Juden entgegenhält ... Der Jude muß erst frei sein um uns nicht in seiner alten Schroffheit gegenüber zu stehen, er muß sich der neuen Freiheit erfreuen um mit dem alten Separatismus die alten Laster auszuziehen". Man lasse den Juden nicht blos in die Krankenstube, zu der verzehrenden Menschheit zu; „jüdische Advocaten werden gewiß nicht unchristlicher rechnen und jüdische Staatsmänner nicht verkehrter politisiren als wir es bis jetzt gewohnt waren zu sehen".

Ein Wort für Bedrängte in freier Zeit. Aufruf an Österreichs Bürger. Von Jos. Pollak. Wien 20. März 1848; 8°, 12 S. Schmidbauer und Holzwarth.

J. Redlich Welche sind die Laster der Juden? Wien 26. März 1848; 1 Bl. 4°. (ohne Angabe des Druckortes): „Gebt dem Juden Menschenrecht und Freiheit, gebt ihm ein Vaterland und er wird euch

nicht nur nicht schädlich, sondern sogar nützlich werden. Er wird nicht mehr mit seinem Gelde eure Hände und ihr (werdet) nicht mehr mit eurer Arbeit seine Speculation bezahlen. Er wird gern Landmann Künstler Handwerker oder Taglöhner sein ... Gebt den Juden die Mittel in die Hand Gewerbe ungestört auszuüben, und sie werden gern ihr Nomadenleben aufgeben, ihren Wanderstab zerbrechen und ihren Geschäftsgeist nur zu eurem Wohle und zum Nutzen des Staates gebrauchen. Ihr werdet bald die wohlthätigen Folgen davon empfinden und eure Kinder werden sich schon gar nicht mehr zu beklagen haben".

Janowitz An die freien Männer ꝛc.: „Freiheit ist es die Größe des Charakters, die Edelsinn hervorruft. War der Helote je so großartiger Patriot als der freie Spartaner? Und die armen verachteten geknechteten Irländer, sagen nicht selbst die rechtsinnigen Briten daß die meisten Missethäter unter ihnen vorkommen? Ist nicht der Christ im Morgenlande, wo ihn der Muselmann erdrückt, nur berechnender Selbstling der sein Ich den Lüsten jedes reichen Despoten verkauft?"

Sch — Einfaches Hausmittel ꝛc. S. 93: „Ist der Jude einmal gleichberechtigt, dann werden wir erst den Reichthum seiner physischen und moralischen Kräfte kennen lernen, und wohl uns und ihm, wenn wir sie dann im brüderlichen Gemeinsinn mit ihm zu aller Segen auszubeuten verstehen werden. Ist der Jude gleichberechtigt, so muß sein Thun und Lassen nicht weniger offen daliegen vor aller Augen als unser eigenes, er kann überall controlirt, sein gutes nachgeahmt und benützt, sein böses mit vollständigem Rechte geahndet werden".

Eigl S. 11: „Durch die Emancipation werden sich die Juden aufgefordert fühlen, den abscheulichen Schacher und entwürdigenden Wucher, dessen sich auch viele schlechte Christen gar sehr schuldig machen, abzulegen, sich mit ehrlichem Er- und Gewerbe zu beschäftigen, zugleich aber die christenfeindlichen Satzungen des in finstern Zeiten von verbitterten gallerfüllten blinden Eiferern zusammengestoppelten Talmud abzuschwören und sich den reinen Glaubens- und Sittenlehren der göttlichen Bücher Moses anzubequemen, in deren Geiste zu denken, zu sprechen, zu schreiben und zu handeln".

Pusztay Sollen die Juden wirklich emancipirt werden oder nicht? Pannonia Nr. 26 v. 29. September S. 103: „Es ist wahr, die gemeinen Juden sind träge, sie spielen die großen Herren und scheuen die Arbeit. Aber gerade der Druck in welchem der Staat sie erhält, bestärkt sie darin. Emancipirt die Juden! Die Emancipation würde dem Staate das Recht geben und die Pflicht auferlegen, diese schachernde Lungerei zu hintertreiben und die Juden zwangsweise zur Arbeit anzuhalten".

J. Wiesner Ein deutsches Kollegium Rabbinikum. Mit besonderer Rücksicht auf unsere Glaubensgenossen in Böhmen; C. O. f. Juden Nr. 44 v. 6. October S. 390: „Ist der Israelit einmal frei so braucht ihr ihm nicht erst unter die Arme zu greifen, er wird schon selbst einen rechtlichen und ehrbaren Nahrungszweig zu finden wissen. Glaubet mir, der Jude hat das trödeln und schachern satt, er wird von diesen unglückseligen Erwerbsquellen sich mit Abscheu abwenden, sobald ihm anständigere geboten werden. Der christliche Meister wird



fortan auf die gesunden Arme seines Lehrlings und nicht auf dessen Glaubensbekenntnis sehen und wenn der Jude etwas tüchtiges gelernt haben wird, so wird ihm auch die Gelegenheit nicht fehlen das erlernte nutzbringend anzuwenden. Das alles wird sich von selbst machen".

K. H. O emancipaci Židů; Ranní List č. 5/6 v. 6./7. October S. 18 f.: „Warum sperren sich die Chasidim, die galizischen Altglauber, so hartnäckig gegen jede Neuerung? Weil sie das Aufgehen ihrer Glaubensgenossen unter den andern Staatsangehörigen fürchten, wenn keine äußerlichen Unterschiede in Stand und Rechten, in Sitten und Gebräuchen sie von einander trennen".

Was haben wir von der Emancipation der Juden zu fürchten? Von Gustav Grimm. Pesth Gustav Eurich 1848; 8°, 42 S.: „Bewährt es sich daß die Juden durch die Verhältnisse, in denen sie seit zweitausend Jahren leben, so und nicht anders werden konnten, so gewinnen wir die freudige Hoffnung (durch die Emancipation) den traurigen Conflict zwischen Christen und Juden doch endlich gelöst zu sehen, und kommen vielleicht auch den Mitteln auf die Spur durch welche diese Umgestaltung zu bewerkstelligen ist". Den Beweis des Vordersatzes sucht der Verfasser S. 6—21 zu führen und faßt das Ergebnis dieser Untersuchung in die Worte: „Die Juden werden nie anders werden bis sie nicht emancipirt sind".

Man fürchtet, die Erklärung der Emancipation werde eine tumultuarische Aufregung, eine plötzliche Umwälzung aller Verhältnisse im Gefolge haben. Man irrt: die Gleichstellung würde keinen Andrang erzeugen. Man würde staunen wie lang die Juden, wenn ihnen erst die volle Freiheit gestattet ist, zögern sie zu benutzen. Darin liegt eine der eigenthümlichsten Vorstellungen über die Emancipation daß man sich unter den Juden ein Schiff von Auswanderern denkt das mit uns durch das Sprachrohr parlamentirt und dessen Mannschaft, wenn man sie einließe, uns überschwemmen würde. Die Juden haben ihre abgeschlossene Existenz, sie haben sich ihr eigenes Bett gegraben und suchen sich, wie die armen Herren von Rothschild, durchzubringen wie es eben geht. Würden sie frei, so würden wir wenig Hungrige antreffen die gleich heranstürzten um sich zu sättigen. Sie würden eine Weile in der gewohnten Lage bleiben, sie würden die Emancipation nur größentheils für ihre Kinder, ihre Bildung und die zukünftige Richtung des jüdischen Lebens benützen. Die Befreiung der Juden wird kein einziges Zeichen der Revolution an sich tragen. Fürchtet ihr der Schachergeist würde sich auf die Richterstühle setzen? der Trödelgeist hinter die Polizeischranken? Nein, die welche die Freiheit zuerst benützen, würden nur die Gelehrten sein. Alle unsere gesellschaftlichen Verhältnisse werden sich dann zum bessern gestalten. „Von dem Augenblicke wo dem Israeliten alle

Wege offen stehen, wird er mehr als jeder andere seine Kraft und Thätigkeit, jeder nach seiner individuellen Befähigung, auf einen dieser nun geöffneten Wege leiten. Der Israelite wird alles werden, nur kein Handelsmann mehr. Schon ein Schamgefühl wird die meisten abhalten auf dem alten Wege zu bleiben. Von diesem Augenblicke würde eine Masse des bisher gebundenen beweglichen Vermögens frei werden und träte somit in den Besitz der großen Mehrheit über". Auf diese Weise fände die Forderung des Rechtes und der Billigkeit auch aus dem Gesichtspunkte der materiellen Interessen und des wohlverstandenen Egoismus des Menschengeschlechtes ihre Bekräftigung. Und möge man nur nicht zu ängstlich sein über die Folgen dieser neuen Concurrenz, die vielleicht manche der gelehrten Herren um ihre Ämter, den Bürgerstand um sein Gewerbe zittern macht! „Üben wir Gerechtigkeit und kümmern wir uns um die Folgen nicht! Die Zeit wird alles heilen und verschmelzen. Die Juden werden die Christen nicht verdrängen, sie rücken aus ihren bisherigen Erwerbsquellen in andere und räumen damit jene für die Christen ein."

Pusztay a. a. O. S. 102 f. „Im Judenthum scheint das Bestreben durchaus nicht zu liegen ewig aneinander zu halten und Chor zu machen. Das gleiche Schicksal bindet jetzt die Juden. Wandern sie so finden sie nur Herberge bei den ihrigen. Man betrachtet sie wie einen eigenen Körper, darum bilden sie auch einen. Allein fielen nur erst die Schranken, und zwar nicht blos politisch, sondern auch moralisch und gesellschaftlich, dann würde man sehen können daß gerade die Juden nichts mehr vermeiden werden als die ihrigen. Man lege ihnen dies nicht übel aus. Der Gebildete schämt sich der Denk- und Handlungsweise seiner ungebildeten Stammgenossen; Unterricht und Erziehung haben ihn längst uns gleichstellt".

Gustav Grimm a. a. O. Der Verfasser unternimmt S. 21 bis 28 den Beweis, daß die Emancipation der Juden dem Staate keinen Nachtheil bringen wird, daß ihre Einführung in die verschiedenen Gesellschafts- und Erwerbskreise: Incolat Behörden Lehrkanzel Handel und Gewerbe, nirgends von Schaden, überall von Nutzen sein werde; und S. 30—34 den Nachweis, daß es schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht richtig sei daß der Jude körperliche Arbeit scheue, im Handwerk nicht zu verwenden sei.

Wehe darum über die christliche Bevölkerung wenn die Juden ihren Vorsatz auszuwandern ausführen sollten! Und die Drohung wird, wenn nicht erfüllt wird auf was die Juden ihre Hoffnungen in der neuen Ära setzen, zur Wirklichkeit werden! Schon haben sich in Pest, in Lemberg, in Wien Vereine zu diesem Zwecke gebildet; in Prag ist keine einzige

jüdische Familie aufzuweisen, von der nicht mindestens ein Glied über den großen Ocean geschifft wäre oder zu schiffen im Begriffe stände, um Bürger eines Welttheiles zu werden, wo der Glaube kein Grund ist tausenden von Menschen die bürgerlichen und natürlichen Rechte zu versagen, oder in einem jener europäischen Länder sich anzusiedeln in denen die Emancipation bereits zur Wahrheit geworden ist! Bedenkt man daß es zumeist die Wohlhabenden sind die sich mit solchen Gedanken tragen, weil sie mit ihrem Gelde leicht anderwärts einem einträglichen Geschäftszweige sich zuwenden können, so mag man berechnen wie viel dem Vaterlande sowohl Capitalien und Arbeitskräfte, die demselben verblieben wenn es den Anforderungen der Zeit Rechnung tragen wollte, entzogen werden und noch weiter verloren gehen werden, wenn die Ausgewanderten durch fortgesetzte Geschäftsverbindungen fortwährend Capitalien aus Österreich herausziehen werden. Und nichts geringeres wäre der Entgang den die Sache der Freiheit durch den Verlust so vieler für sie erglühender Streiter erleiden müßte. Sollte die christliche Bevölkerung darum nicht alles aufbieten, um einen nach zwei Seiten hin so verhängnisvollen Schritt aufzuhalten, ein solch wahres Landesunglück abzuwenden?!

An die Israeliten Amerikas. Von Sigmund Herzl; C. O. f. Juden Nr. 24 v. 6. August mit dem Motto:

Noch gibt es eine Welt wo Freiheit wohnet!
Liegt diese Welt auch über'm Ocean,
dort werdet ihr für eure Treu belohnet,
ihr edlen Dulder, dachtet ihr daran?

Doppler Die Juden wandern aus; Naz. Ztg. Nr. 19 vom 10. August S. 75 mit dem Schluße: „Wir bitten also die Juden hier zu bleiben; wir werden eher unser Leben opfern, bevor ihnen ein Haar von einem solchen Nichtswürdigen wie E....*) gekrümmt wird“.

Raudnitz im Öst. Courier Nr. 212 v. 3. September beklagt, daß aus Prag mehrere hundert Juden nach Amerika gehen sollen. „Und doch sind es die Prager Juden denen man das Festhalten an Gesetz Ruhe und Ordnung, ja eine legitimistische Schwäche zur Last legt, die am wenigsten von jenen hundert kleinen Ungezogenheiten und Unarten, die den Juden eigenthümlich sein sollen, zur Schau stellen, und die für die unterrichtetsten und manierlichsten in ganz Österreich gelten. Hat beispielsweise Wien von allen jenen nicht mit Ungrund angeklagten Scribenten mehr als etwa einen einzigen Böhmen aufzuweisen?“

Über die angedrohte Juden-Auswanderung aus Böhmen s. noch Jahrb. 1885 S. 320 und dann Const. Bl. a. B. Nr. 156 vom 29. Prager Correspondenz vom 28. December 1848.

*) Endlich? Ebersberg?

B.

Contra.

Propterea adhuc judicio contendam vobiscum,
ait Dominus, et cum filiis vestris disceptabo.
Jerem. 2, 9.

Immer muß ich mit euch ins Gericht gehen,
spricht der Herr, und mit euren Kindern streiten.

Zu dem ärgsten was gegen die Juden in der Zeit mit der wir uns hier beschäftigen bei uns erschienen ist, gehört ohne Frage:

Die Naturgeschichte der Juden. Memoiren zur Emancipationsfrage der Juden. Wien 1848 Dorfmeister; kl. 8°, 70 S.

Es ist ein in einzelnen Partien geradezu abscheuliches Buch *), von welchem wir glücklicherweise keinen Gebrauch zu machen in die Lage kommen, weil es seinem Ursprunge nach weder Österreich noch dem Jahre 1848 angehört. Denn das Original ist 1821 in der J. N. Enßlin'schen Buchhandlung zu Reutlingen unter dem Titel „Judenspiegel. Ein Schand- und Sittengemälde alter und neuer Zeit" (Mit einem Titelkupfer) erschienen und hat einen heute wohl schon vergessenen Schriftsteller Johann Hartwig von Hundt-Radowski, einen polnischen Edelmann der wegen unglücklicher Verhältnisse seine Heimat verlassen und sich als Erzieher und Hauslehrer in deutschen Häusern fortbringen müßen, zum

) Das Capitel „1. Was waren die Juden?" hebt mit dem Satze an: „Kein Volk auf der Welt hat sich von jeher durch Bosheit und Rachgier, durch Feigheit Hochmuth Aberglauben, durch Wucher Betrug und Diebstahl unangenehmer ausgezeichnet als die Juden". Diesen Satz zu vertheidigen geht der Verfasser die ganze Zeit der Patriarchen, der Richter, der Könige durch, wobei nicht blos alles was einer Deutung in jenem Sinne fähig ist zum schlimmsten herausgekehrt, sondern um dieses Zweckes willen vieles entstellt, ja geradezu erfunden und erlogen wird, wie z. B. S. 33 daß der greise David aus unüberwindlicher Geilheit sich ein junges Frauenzimmer beigelegt habe, während es Kön. I 1, 4 ausdrücklich heißt: „Aber der König erkannte sie nicht". S. 16 Anm.) hält sich der Verfasser über jene auf, die den Söhnen Jacob's zum Vorwurf machen ihren Bruder Joseph „für solchen Spottpreis" verkauft zu haben; aber, meint der Verfasser, „sie wußten recht gut wie viel ein Jude werth ist und machten den Ismaëliten gewiß einen tüchtigen Bart". Unter den Plagen, die der Herr durch Joseph über Ägypten kommen lassen, ist dem Verfasser S. 19 keine „glaubwürdiger und natürlicher als daß die Ägypter von den Juden mit Krätze und mit Läusen besetzt wurden". Der dritte Sohn des Juda von der Cananiterin Suah gilt ihm wegen Gen. 38, 9 als „der einzige erfinderische Kopf im alten Testamente". Und im diesem Style fort...

Verfasser. Die Wiener Ausgabe enthält übrigens nur die Capitel 1—5 daraus; 6—14 sind nicht aufgenommen. Auch sind dem unbekannten Wiener Herausgeber blos eine kurze „Einleitung" und eine noch kürzere „Nachschrift" eigen*).

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist dagegen:

Der Jude mit dem Barte, oder Lebensläufe eines Judenknaben. Aus den hinterlassenen Schriften eines Convertiten mit erläuternden Noten herausgegeben. Wien 1848 Rohrmann; kl. 8⁰, 314 S.

---

*) Von Hundt-Radowski werden noch zwei Schriften genannt, deren Inhalt und Sprache sich dem „Judenspiegel" an die Seite stellen dürfte: Die Judenschule oder gründliche Anweisung in kurzer Zeit ein vollkommener schwarzer oder weißer Jude zu werden. Jerusalem 5582 (recte Aarau 1822) 3 Theile; und: Neuer Judenspiegel oder Apologie der Kinder Israels. Cannstadt 1828. Zu dem „Judenspiegel" habe ich noch zu bemerken daß ich im Kayser'schen Bücher-Lexikon eine Ausgabe desselben „Sondershausen 1819 Voigt in Ilmenau" angezeigt finde, die ich aus eigener Anschauung nicht kenne, während von der Reutlinger Ausgabe nirgends zu ersehen ist, daß dieselbe eine zweite Ausgabe sei. — Die Schmähschrift Hundt-Radowski's sollte ein paar Jahre nach dem Erscheinen der „Naturgeschichte der Juden" eine neue Wandlung erfahren. Im Jahre 1851 erschien nämlich bei Anton Herzog (Leonhard Doll) in Augsburg: Wiener Juden-Album für das Jahr 1852. Den P. T. Herren Juden Deutschlands Oesterreichs Ungarns Galiziens — vielleicht auch ganz Europas — mit besonderer Zärtlichkeit gewiedmet (sic!) von Dr. Bertold, einem Manne der die p. t. Herren Juden und ihre bezahlten Anhänger besonders seit dem Jahre 1848 ganz nach ihren Verdiensten zu schätzen weis. (sic!). In der That ist es nichts als eine mit Nutzanwendungen und Beispielen aus den Jahren 1848 bis 1850 vermehrte und erweiterte Wiederauflage des Judenspiegels von 1821. Das Titelkupfer fehlt, dagegen Motto dasselbe, Capitel 1—5, 7, 8, 10, 11 fast wörtlich wieder aufgenommen, nur durchflochten von Zuthaten der eben angeführten Art. Hingegen sind statt der Capitel 6 „Der Jude als Buchhändler" S. 70—76, 9 „Aaron Cohn und Adolf Marcus Schleswicher" 2c. S. 89—92 zu finden VI „Der Jude als Journalist" S. 68—72 und IX „Der Jude als Heiraths-Mäkler" S. 86—93; das Capitel 12 „Der Jude als Soldat" S. 99—102 ist XII S. 100 sehr gekürzt, „Saul Isachar und Aaron Marcus Schleswicher's vernünftige Gedanken über Gewerbefreiheit" S. 103—105 fehlt ganz, und statt 14 „Gedanken über Verbesserung Ausrottung und Vertreibung der Juden" folgt S. 101—103 ein durchaus anders stylisirter Epilog. Dem Texte voran gehen zwei Vorworte, das eine „an die P. T. Juden" dessen Inhalt und Ton man sich denken kann, das zweite „an die christlichen Leser", worin der Verfasser an die Mittheilung daß er seit dreißig Jahren in Österreich lebe und es liebe und schätze als ob es sein Vaterland wäre den Satz fügt: „Ich habe in diesem ziemlich umfangreichen Zeitraume tausendfältig die Überzeugung gewonnen daß es nur die Juden sind die an dem Ruin dieses [illegible]en Staates arbeiten und großes Unheil über denselben heraufbeschwören"; er [hat] sich daher vorgesetzt „unsere Juden wie sie waren und wie sie sind und was [von i]hnen zu hoffen ist, mit dem Lichte der Wahrheit zu beleuchten" 2c.

Verfasser dieses Buches, in welchem er sich nicht nennt, war Samuel Jokel, auch Jokell, zu Bisenz in Mähren am 15. März 1807 von jüdischen Eltern geboren, also ein Heimatsgenosse Spitzer's in dessen väterlichem Hause er aus- und einging. Doch frühzeitig angewidert von dem lichtscheuen vorurtheilsvollen chasidischen Treiben, wie es damals in den altjüdischen Gemeinden Mährens in voller Blüthe stand, wandte er sich mit all seinem Sehnen und Streben christlichen Anschauungen zu und empfing um 1830 in einer Kirche zu Ofen oder Pest, wo seine Schwester Regina an den Privatier Singer verheiratet war, die heilige Taufe auf den Namen Johann. Nachdem er zu Salzburg als s. g. Externist die drei ersten theologischen Curse studirt, wurde er 1845 unter Mooslechner's Directorate in das Priester-Seminar aufgenommen, am 1. August 1846 im St. Ruperts-Oratorium durch den Weihbischof Aloys Hoffmann zum Priester geweiht und für die Seelsorge jurisdictionirt, und war vom August 1846 bis November 1847 nacheinander zu Tamsweg Mauterndorf Altenmarkt Ullendorf als Aushilfspriester verwendet; im Jahre 1848 war er Coadjutor in Nußdorf. Dieser rasche Wechsel seiner Bestimmungsorte hing wohl mit manchen Eigenthümlichkeiten seines Wesens zusammen, die in einem so erzkatholischen Lande wie Salzburg doppelt auffallen mußten. Denn Jokel hatte in seinen neuen Glauben, zu welchem er sich mit uneigennütziger und aufrichtiger Überzeugungstreue bekannte, leider nicht blos seinen angebornen jüdischen Typus und Accent, sondern auch manche jener gesellschaftlichen Eigenarten hinübergenommen, an denen Gefallen zu finden nicht jedermanns Sache ist. Einer seiner früheren und einer seiner nachmaligen Glaubensgenossen, letzterer ein angesehener katholischer Priester, welcher den Gesinnungen und dem Glaubenseifer Jokel's alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, haben mir ihn übereinstimmend als einen etwas lästigen Patron geschildert der überall kleben blieb, von unansehnlichem Körperbau und nicht sehr fester Gesundheit, schmierig und schmutzig in seinem Äußern, aufdringlich und nicht leicht weiter zu bringen in seinem Umgang. Wie es bei Neubekehrten häufig zu sein pflegt, scheint er sich in apologetischen Disputen und Erörterungen übermäßig gefallen zu haben, so daß ihn einer seiner Dechante als „einen eingebildeten Gelehrten" bezeichnete, dem die Seelsorge Nebensache sei, während seine Tamsweger Pfarrlinge sich beschwerten, sie verstünden sein „Gemauschl" nicht.

Mit keiner dieser persönlichen Eigenschaften hat Jokel's Buch etwas zu schaffen, dessen Werth darin besteht daß es von einem selbst-

eigenen Kenner jener Zustände und Verhältnisse herrührt, gegen welche seine Ausführungen gerichtet sind*). „Jeder freue sich der kein **Jude ist**", sagt er S. 87 offenbar von sich selber in der Zeit vor seinem **Übertritt**, „und verlange nicht zu schauen in die Finsternis einer **Judenseele**, die jenen Quark verabscheut mit dem sie von Jugend auf gefüttert **ward** und keinen Ausweg vor sich sieht". Mag auch manches in seinen Schilderungen übertrieben sein, so hat er doch ohne Zweifel der Hauptsache nach selbst erlebt, was er von der grausamen Behandlung des Knaben **Benjamin** durch einen beschränkten jüdischen Fanatiker von Hauslehrer erzählt (S. 52 f. dazu Anm. [13]); selbst gesehen was er uns von dem Leben und Treiben in einer mährischen gedrückten und gedrängten Judengemeinde berichtet; selbst mitgemacht was er uns von den religiösen Gebräuchen, von der Schul- und Buchstabenweisheit des „Tone Rebbonem", von dem „Gemore*lernen*", von dem „mephalpelseir" (S. 61 f.) 2c. 2c. vor Augen stellt und wozu besonders die Anmerkungen reichliche Beiträge liefern. Halten wir dagegen jene andern Stellen wo er von der „Urwesenheit der Kirche" spricht, „dieses undurchdringlich fest gegliederten Baues der von der Erde in den Himmel hinaufragt und von dem Himmel sich wieder in die Erde einsenkt" (S. 213), so glauben wir sein Buch nach beiden Seiten hin charakterisirt und damit gerechtfertigt zu haben, warum wir hier, wo wir die in den Kämpfen des Jahres 1848 gegen das Judenthum vorgebrachten Gründe zu registriren haben, von dem Inhalte einer Schrift so reichlichen Gebrauch zu machen in die Lage kommen, die gerade dem lebhaften Kreuzfeuer von der andern Seite zwar nicht ihren Ursprung — geschrieben war sie der Hauptsache nach schon früher, aber von der damaligen Censur mit „Damnatur" belegt, was wir begreiflich finden müßen, — aber jedenfalls ihre nunmehrige Veröffentlichung verdankte. Denn, wie es in der Einleitung S. 6 heißt, „bereits sind wir gesegnet mit einer kleinen Zioniden-Literatur, von Zioniden und Nicht-Zioniden im Interesse der Zioniden bearbeitet" **).

*) Vgl. die Besprechung im „Zuschauer" 1848 Beil. zu Nr. 151 v. 22. und 153 v. 26. September J. 1225—1227, 1244. Der Referent E. (Ebersberg?) bezeichnet es als „eines der merkwürdigsten interessantesten Bücher welche die neue Zeit gebracht".

**) Jokel blieb in seiner Stellung zu Nußdorf bis 4. Januar 1849, hielt sich dann wegen Kränklichkeit einige Zeit in Aigen auf, kam noch im selben Jahre als Aushilfspriester nach Siegenheim, als Coadjutor nach Vigaun, nach St. Georgen bei Laufen, bis ihn 1856 Cardinal Schwarzenberg in die Prager Erz-Diöcese übernahm, wo er nach mehrjährigem Seelsorgedienst als Cooperator und dann Admini-

Von sonstigen Schriften dieser Richtung, die über den Umfang bloser Flugblätter hinausgehen, wären noch zu erwähnen:

Der Einfluß der Juden auf unsere Civilisation mit besonderer Rücksicht auf Industrial-Anstalten in Österreich.
Eine freie Verfassung erfordert vor allem das Streben nach Wahrheit.
Von Johann Quirin Endlich. Wien 1848 Wallishausser; 8⁰ 80 S. Eine andere Ausgabe, so viel mir bekannt mit der gleichen Paginirung und ohne irgend welche Änderung im Texte, erschien bei U. Klopf sen. und Alex. Eurich —

dann:

Freiheit und Juden. Zur Beherzigung für alle Volksfreunde. Von Tellering. Wien 1848 Dorfmeister; kl. 8⁰ 26 S.

Was es mit der letzterwähnten Persönlichkeit für ein Bewandtnis habe wußte mir keiner der Gedenkmänner jener Tage aufzuklären, nicht einmal ob es der Familienname des Publicisten oder etwa ein Pseudonym sei. Interessanter ist jedenfalls der Verfasser der erstgenannten Schrift, Johann Quirin Endlich, meist nur Quirin Endlich genannt, schon darum weil er in seinem Kampfe gegen den damals noch allgebietenden Sicherheits-Ausschuß sowie in den Tagen des sogenannten Bandelkrieges *) eine merkwürdige Unerschrockenheit bewiesen hat. Die spärlichen Mittheilungen die mir auf meine Anfragen diesfalls zutheil wurden, schildern ihn als einen langen hagern Mann, gewesenen Unter-Officier bei der Artillerie der später unter die Zeitungsschreiber gegangen. Er machte den Eindruck eines Mannes ohne feinere Bildung, ungeschlacht in seinem Thun und Lassen. Dabei zeigte er sich im Jahre 1848 als roher Genußmensch der ganze Nächte bei lustigen Gelagen durchschwärmen konnte wobei er nicht selten Andere freihielt, vielleicht um der Fahne unter welcher er focht Anhänger zu gewinnen. Man muthmaßte in diesen Kreisen, daß ihm die Mittel zu solchem mit seinen gewöhnlichen Einkünften unvereinbaren Aufwande aus den höheren Gesellschaftskreisen, wohl gar vom Hof zuflößen. War das in der That der Fall, so geschah es weil man erkannte daß er

---

strator zu Böhmisch-Wiesenthal, Caplan zu Oberlahna ꝛc. zuletzt die Stelle eines Psalmisten am St. Veits-Dome erhielt. Im Juli 1879 kam er krank nach Salzburg, fand Aufnahme im Asyl der Barmherzigen Schwestern in der Riederburg, starb daselbst am 9. September und wurde zwei Tage später auf dem Salzburger Gemeindefriedhofe begraben ... Ich danke diese biographischen Notizen der besondern Gefälligkeit des Theol. Dr. Joseph Schöpf, Professor i. P., derzeit in Guggenthal bei Salzburg.

*) S. meine Wiener Journalistik S. 183 f.

der Sache der gesetzlichen Ordnung mit persönlichem Muth, ja Verwegenheit wesentliche Dienste leistete, gewiß nicht umgekehrt, als ob er sich zu diesen Leistungen erst hätte kaufen lassen. Denn man konnte ihn nicht anders denn als Mann der Überzeugung auffassen, der sich zu einem Wirken in entgegengesetztem Sinne nie würde herbeigefunden haben. Unter seinen Gefühlen und Anschauungen nahm ein glühender Judenhaß einen der ersten Plätze ein, und man dürfte ihn den Vater des „Antisemitismus" in Österreich nennen, wenn dieser Kunstausdruck damals bekannt und in Übung gewesen wäre. Auch sein leidenschaftliches Auftreten gegen den Sicherheits-Ausschuß stand mit dieser „Judenfresserei" in Zusammenhang, weil ja, wie wir wissen, in dieser revolutionären Behörde das Volk aus Palästina die erste Violine spielte*).

Im allgemeinen muß der geneigte Leser, dem sich vordem alles was Judenthum und Juden betrifft in rosigstem Lichte gezeigt hat, sich darauf gefaßt machen nun eine lange Strecke durch die tiefsten Schatten zu wandeln. In einer Besprechung von Endlich's Schrift im „Wiener Zuschauer" Nr. 63 v. 21. April S. 499—502 gab Ebersberg zu, daß darin „viel wahres" enthalten sei, nur sei zu bedauern „daß der Verfasser überall nur die Kehrseite sieht". Nun, jetzt haben wir es eben mit dieser Kehrseite, und nur mit dieser, zu thun!

* * *

Die Gegner der Juden-Emancipation stellten vor allem den Satz hin: das Volk aus Palästina sei nicht heimisch in unsern Landen, nach seiner Herkunft, nach seiner Religion, nach seiner gesellschaftlichen Haltung und Lebensweise; die Juden seien ein fremdes Element im christlichen Staate im confessionalen, im staatsbürgerlichen, im ethnographischen Sinne.

---

*) Von dem Placate: „Der Sicherheits-Ausschuß unmöglich" 1 Bl. fol. gibt es zwei Auflagen, eine unterzeichnet: „Im Namen des österreichischen Volkes. Dr. Mandl. J. F. Endlich. Quirin Endlich", die andere statt dieser drei Namen: „Die Gebrüder Endlich"; erstere, auf meinem Exemplar mit Röthel als „sehr rar" bezeichnet, ohne Angabe des Druckortes, die letztere „gedruckt bei A. Dorfmeister". Das spätere Placat vom 4. August „Wahrheiten für den Sicherheits-Ausschuß" 1 Bl. Doppel-fol. bei J. Bader beginnt: „Wir haben unlängst in dem Placate „D. S. u." unsere Ansichten niedergelegt" &c., unterzeichnet ist J. Qu. Endlich allein, so daß ich mich zu der Meinung hinneige, sowohl der sonst nirgends vorkommende J. F. Endlich als die „Gebrüder Endlich" seien reine Erdichtungen des historischen Johann Quirin Endlich.

„Welcher Jude hat die Stirn zu erklären zwischen Hebräern und uns sei kein Unterschied der Nationalität? wir stünden gleich, wir die Söhne und Enkel jener Männer die seit Jahrtausenden hier zu Hause waren, jenen Hebräern die seit gestern und ehegestern hier eingewandert sind? Haben unsere Väter sich das Land erworben, oder die Hebräer? Haben unsere Väter die Wälder ausgerodet, oder die Hebräer? Haben unsere Väter die Wildnis reißender Thiere zum Wohnsitz friedlicher Menschen umgeschaffen, oder die Hebräer? Und jetzt, nach einer Mühe und Arbeit so vieler Geschlechter, so vieler Jahrhunderte, wollen sie theilnehmen an einem so herrlichen, so kostbaren Besitz! Womit beweisen sie ihren Anspruch?" Die Juden seien in früheren Zeiten unter gewissen Bedingungen bei uns aufgenommen worden, sie haben sich diese Bedingungen gefallen lassen, dürfen sie jetzt darob Klage und Beschwerde erheben? Aber noch mehr! Sei der Jude in Österreich wirklich gedrückt? Genieße er nicht Duldung und lebe unbeschränkt in der Ausübung seiner Religion? Erfreue er sich nicht gleich jedem andern Staatsbürger für Person und Eigenthum des gesetzlichen Schutzes? Was er über diese Gränze hinaus verlange, wäre nicht Zuerkennung eines Rechtes, sondern Gewährung einer Gunst. „Privatrechte mögen die Juden mit uns die gleichen haben, aber politische Rechte, actives und passives Wahlrecht, Einreihung in die Volkswehr, Bürgerrecht und städtische Gewerbsbefugnisse, darauf haben sie keinen Anspruch". So sei es bei uns seit Jahrhunderten gewesen, und dabei solle es bleiben. Das Judenthum habe sich dabei sehr wohl befunden. „Es ging in Österreich nicht unter, in gar keiner Beziehung, sondern es blühte und glänzte, trotz des angeblichen Joches unter welchem es seufzte".

Ein Wort gegen die Gleichstellung der Confessionen. Von einem Christen für seine minder belehrten Mitbürger. Wien im März 1848, 8⁰, 8 S. Höfel.

A r t h u r Der egyptische Hebräer unter Moses in Vergleichung mit denjenigen Anno 1848, und was daraus zu folgern ist?

Frei ist das Wort, frei die Gedanken!
Und Wahrheit und Recht hat keine Schranken —

14 S. gr. 8⁰ Ludwig (März 1848). S. 9 f.: „Das Recht das der Jude in diesem Augenblicke anspricht, wurde ihm bei seinem Eintritt in den Staat durchaus versagt, und da er trotz dieser V e r w e i g e r u n g sich dennoch ansässig machte, so hat er dadurch stillschweigend seinen Anspruch aufgegeben. Wo liegt hier also die U n g e r e c h t i g k e i t? Wenn ihm die Bedingungen unter denen ihm der Staat die Aufnahme zugestand nicht anständig waren, warum zog er nicht weiter? Stand es nicht ganz in seiner Willkür hier zu thun und zu lassen was ihm am

zweckmäßigsten schien, und erlosch durch die Annahme dessen **was man** ihm zu gewähren für gut befand nicht auf immer sein Recht **auf** eine ausgedehntere Forderung? Wenn daher der Hebräer mehr verlangt als er bisher erhalten, so darf er diesen Wunsch nie zu einer **Forderung** machen, sondern alles was er zu erzielen hofft nur als eine **Gabe** erwarten die ihm ein freies Volk aus persönlicher Vorliebe und **Zuneigung** schenkt. Nur dieses vergibt dabei einen Theil seines Vorrechtes, und er als Empfänger dürfte selbst im Verweigerungsfalle nie von **Ungerechtigkeit** sprechen wo nur von **Vergünstigung** die Rede sein kann."

Was wollen die Juden? Von Joseph Haupt. Wien 1848; 8°, 8 S. Mechitaristen: „Ungerecht, sagen sie, seien die Ausnahmsgesetze die man ihnen aufgelegt hat. Ungerecht? Hat nicht jeder Staat das Recht herrenlose Fremdlinge so zu behandeln daß seine Angehörigen keinen Schaden leiden? Wo ist im ganzen Völkerrechte ein Gesetz daß man sie als eine Nation behandeln müße? Aber ‚die ewigen Menschenrechte' wird eingewendet! Welche können diese sein? Andere als Sicherheit der Person und des Eigenthums? Und hat man diese den Juden je angetastet? Nirgends als wo sie zuerst die Angreifenden waren und **sind**".

Kritische Beleuchtung der Juden-Emancipationsfrage von Ludwig v. John. Presburg 1848 Landes; 8°, 38 S. (das kurze Vorwort datirt vom 31. December 1847. Nach einer Buchhändleranzeige von Rudolph Lechner scheint die Schrift in Wien erst im April oder Mai 1848 bekannt worden zu sein.) Der Verfasser findet es S. 15 f. „lächerlich und absurd von Unterdrückung und Verfolgung der Juden zu sprechen. Im Gegentheil! Ich habe während meines vielbewegten langen Lebens die ganze Windrose meines Vaterlandes durchstrichen, ich habe mit vielen Landedelleuten freundlich verkehrt, habe aber, offen gestanden, gefunden daß nicht nur der Jude nirgends in ganz Ungarn verfolgt oder unterdrückt werde, sondern daß im Gegentheil der Bauer und der Edelmann so gut als der Magnat, jener vom hausirenden Pinkel-Juden oder dem jüdischen Dorfkrämer, dieser von seinem Haus- oder Hofjuden, welche ihnen die Rohproducte abdrücken und allen zu Wucher-Procenten und gegen Sicherheit Wechsel oder Pfandgeld leihen, gepreßt, gedrückt und, hat der Jude Geld zu fordern, unbarmherzig unerbittlich verfolgt werden". Unter den Verfolgungen des Mittelalters, heißt es S. 16 f. weiter, auf welche die Juden immer und überall als den Grund ihrer jetzigen Entartung hinweisen, hätten nicht sie allein zu leiden gehabt, „sondern viele Millionen Christensecten-Anhänger Waldenser Albigenser Hugenotten &c." Wo habe man je mit den Juden eine Bartholomäusnacht gefeiert? Anderseits sollten die Juden in ihrer eigenen Geschichte nachlesen und „der barbarischen Verfolgungen der Moabiten Amoniten &c." gedenken, mit denen sie „viel grausamer verfahren als ihre Nachkommen später zu erdulden hatten".

Die Früchte der Constitution und Frage und Antwort über die Juden-Emancipation. Wien Wenedikt; 16 S. kl. 8°: „Der Jude, einer fremden Nation angehörend, aus Asien abstammend, ist sehr feuriger Natur, zur Sinnlichkeit und Üppigkeit leicht ausartend; er ist fried-

liebend, ausdauernd im Denken, beharrlich im Willen . . . Gewaltthätige Verbrechen werden von ihm fast nie verübt, auch zum stehlen gibt er sich so leicht nicht her, er hält viel auf seinen Schwur und ist von Natur furchtsam. Aber wo es etwas zu schwindeln gibt, da stellt er seinen Mann; denn er ist sehr scharfsinnig und deshalb um so gefährlicher, wenn er sich auf Betrug verlegt. Von Tapferkeit ist bei ihm keine Rede, desto mehr besitzt er Tollkühnheit wenn er gereizt ist, in seiner Rache ist er unersättlich und Versöhnung ist ihm eine unbekannte Tugend. Im Christen betrachtet er seinen natürlichen Feind; leider wird dies letztere Laster durch das unliebvolle Betragen der niedern Bevölkerung gegen ihn beinahe gerechtfertigt. Wenn sich der Jude taufen läßt, wenn dies auch aus Eigennutz geschieht, so bricht er beinahe alle Gemeinschaft mit den Juden ab, er schließt sich an uns an, er heiratet oft Christenmädchen und umgekehrt, und ein getaufter Jude ist immer ein erträglicher Staatsbürger: hängt auch noch etwas jüdisches an ihm, so legen dies seine Kinder ab, darum ist es sehr vernünftig, daß man den getauften Juden alle bürgerlichen Rechte einräumt."

Beweise daß die Emancipirung der Juden und deren Gleichstellung mit dem christlichen Bürger die größte Ungerechtigkeit, da sie das Siechthum des deutschen Bürgers wäre; daß es der Wille des Volkes nicht ist, daher die Emancipirung der Juden als Thatsache nicht behauptet werden kann und darf; ferner Beweise daß die Juden nicht unterdrückt, vielmehr begünstigt, den Christen bevorzugt, ja denselben über die Köpfe gewachsen sind; verfaßt auf Grundlage des im Constitutions-Blatt vom 5. August 1848 unter dem Titel: „Kritik der politischen Tagespresse" enthaltenen 11. Artikels über schändliche Juden-Verfolgung und der bereits festgesetzten unumstößlichen Emancipirung. Von August Gatton NG. der 4. Comp. VI. Bezirk; 2 Bl. groß fol. Der Verfasser, entweder Galizianer oder längere Zeit in Galizien gewesen, bespricht großentheils die dortländigen Juden-Verhältnisse: erdrückende Überzahl, Wucher Betrug und Unterschleif, Corrumpirung des Beamtenstandes; Kuppelei xc. xc.

Was sei es, sagten die Anti-Emancipationisten weiter, mit den religiösen Anschauungen und Gebräuchen des quondam auserwählten Volkes inmitten der heutigen Christenheit?! „Kein Volk der Erde besitzt eine so alte verworrene und oft wenig erbauliche Geschichte, kein Volk hat so viele und wechselreiche Schicksale durchlebt als die Juden". Am wenigsten erbaulich, ja geradezu scheuslich und abschreckend sei für uns Christen jene Periode ihrer Geschichte, die mit dem Ursprung unserer heiligen Religion zusammenhängt. Dieser Charakter des eingefleischten unversöhnlichen Hasses gegen alles christliche sei dem Judenthum durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag haften geblieben und werde durch ihre Religionsbücher, in ihren religiösen Gebräuchen fortwährend frisch erhalten. „Das Christenblut, das der Jude, wie es heißt, an seinem Osterfeste haben muß, ist

nichts als eine Fabel; keine Fabel aber ist der Haß der ihn nach Christenblut lechzen macht. Der Jude steht dem Christen gegenüber stets auf dem Kriegsfuße, nicht blos was die Person, sondern auch was das Eigenthum seines gebornen Feindes betrifft. Was der Jude dem Christen ablistet, ist ihm Kriegsbeute die er dem Feinde abnimmt, da es im Kriege nicht blos erlaubt sondern geboten ist dem Feinde so viel Abbruch als möglich zu thun."

Der Jude mit dem Barte S. 88 f.: „Muß der Jude einmal ehrenhalber einen Christen zu Tische laden und wird nach der Mahlzeit das Gebet gesprochen, so hat er eine eigene Formel den christlichen Gast von den Segnungen auszuschließen die das Gratias für die Tischgesellschaft jüdischen Glaubens enthält". Nach dem Talmud sei das Talmudlesen ein so gottgefälliges Werk und töne, besonders zur Nachtzeit, „so angenehm ins Jenseits hinüber daß selbst die bösen Geister in ihrer Arbeit die verdammten Seelen zu peinigen innehalten, um dieser lieblichen Serenade mit Muße zuhorchen zu können. Damit nun dieses nicht in der Weihnacht geschehe, wo Christus in der Hölle doppelte Pein leiden muß, darf in dieser Nacht kein jüdisches Buch angeschaut werden, sondern es muß Karte Würfel gespielt, müßen allerhand Schnurrpfeifereien getrieben werden, auf daß kein gottseliger Gedanke diese Nacht bezeichne die der Jude unter allen Nächten am meisten verflucht. Sagen Sie, ist solcher teuflische Haß nicht ärger als in fanatischer Wuth Blut trinken?" S. 188 f. wo Rebb Noße dem Benjamin auseinandersetzt: „Daß der Christ, der Chaserkop (Schweinskopf) sich von dem Juden überlisten lasse, dies sei die Broche (der Segen), die der Gott Abraham's Isaak's und Jacob's seinem auserwählten Volke pflichtschuldigst zuwendet.. Der jüdische Hugo Grotius und Puffendorf, Rebb Noße Hillels, sah allen Besitz der Christen nur als Fideicommiß an; als von Gott verworfene verdienten sie nicht einmal daß die Sonne sie bescheine, und doch besäßen sie die Welt die das Erbtheil des auserwählten Volkes sein soll... Was also mit den Flausen daß der Jude den Christen betrügt? Nicht wahr ist's. Der Jude nimmt nur pfiffig was der Christ geben soll und nicht will".

Endlich Einfluß der Juden S. 1 f.: „Die Gattung hat sich wohl (aus dem alten Testamente) erhalten, aber nicht im reinen ursprünglichen Zustande. Denn weil der Messias aus dem Stamme Juda vom Geschlechte David geboren werden sollte, kein Jude aber sagen kann, weder wer zum Stamm Juda gehöre noch ob jemand vom Stamme David übrig sei, so erscheint ihr Glaube, daß der Messias sich noch einstellen werde, als völlige Imagination". S. 18 bringt er eine Stelle aus J. J. Rousseau Contrat social IV ch. 8: „Il est impossible de vivre en paix avec des gens qu'on croit damnés; les aimer, ce serait haïr Dieu qui les punit; il faut absolument qu'on les ramene ou qu'on les tourmente", und wirft die Frage auf ob die Geschicke der Juden nicht eine von Gott verhängte Strafe

seien, welche dieses Volk als ebenbürtige Stammesgenossen jenes Verräthers ertragen müße, der für 30 Silberlinge alles was der bessere Mensch liebt und achtet preisgegeben hat.

Dobner's Aufruf (Jahrb. 1883 S. 70): „Du ladest den schmutzigsten Juden zu deinem Tische ein, so wird er dir antworten: Du und dein Tisch sind mir unrein. Nun so bleibt auch unrein und beruft euch nur immer auf euer Gesetz; wir müßen daher auch trachten das unsrige streng zu beobachten. Wir wollen beim Himmel nicht daß ihr Christen werden sollet, aber eine Gleichberechtigung mit euren tausendjährigen Gebräuchen und Gewohnheiten wäre ein Fluch für uns".

Tellering S. 14 f.: „Die Juden sind ein weltgeschichtliches Räthsel; sie sind es besonders seit der Zerstörung ihrer Hauptstadt durch Kaiser Titus und seit ihrer Vertreibung in alle Welt. Wenn das Judenthum Recht hat so ist das Christenthum nicht wahr, und wenn das Christenthum eine Wahrheit ist so müßen die Juden ewig ein Ausnahmsvolk bleiben, dürfen niemals den andern Völkern gleichgestellt werden".

An die Stände der deutschen Provinzen Österreichs. Von einem Deutschen. Wien Karl Haas; 16 S. 8⁰. Warnung „daß die Religionsfreiheit nicht übergreife. Keine Pseudo-Toleranz verkümmere uns unser hohes Recht, entbinde uns unserer unwandelbaren Pflicht! Die Maßregel politischer Gleichstellung unchristlicher Secten mit den christlichen, mögen sie diesen heiligen Namen sich beilegen oder nicht, ist für den christlichen Staat eine entehrende Schmach. Die Repräsentation der Stände in den christlichen Staaten und eine bedeutende Anzahl der wichtigsten Ämter erfordern unbedingt das christliche Bekenntnis. Der Staat zerstört seinen eigenen Zweck wenn er solche Ämter preisgibt in Hände, die sich nicht aufzuheben vermögen zu dem dreieinigen Gott, dessen Weihe uns tüchtig macht zu jeglichem Werke".

Über unsere künftige Religionsfreiheit ꝛc. (s. oben S. 76). Der Verfasser obwohl er im allgemeinen für die Gleichstellung der Confessionen ist, besteht gleichwohl darauf daß „Nicht Christen die auf das Evangelium keinen Eid zu leisten vermögen, keine Ämter und Würden im Staate bekleiden dürfen".

Wenn man den Christen Abneigung gegen die Juden vorwerfe, fuhren Haupt, Tellering und Genossen fort, so liege dem nicht confessionale Unduldsamkeit zu Grunde; nein der jüdische Charakter, ihre persönlichen Eigenschaften tragen die Schuld davon. „Mistrauen, ein durch lächerlichen Aberglauben gesteigerter Haß gegen alle anderen Glaubensbekenntnisse, dann eine den orientalischen Völkern eigenthümliche Vorliebe für Müßiggang und sinnlichen Genuß" hätten die hebräische Race von jeher als eine abgesonderte herausgestellt, „und vielleicht noch deutlicher bezeichnet seine Lebensweise, die nachlässige Haltung seines Körpers, die Sprache und vor allem die Gesichtsbildung, die den Juden fast ausnahmslos auf den ersten Anblick kenntlich macht, seine fremde Abkunft".

Und schlößen sich die Juden nicht schon dadurch von der andern bürgerlichen Gesellschaft aus, daß sie jede regelmäßige ernste Arbeit meiden, die ihnen durch die seitherige Gesetzgebung nicht versagt war, ja zu der sie dieselbe zum Theil sogar aufgemuntert hatte?! Dieser Charakter, diese Eigenschaften aber seien keineswegs Folgen des durch Jahrhunderte auf sie geübten entwürdigenden Druckes; die Geschichte lehre im Gegentheil, daß der Druck, der zu allen Zeiten auf den Juden unter fremden Völkern gelastet, nur die Folge jener Eigenschaften war, die sie eben im Verkehr mit Andern unerträglich und unleidlich, schädlich und gefährlich machten. „Nicht ihr wurdet gedrückt; das was ihr Druck nennt, war nur Rettung vor euren Übergriffen". Es sei nicht Angriff von christlicher Seite, es sei Vertheidigung, nicht übermüthiger Muthwille, sondern Nothwehr.

John Emancipationsfrage S. 21 f. weist auf den „in der ganzen alten und neuen Weltgeschichte noch nie und bei keiner Nation vom tiefsten Osten angefangen durch die ganze bewohnte Welt bis zum höchsten Norden jemals vorgekommenen Umstand" hin und möchte erörtert wissen: „was denn eigentlich die psychologische Ursache dessen sein könne, daß nie und zu keiner Zeit und in keinem Lande auf Erden eine Religionssecte bestanden hat, deren Bekenner von allen Völkern, vom rohen Beduinen bis zum polizirten Bewohner Deutschlands, zu allen Zeiten und überall gleich gehaßt verfolgt mishandelt und verachtet wurde, als dieses mit den Juden allgemein, schon von dem Augenblicke als selbe noch Knechte der Ägypter waren, der Fall gewesen und noch zur Stunde ist?" ...

Haupt Was wollen die Juden? S. 6: Wie käme es sonst, „daß ohne Ausnahme jede Nation zu allen Zeiten bis auf unsere Tage die Juden nicht nur von allen öffentlichen Bedienstungen, sondern auch von dem Mitgenuße der übrigen größeren oder geringeren National-Rechte ausschloß? Solch eine Einstimmigkeit wäre ohne Grund? ohne gewichtige Gründe? Nur die Religion und der religiöse Fanatismus habe das verschuldet? Waren die heidnischen Römer, welche die Götterdienste aller besiegten Völker in ihren Staats-Gottesdienst aufnahmen, religiöse Fanatiker? Wäre Tacitus, der größte römische Geschichtsschreiber, dem kein Neuerer an historisch-politischem Geiste gleich oder nur nahe gekommen ist, ein Schwärmer, ein religiöser Fanatiker, der die Juden an mehreren Stellen seiner Werke für Leute erklärt, daß ich die Worte auch bei einer Preßfreiheit nicht deutsch hersetzen mag?"

Ein Wort des Bürgers an den Juden. Zugerufen am 21. März im Jahre des Heils 1848. „Wer Ohren hat der höre!" Ofen Univ.-Buchdruckerei; kl. 8°, 7 S. Es wird darin insbesondere die Frage erörtert, warum die Nationalgarde in Ofen gleichwie in mehreren andern Städten Ungarns die Juden nicht in ihre Reihen aufnehmen wolle. Antwort: nicht deshalb weil sie andern Glaubens sind, sondern „weil sich der Jude des allgemeinen Vertrauens, der allgemeinen Achtung nicht erfreut, wir aber nur Männer brauchen können die Vertrauen erwecken,

deren etwa benöthigtes Einschreiten beachtet wird. Darum reformirt euch", ruft der Verfasser den Juden zu, „und dann kommt wieder, einen Körper mit uns zu bilden, unsere Reihen, unsere Arme stehen euch offen, und kein Bürger wird euch Hand Herz und Bruderkuß verweigern" ... Eine in Pest bei Landerer und Heckmast erschienene Gegenschrift „Worte eines Nicht-Juden", die einen Edlen von Franck zum Verfasser gehabt haben soll, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Die Bedingung zur Emancipation der Juden. Mit Bezug auf die neuesten Ereignisse. Von E. K. 13 S. kl. 8° Jasper Hügel und Manz (In der ersten Hälfte Mai erschienen): „Hätte die Verfolgung der Juden blos in dem Glauben ihre Quelle, dann würde wohl dieser Haß der Macht der Aufklärung, dem Geiste der Duldung unserer Tage unmöglich widerstehen können. Daß aber trotz dieser Aufklärung, trotz dieser Duldung der Haß so oft zum wilden Ausbruch kommt, darin müßen wir den sichern Beweis suchen daß nicht das Glaubensbekenntnis, sondern die Eigenthümlichkeit im Wesen und in der Stellung der Juden, welche frühere Jahrhunderte ausgeprägt, die unsrigen zu verwischen nicht vermocht haben, der eigentliche Grund ihrer Verfolgung ist".

Tellering Freiheit und Juden S. 15: „Ihre Erscheinung in aller Welt hatte ebenso bald die Antipathien der Völker aller Welt, unter die sie sich mischten, in ihrem Gefolge; denn nicht blos die Christen verabscheuten die Juden, sondern überhaupt die Völker aller Religionen. Der Chinese Indier und Muhamedaner, der Ureinwohner Africas und Americas empfinden noch jetzt gleichmäßig wie die christlichen Nationen die entschiedensten Antipathien wider die Juden die unter ihnen weilen. Dies beweist aber soviel daß weder die Religion noch die Nationalität der Juden, gegen welche jene Völker die Antipathien der Christen doch nicht haben können, der alleinige Grund ihrer wider das Judenthum sprechenden Gefühle sind, als vielmehr das innerste Wesen des Juden überhaupt, seine Art ein Mensch zu sein unter Menschen".

Was leisten die Juden in der Gesellschaft? Welchen Antheil haben sie an der Förderung gemeinsamer Wohlfahrt und Blüthe? Handel treiben sie, Handel der niedrigsten und zweideutigsten Sorte, Schacher. „Es hat auch andere Völker in der Geschichte gegeben, unter deren hervorragendste Eigenschaften der Krämergeist gehörte. Aber alle andern handeltreibenden Nationen, von den Phöniziern angefangen bis auf Albions Söhne herab, haben dabei doch der Menschheit etwas geleistet, man muß ihnen sogar einen wunderbar für die ganze Menschheit wohlthätigen Erfindungsgeist zuschreiben. Doch was dankt in dieser Richtung die Menschheit dem Stamme Jacob? Den alten Phöniziern und Carthagern, den modernen Briten und Americanern als Handelsvölkern gegenüber erscheint der Jude wie ein Tabuletkrämer verglichen mit einem großen Kaufherrn!" Ihm gelte allein der Gelderwerb, ohne höheres Ziel, aber auch ohne eigene körper-

liche Anstrengung. Oder sei er es der sich in die Schachte des **Gold- und** Silberbergwerkes hinabläßt um der Erde verborgene Schätze zu **entlocken**? Rüste er Handelsflotten aus und besteige in Person das Schiff **um als** kühner Seefahrer neue Gebiete mit deren Reichthümern aufzufinden? **Nein**, denn das Wasser hat ja ‚keine Balken'! Durchfurche er hinter dem **Pfluge** den fruchtbaren Boden? beuge er im Sonnenbrand bei der **mühsamen** Feldarbeit seinen Nacken zur Erde? Nein, das überlasse er andern! **Ihm** gelte allein der Götze Gold. Wie entfernt sei der Jude davon, **daß er**, indem er die Gleichstellung in Rechten mit den Christen anstrebt, sich es angelegen sein lasse sich den letzteren auch in den **Obliegenheiten** und Gewohnheiten des täglichen Lebens, namentlich im bürgerlichen **Erwerb**fleiß gleichzustellen, anstatt lieber Schande und Spott erduldend, **meist** mit gesunden arbeitsfähigen Gliedern, hausirend und schachernd, das **ehr**liche Gewerbe, den anständigen Handel zugrunde zu richten!

Die Juden wie sie waren (Jahrb. 1883 S. 68 f.): „Sie haben insgesammt nicht die entfernteste Idee, zur Bodencultur oder zu Gewerben ihre Zuflucht zu nehmen, welches sie schon unter Kaiser Joseph bewiesen haben. Es war den Juden nie Ernst mit einer Beschäftigung bei der man sich sein Brod im Schweiße des Angesichts erwerben muß. Es ist ihm leichter und bequemer Geld gegen hohe Procente zu leihen, wucherische Ein- und Verkäufe zu machen, sich von dem Schweiße anderer zu nähren". Über Kaiser Joseph's mislungenen Versuch die galizischen Juden zum Ackerbau zu führen s. Jahrb. 1882 S. 127.

Dobner Aufruf: „Betreibt der Jude ausnahmsweise ein Gewerbe, sind seine Arbeiter nicht Christen? Hat er Haus und Hof, wer bebauet sein Feld? Der Christ. Wer säet? Der Christ. Wer schneidet im Schweiße seines Angesichtes die Ähren? Der Christ. Nun werdet ihr fragen: was thut denn eigentlich der Jude? Ich sage euch: der Jude säet nicht und erntet nicht, er webt und spinnt nicht, sondern er handelt, er geht schachernd von einem Ort zum andern".

E. K. Bedingung zur Emancipation: „Setzen wir heute einen Juden mit einem Capital von 100 fl. in ein Dorf, er wird sich binnen wenig Jahren alle Bewohner desselben mehr oder weniger zinsbar machen; diese werden ihn benützen, aber in ihm nichts als ihren Blutegel sehen. Emancipiren wir den Juden — er wird seine Mittel die Bauern auszusaugen nur vermehrt sehen, sie werden ihn desto grimmiger hassen".

Ganz neue Anekdoten von den Juden; gr. 8°, 8 S. Fridrich, herausg. und verlegt von J. Sammer. Sieben Stücklein von anschmierenden oder angeschmierten Juden. Vgl. meinen „Wiener Parnaß" S. 339 Z. 1765.

Tellering S. 10: „Die Juden haben in der Verbannung die Staatseinheit verloren, allein eine unsichtbare besteht fort, sie besteht

in der unersättlichen Gier nach Gold, dem Mittel zur Herrschaft und dem Mittel ihren Haß wider alle Völker geltend zu machen. Das ist der Traum, den Rothschild's Reichthümer jetzt schon dadurch zu verwirklichen suchen daß sie die Finanzlage aller europäischen Staaten, alle wichtigen Verhältnisse darin in ihre Gewalt zu bekommen suchen. Rothschild's eitle Mildthätigkeit versöhnt diese Stellung nicht; denn sie ist die des künftigen Judendespoten. Je mehr die Juden emancipirt werden, um so hoffnungsvoller wird die Erfüllung des Traumes, und wir stehen vielleicht schon jetzt am Vorabend derselben statt in der Morgenröthe der Freiheit".

Ein gewisser Franz Funk gab 1848 ein „Verzeichnis der Vielpercentigen" heraus (kl. 8° 73 S. und Register; 1. Bogen 2 Aufl.), wo sich S. 49—58 „Ein Stück: Reich=Israel" mit 16 Namen findet. Da jedoch außerdem gleich im ersten Bogen unter 12 Firmen 4 Juden oder getaufte Juden sind, auch sonst ein und der andere dieser Ehrenmänner als jüdischer Abstammung bezeichnet ist, viele von denen, deren Confession nicht angegeben ist, durch ihren Namen S. 14 Volk Marcus, S. 35 König Isaak Joseph, 37 Kappules Anna, S. 69 Goldmann Aaron rc. ihre Herkunft kaum verläugnen dürften, so wird man zugeben daß das Contingent, welches der damals noch so geringe jüdische Bruchtheil der Wiener Bevölkerung zu der obigen Rubrik lieferte, immerhin ein anerkennenswerthes zu nennen war.

„Wir sind jetzt so liebesselig und es gehört zum guten Tone alles zu emancipiren". Aber gebe es nicht eine falsche Sentimentalität und Humanität die sich in ihrem Ziele vergreift? „Seit Jahren haben sich die Hebräer dieses menschenfreundlichen Standpunktes bemächtigt, die Hebräer von deren Menschenfreundlichkeit ihre eigene Geschichte auf allen Blättern eine so herrliche Erklärung gibt! Die frühesten Zeiten weisen es auf daß die Juden in ihrer Selbständigkeit ein grausames tückisches schadenfrohes Volk gewesen sind". Was an menschenfreundlichen Lehren in ihren Religionsbüchern zu finden sei, gelte immer nur von Juden gegen Juden; gegen den Fremden predigen diese selben Religionsbücher Feindschaft Haß Vernichtung und Vertilgung. „Menschenfreundlichkeit Bruderliebe und wie diese Siebensachen immer heißen, Siebensachen womit die großen Kinder zu ihrem eigenen Verderben spielen!" Womit beweise denn der heutige Jude seine Menschenfreundlichkeit? Sehe man sich nur um in jenen Fabriken und industriellen Etablissements wo Juden gebieten, und man werde einen Begriff erhalten wie der reiche unabhängige Jude die Menschenwürde bei seinen Arbeitern und Dienern ehrt, wie diese Judenherren ihre christlichen Untergebenen nur als Ziffern betrachten die augenblicklich gestrichen werden wenn das Materiale um wenig Procente steigt, oder sonst ein Anlaß eintritt den jeder ehrenwerthe Mann zu seinem

Vortheil auszubeuten mit seinem Gewissen nicht vereinigen könnte. „Der mit Gewerbsmitteln versehene Jude wird zu seinem Fabriksbetriebe nie Religions-Genossen aufnehmen, sondern christliche Arbeitermassen an Leib und Seele auszunutzen suchen, am Leib weil dieselben zu wenig um zu gedeihen und zu viel um zu verhungern ins Verdienen bringen, an der Seele weil bei solch systematisch herbeigeführter Verarmung nur ein seltener Charakter unbemakelt bleiben kann.“ Von einer Vorsorge für das geistige und sittliche Wohl seiner christlichen Werkleute sei bei jüdischen Fabriksherren nirgends die Rede, Sonn- und Feiertage machen in der Leistungspflicht der Arbeiter kaum einen Unterschied gegen die Wochentage. „Während an jenen Tagen von der Kanzel Worte des Friedens, des Trostes, der Belehrung ertönen, sind die Parias der Druck-Fabriken verdammt das Knarren der Walzen und die dumpfen Schläge auf die farbgetränkten Model zu hören. Und dann wollet ihr über die Ausschreitungen, über die Rohheiten und Gewaltthaten einer von allem Höheren ferngehaltenen Menschenclasse Zeter und Mordio rufen? Habt ihr nicht selbst das gute arme Volk zur Canaille gemacht?“

Wer hat die arbeitende Classe zu ihrer jetzigen Erniedrigung geführt? Nebst einigen Worten über die Juden-Emancipation. Von Franz Kargl Bürger und NÖ. 2 Bl. 8°, ohne Druckort. Andere Ausg. „seiner“ st. „ihrer“, Kragl st. Kargl. „Es gibt Fabriksbesitzer (glücklicherweise ist ihre Zahl eine geringe) die von ihren Arbeiterinen nicht allein die Hände zur Arbeit fordern, sie müßen auch den Leib preisgeben, wenn sie ihren Verdienst nicht verlieren wollen. Einfältige Bauersleute bringen ihr Mädchen in die Lehre. Es wächst auf, entwickelt sich und hat das Unglück seinem Lehrherrn zu gefallen. Sie verläßt später als geschändete und schamlose Dirne sein Haus, um einer ganz andern Beschäftigung nachzugehen, als wozu ihre armen Eltern sie bestimmt und nach Wien geführt haben“. Die Eigenthümer der Wiener Druckfabriken seien größtentheils Juden, und „es ist Thatsache, die Druckfabriken sind an Sonn- und Feiertagen vollauf beschäftigt“. Und da wollen die Juden über Druck klagen?! „Wer hat unser Geld? Wer hat die groẞartigsten Etablissements? Wird man unter dem Druck, unter der Nicht-Emancipation so reich? Was wird geschehen wenn der Druck verschwindet?“

Erwiderung auf das in der jüngsten Zeit factisch entwickelt sein sollende Judenpech, begründet auf die factische achtzehnhundertjährige Weltgeschichte; 2 Bl. 8° Vetterl in Prag. Der ungenannte Verfasser beruft sich auf das Zeugnis eines jeden „der je Gelegenheit hatte zu sehen wie der jüdische Aufseher in Fabriken, bei Pachtungen von Straßen- und Eisenbahnbauten u. dgl. mit christlichen Arbeitern umgeht; der aus Pflicht dienende Soldat wird sich gewiß keiner solchen Behandlung

eines gebildeten Vorgesetzten ausgesetzt sehen wie der freie Arbeiter unter Juden-Commando". Der Aufsatz zerfällt in einzelne Abschnitte: „Die Juden sind nicht kriecherisch", „Die Juden sind nicht feig" &c. alles in ironischem Sinne. Den Abschnitt: „Die Juden haben keine Vorurtheile" schließt der Verfasser mit dem Ausruf: „O jüdische Unverschämtheit, vergiß nicht ganz auf Damascus!"

S. auch Endlich S. 60: „Dabei geben sich diese Presser das Ansehen der leutseligsten gefühlvollsten Dienstgeber und vergessen nicht von dem erworbenen Blutgelde jährliche Beiträge an Armenvereine abzuliefern, welche letztere dies jedesmal mit dem gehörigen Pomp in den Zeitungen quittiren".

Wie in der Religion, so stehe auch in der Politik der Jude den andern Staatsbürgern als ein Fremder gegenüber. Sein Vaterland sei nicht da wo er geboren ist und sich aufhält, sein Vaterland sei in Asien, sei Palästina, das gelobte und ihm verheißene Land. Es sei daher bei ihnen Patriotismus, das wahre Heimats- und Vaterlandsgefühl wie bei uns andern nicht möglich. „Nie wird, nie kann der Jude in höherem Sinne ein Vaterlandsfreund sein". Was er für Patriotismus ausgibt und andere dafür halten, sei entweder Inconsequenz von seiner Seite oder Ausfluß fügsamer Rücksichtnahme auf die Verhältnisse unter denen er lebt und von denen er abhängt. In diesem letztern Sinne sei es ihm dann völlig einerlei wie sein Vaterland heiße und er werde es, wenn die Umstände andere geworden, mit einem neuen vertauschen, wie unsereins seinen Rock. Er sei das Fleisch gewordene Ubi bene ibi patria. Dabei sei es ihm immer und überall nur um sich und die Seinigen zu thun. „Wie jüngst jener Crémieux der dem abfahrenden Louis Philipp demüthigst den Wagenschlag geöffnet hat, um von dort weg in die Kammer zu eilen, sich an die Spitze der Republik zu drängen und als erste Maßregel die Gleichstellung seiner Glaubensgenossen für alle Stellen und Ämter durchzusetzen: so wird sich der Jude in allem und jedem nur auf seinen und der Seinen Vortheil bedacht zeigen, das Wohl seiner übrigen Mitbürger nicht beachten, wohl aber bei günstiger Gelegenheit auf Kosten derselben Nutzen ziehen". An der Erhaltung des Staates welchem er augenblicklich angehört liege ihm gar nichts. Der Jude werde gewiß zu jedem Umsturz die Hand bieten wenn sein Vortheil dabei herausschaut und stets dem huldigen der die Macht in Händen hat. „Man sehe sich vor, eine affectirte Anhänglichkeit und Treue nicht mit dem Gefühle wahrer Hingebung für Vaterland und Thron zu verwechseln!" Man werde nie einen Juden unter den Conservativen finden, hingegen unter den Revolutionären, unter denen die

auf den Umsturz losarbeiten, überall genug. Sehe man in Wien nicht sogar an der Spitze des „demokratischen Frauenvereines" die Namen von Jüdinen? Bisher habe, so wüst und wirr es hergehen mochte, noch keiner gewagt an dem Ruhmestempel unserer vaterländischen Geschichte zu rütteln. Das sei einem Juden vorbehalten geblieben, der damit das Gastrecht lohne das wir ihm in unserer Mitte gegönnt!

Ein ernstes Wort an die Gesetzgebung. Von einem evangelischen Geistlichen in Presburg; C. O. f. Juden Nr. 9 v. 28. Mai S. 123 bis 125: „Der orthodoxe Jude betrachtet als sein Vaterland d. h. das Land dem er eigentlich seinem innern Sinn nach angehört, nicht dasjenige in welchem er geboren ist, sondern Palästina wo der jüdische Staat wieder hergestellt werden soll. Dorthin steht seine Sehnsucht und sein immer erneutes Hoffen, weshalb er alljährlich das Passahfest mit dem Wunsche beschließt: Künftiges Jahr in Jerusalem. Von da holt er Erde und bewahrt sie als Heiligthum, dorthin richtet er sich in seinem Gebete, dort läßt er sich wenn es angeht begraben" ...

Schmule Wai! geschriren, jetzt fangen die Jüdinnen a schon an. Wien 29. September; 1 Bl. fol. Lell. Gegen den demokratischen Frauenverein, in welchem „die grauße Frau Wertheimer, die Perle der Judenschaft, die Judith oder Zortele wie sie haßt", als Präsidentin, „vielleicht auch Alterspräsidentin", und „die deutsch jüdische Jungfrau, die Ehr'n- und Tugendsame Fraule Lori Kail" glänzten; „ihnen wird gesetzt werden a Monüment so hoch wie der Berg Sinai und so grauß wie die Stadt Wien selbst. Darum sollen sie leben die Frau Präsidentin und die deutsch jüdische Jungfrau, und sie sollen wieder schön werden und wieder jung, damit sie gedeihen in Gottes herrlicher Welt, zum Frommen und Nutzen und zur Fraid fürn demokratischen Männerverein" ...

Geschichte der Dynastie Habsburg. Von Mathias Emanuel Löbenstein. 1. Heft. Wien Überreuter im September 1848; gr. 8°, 23 S. Eine Brand- und Schandschrift gegen das regierende Haus! „Bis jetzt haben in Österreich käufliche Seelen die Geschichte der Habsburger geschrieben, dienstbeflissen um die Schläfe eines jeden dieser Regenten des Ruhmes Lorbeer zu winden. Bis jetzt haben Knechte den Bürgern vorerzählt wie glorreich die Dynastie Habsburg geherrscht ... Wir werden diese Behauptung prüfen; wir werden diese Ruhmesgestalten beleuchten und sehen ob sie die Tageshelle der Wahrheit ertragen, oder ob nicht die Erzählungen von Beglückung der österreichischen Völker durch ihre Fürsten ein trauriges Märchen sei" (sic! S. 5). Der Verfasser behandelt Rudolf und Albrecht. Jener ist ihm „der Begründer einer neuen deutschen Politik, und womöglich neuen Schimpfes, neuer Erniedrigung des deutschen Vaterlandes" (S. 8). Um die Kaiserwürde zu erbeuten, „nur ein niedriges Familieninteresse im Auge habend", erkaufte er die Stimmen der deutschen Fürsten mit Gold das „auf jeder (sic!) Weise aufgetrieben" und wofür „Schulden contrahirt werden mußten", und „verkaufte" seine Töchter, deren ihm seine Gattin sechs

geboren hatte, „als Gattinen an die Fürsten deren Wort ihn zum Kaiser erheben konnte“ (S. 10). Seinen Sohn Albrecht kennzeichne „Rohheit ... Er besaß nicht die Genialität der Verruchtheit; er war ein gemeiner Bösewicht, einer jener hämischen Kobolde die verthiert mit verächtlicher Stumpfheit das Böse zu vollbringen suchen, ein grimmiger Satyr“ (S. 18) ... Ein 2. Heft ist nicht erschienen; der beste Beweis daß sich die Wiener Bevölkerung mit Ekel und Abscheu von dieser schmutzigen Waare abwandte!

Über die schmählichen Ausfälle gegen die Kaiserin-Mutter in Engländer's „Katzenmusik“, in Ungár's „Tageblatt“ und in Löbenstein's „Der Unpartheyische“ s. Jahrbuch 1886 S. 119 f.

Man schaue doch was für einen Gebrauch die Juden von der Freiheit die uns, wie sie sagen, ihre Leute verschafft haben, zu machen wissen! „Bei der allgemeinen Stockung von Handel und Verkehr, bei dem Sinken der Papiere, dem Verschwinden des Silbers, machen sie die besten Geschäfte“. Was sei es denn mit der Agitation die seit den Märztagen künstlich in Scene gesetzt wird? Etwa die Begeisterung für verfassungsmäßige Zustände, für liberale Ideen und Institutionen? Beileibe nicht! „Man garantire ihnen die Emancipation unter der Bedingung daß sie eine vollständige Reaction hervorrufen, und sie werden schneller sicherer, mit mehr Schlauheit und Frechheit eine Reaction zuwege bringen als alle Aristokraten von ganz Deutschland“. Und warum streben sie mit so heißem Eifer nach Emancipation? „Sie wollen jüdische Minister, jüdische Fürsten, jüdische Regenten, um nach der Lehre ihres Talmud den Gojim die Köpfe zertreten zu können.“

Haupt Was wollen die Juden? Aus Anlaß der eben damals im Zuge befindlichen Petitions-Bewegung (s. Jahrb. 1883 S. 62 bis 65) heißt es: „In diesem Augenblicke wo wir alle mit herzlichem Vertrauen schweigen, drängen sich jene Leute hervor die überall da sind wo etwas zu gewinnen ist und nichts zu verlieren steht. Ein ‚Geschäft‘ wollen sie machen mit eueren Unterschriften, ein Geschäft das freilich das beste wäre, ein Anfang zu vielen andern Geschäften“.

Hubert Müller Bittere Wahrheiten (s. Jahrb. 1883 S. 149 f.): „Sie wollen herrschen und alle andern Confessions-Genossen unterjochen. Sie wollen sich in die Ministerien und auf hohe Posten drängen, sie wollen nur Juden als Machthaber und Gebieter erblicken, alle übrigen Staatsbürger tyrannisiren und zu arbeitenden Knechten machen. Die Juden wollen mit ihrem Gelde die Herren der Welt sein und im Müßiggange schwelgen, während die Christen für sie arbeiten sollen. Um diese Idee zu realisiren würden die Juden, wenn es anginge, alle Regierungen umstürzen, Republik und Anarchie hervorrufen und ohne Mitleid ganze Berge von Christenleichen übersteigen“.

Gassen-Ztg. Nr. 2 vom 5 Juni S. 8: Constitutionelle Ecksteine. 1: „Die Juden werden in wenig Wochen die Christen (wörtlich genommen) ausgezogen haben. In großen Bündeln schleppen sie die Kleider aus den Häusern der Vorstädte in ihre Kammern, und wenn die Noth lang fortdauert und ihre Vaterlands- und Nächstenliebe nicht zunimmt, so wird Israel zwei Kammern voll und wir keine Kammer und keinen Rock haben. Ja Israel wußte schon vor drei Monaten daß die Zeit der Banknoten kommen wird, darum hat es jetzt viele Zwanziger zu putzen, zu beschneiden und zu durchlöchern, während uns die neuen Bankscheine zu bewundern übrig bleiben".

Die Zudringlichkeit und Aufschneiderei, womit die Juden ihre in den Märztagen angeblich aus Patriotismus und Aufopferung für die Freiheit ihrer Mitbürger gefallenen „Helden" herausstrichen, boten der Satyre reichen Stoff. „Wissen Sie schon die G'schicht' von die heldenmüthigen 600 Jüden die gefallen san, und die G'schicht' von Herrn Spitzer?" fragt Aaron in „Eisele und Beisele als Liguorianer" (s. Jahrb. 1883 S. 98). In „Der verlorne Zopf oder fort sind die Philister; a wahre Komödie zum lachen" (15 S. gr. 8° Wenedikt) erzählt Isaak seinem Weibe die Begebnisse vom 13. März, worauf Sara ausruft: „Jetzt wer mer ach Emancipation kriege, weil der Isaak ach dabei war, er hat ach schießen seyn, und hätt ach erschossen wern können, wenn ihm hätt getroffen a Kügel" ... In dem oft erwähnten Flugblatt: „Nur keine Juden-Emancipation" hieß es u. a.: „Wir müßen die Juden denn doch daran erinnern daß viele von ihnen so unverschämt sind, jetzt wo uns alle Vorfälle und die Urheber derselben noch so lebhaft vorschweben, das Gerücht auszustreuen daß man alle wohlthätigen Reformen nur ihnen zu danken habe".

Die Juden stützen ihre Forderung der Gleichstellung mit den Christen auf den Satz: „Wir tragen alle Staatslasten wie ihr!" Ist das richtig? fragten ihre Gegner. Steuern sie in der That zu den finanziellen Bedürfnissen des Staates im richtigen Verhältnisse zu ihren kolossalen Reichthümern bei? „Wenn schon die in den Hauptstädten wohnenden Juden zur Verzehrungssteuer gleich den Christen beitragen müßen, so trägt der dort wohnende Taglöhner nicht weniger dazu bei als der Millionär ohne Grundbesitz und Gewerbe; ja der erstere der um zu leben arbeiten muß bedarf noch mehr Verzehrungsgegenstände wie der nichtarbeitende Reiche und muß daher auch mehr Verzehrungssteuer bezahlen als dieser". Wie stehe es erst mit den Staatsbeiträgen von dem unermeßlichen beweglichen Vermögen der Juden im Vergleiche zu den oft so drückenden Abgaben des christlichen Arbeiters und Handelsmannes von seinem Lebenverdienst! Was aber den andern Theil der Staatslasten betrifft, die Blutsteuer, leisten die Juden wirklich der Kriegspflicht in gleichem Verhältnisse

genüge wie die christliche Bevölkerung? Ist es nicht vielmehr bekannt daß sie sich derselben, wo es nur immer angeht, entziehen, wenn sie nicht ihre Körperbeschaffenheit von vorn herein für diesen Dienst untauglich macht? Zu ihrer Scheu vor körperlicher Anstrengung tritt hier ihr Respect vor der blanken Waffe. Es wirkt aber noch ein dritter Factor mit: eben jener schon erwähnte Mangel an aufrichtiger Vaterlandsliebe. Den traurigen Beweis dafür liefert die jüdische Presse von Wien die, während der österreichische Patriot mit Grillparzer in Österreichs tapferem Heere den Hort und die Hoffnung des Kaiserstaates erblickt, keine Gelegenheit vorübergehen läßt das militairische Ehrgefühl zu verletzen, die Thaten der italienischen Armee und deren greisen Führers herabzusetzen, Mistrauen zwischen der Civilbevölkerung und der Garnison zu säen.

Hans Jörgel 32. Hft. vom 28. September S. 3: „Der Schwager muß aber nit glaub'n daß sich die sogenannten Volksbeglücker kühn mit an die Spitze stellen! Gott bewahr, sie huſſen nur und zieg'n dann ihren Kopf aus der Schling! Die beste Gelegenheit hat man wenn man da manche Juden beobachtet, wie die immer lärmen und schreien, wie s' bei jeder Veranlassung wo keine Gefahr is, sich an die Spitze stell'n und an das Volk ihre aufrühreriſchen Reden halten; wann's aber merken es kunnt losgeh'n, da sein s' die ersten beim davonlaufen". Vgl. „Wiener Katzenmusik" Nr. 32 S. 124: „Eine bescheidene Meinung die Judenfrage betreffend", wo erwähnt wird, es gebe nicht wenige welche die Besorgnis hegen die Juden könnten Revolution machen, welche Besorgnis das von S i g m u n d E n g l ä n d e r geleitete Blatt mit dem charakteristischen argumentum ad hominem widerlegt: zum Revolutionmachen gehöre Muth und „Muth ist einmal nicht die jüdische Nationaltugend".

Am 15. Juli Z. 12845 erließ das Złoczower Kreisamt an den israelitischen Gemeindevorstand von Brody den gemessenen Auftrag die Recrutirungspflichtigen stellig zu machen. Als die Bitte, die Abstellung des Contingents „bei der drohenden Cholera" auf einen andern Zeitpunkt zu verschieben, von der Behörde abgeschlagen wurde, reichte der Gemeindevorstand seine Entlassung ein, 21. Juli Z. 397, was jedoch vom Kreisamt nicht angenommen, 8. August Z. 13794, vielmehr neuerdings befohlen wurde die Assentirung zu betreiben, 12. August Z. 14492. Fünf Tage später rückte am frühen Morgen eine Abtheilung Militair in die Stadt ein, die alle Häuser wo stellungspflichtige junge Leute wohnten durchsuchten und ihrer d r e i h u n d e r t auf den Assentplatz brachten, von denen aber n i c h t e i n e r dienstfähig befunden wurde; C. O. f. Juden Nr. 23 S. 253, Nr. 27 S. 277, Nr. 31/32 S. 308 f.

J. B. Die Freiwilligen-Corps nach Italien; C. O. f. Juden Nr. 2 vom 7. April S. 31. Der ungenannte Verfasser behauptet, diese Schaaren zählten „sicherem Vernehmen nach einige hundert Juden . . .

Gälte es einen Zug nach Rußland, dann erst sollte man sehen ob wir feig sind — und man wird es sehen!"... In Wahrheit gab es unter den Wiener Freiwilligen nach Italien vielleicht zwei bis drei Juden; bei den steirischen und tyrolischen Freiwilligen konnte von jüdischen Mitstreitern schon darum keine Rede sein, weil es in diesen beiden Ländern damals überhaupt so gut wie keine Juden gab. Jene „einige hundert" im C. O. f. Juden waren also die unverschämteste Aufschneiderei die sich denken läßt. Vgl. Gegenwart Nr. 78 vom 4. April S. 312: Wie reime sich wohl die von den Juden und ihren Vertretern so vorlaut gerühmte Vaterlandsliebe mit der Thatsache „daß bei dem allgemeinen Aufruf an alle Patrioten ein Frei-Corps zu bilden sich unter 2000 Angemeldeten blos ein, sage ein einziger Jude befindet? Ist das vielleicht auch der fünfzigste Theil?"

Frische Judenkirschen.

Motto: Euer Maaß ist voll. Das Volk.

Von F. X. Steinbach, Neubau Nr. 321; 1 Bl. fol. Sell: „Während unsere Soldaten für die gute und gerechte Sache kämpfen und bluten, suchen hier jüdische Aufwiegler das Volk gegen das Militair zu hetzen und blutige Scenen hervorzurufen. Wer liest nicht mit inniger Empörung die in den Journalen ‚der Radicale', ‚die Katzenmusik', ‚der Freimüthige', ‚der Demokrat' ꝛc. von den nichtswürdigsten Juden herrührenden Pamphlete gegen die Armee! Wer war es der nach dem großen Verbrüderungs-Feste im Augarten, wo doch die ehrenhafteste Gesinnung unseres Militairs nicht verkannt werden konnte, sich alle erdenkliche Mühe gab in jedem Worte eine Zweideutigkeit zu finden und alles zu verdächtigen? Eine Horde frecher Juden die ihren schmutzigen Geifer in der Kloake des ‚Demokrat' ꝛc. ausspie!"

Überhaupt wer habe in Wien und in Pest, wo die Juden in der Journalistik dominiren, die mit Recht so genannte Schandpresse ins Leben gerufen und halte für Muth was andere als Frechheit erkennen? „Der Jude vermag alles was solide Leute nicht vermögen, und darin liegt auch das ganze Geheimnis seiner Intelligenz. Die allgemeine Verwirrung unserer gesellschaftlichen Zustände verwundet jedes patriotische Herz, nur berührt sie nicht jenes der literarischen Gauner. Haben sie doch ohne Schonung für die Ehre des Vaterlandes das ganze österreichische Volk in den heiligsten Gefühlen schon oftmals verletzt! Verletzen sie nicht täglich was der übrigen Menschheit ehrwürdig ist? Lästern sie nicht Personen die jeder Ehrenmann hochschätzen muß? Und es ist nicht Zufall daß es stets nur Juden sind". Ihren Christenhaß zu bemeistern seien sie so wenig im Stande daß sie jetzt, wo wir die Öffentlichkeit und das freie Wort besitzen, trotz ihrer numerischen Minderheit keine Gelegenheit vorübergehen lassen gegen das Christenthum zu Felde zu ziehen, die christliche Kirche

[illegible] wurde [illegible]

[illegible]

[illegible]

Honorar ihrer Herausgeber und Schreiber zu halten. Wir haben diesen Blättern nicht das mindeste gute zu verdanken; denn sie haben blos eine Höllensaat ausgestreut die dem armen Wien noch das Lebenmark aussaugen kann". Da Breier bei dieser Gelegenheit auch Ebersberg angegriffen hatte, so wird ihm vom Laibacher Correspondenten entgegnet: „Herr Ebersberg hat gleichsam als letzter Ritter Stand gehalten gegen die heulenden Schakale der Wiener Kloaken-Literatur und einen Muth bewiesen wie ihn St. Georg gegen das Höllengewürme bethätigt. Zum wärmsten Danke sind wir Herrn Ebersberg dafür verpflichtet daß er die Welt aufmerksam macht, wie die schändlichsten Erzeugnisse der Presse Juden zu Verfassern haben".

Die Juden gegen ihre eigenen Schriftsteller. 1 Bl. fol. Lell. Der ungenannte Verfasser zollt der Absicht und Gesinnung Walter's (s. oben S. 60) alle Anerkennung, weiset aber anderseits auf den „widerwärtigen fast ekelerregenden Wort- und Carricaturen-Streit zwischen den Herren Engländer und Ebersberg", auf die Angriffe Ebersberg's gegen „einen gewissen Herrn Breier", und meint schließlich, die Juden könnten ihren Schriftstellern den Mund nicht schließen.

Leidens- und Freudensgeschichte eines kleinen Journalisten im Großen oder Moses Goldwolf Rubin; 4 Bl. gr. 8⁰. Gegen Saphir, wie es scheint, von einem seiner neidigen Glaubensgenossen. Erbärmlich wässerige Witzreißerei.

Ein Wort an die Juden; 1 Bl. fol. Lell. Gegen die „Schimpf-Placate" gerichtet: „Wir stören die Juden nicht in ihrer Religion und niemand schimpft über ihre Rabbiner, während die Juden über unsere Religion und unsere Geistlichen schandvoll schimpfen. Wenn wir etwas über unsere Geistlichen haben, so werden wir es schon selber ausmachen, wir brauchen das Judengesindel nicht dazu".

Es wurde schon früher (Jahrb. 1886 S. 144 f.) die Profanation christlicher Formeln und Gebete erwähnt, denen man in Judenblättern und nach diesem Vorbilde auch in andern begegnete. So brachte die „Katzenmusik" Nr. 16 vom 6. Juli S. 62 „die Glaubensartikel des allerneuesten Testaments", darunter „1) Ich glaube fest und wahr daß es nur einen Weg zum Heil der Völker gibt, den Weg aber dürfen meine Lippen nicht nennen und meine Feder darf ihn nicht schreiben, weil ich sonst einen Preßproceß bekäme den ich nicht gewönne", womit handgreiflich auf die Republik hingewiesen war; „4) Ich glaube fest und wahr an die Unfehlbarkeit der Kozaken Baschkiren und Kalmüken; 6) Ich glaube fest und wahr an das Auferstehen der todten — Bureaukratie und Aristokratie" ꝛc. In Pest bei Rudolf Eisenfels erschien eine „Große Litaney im Gottestempel der reinen Vernunft zu Ehren der heiligen Jungfrau Freiheit", unterzeichnet: „Im Namen der Dreieinigkeit des deutsch-ungarisch-italienischen Völkerbunds" vom „Verfasser des Placats: Kaiser Ferdinand's Beichte"; 1 Bl. fol. So finden wir im (Grätzer) Freisinnigen Nr. 26 vom 20. Juli S. 104 das „Glaubensbekenntnis eines naiven Politikers: Ich glaube an den Kaiser, Schöpfer der Banknoten und Lotterien" ꝛc.; in der Nat. Ztg. Nr. 3 vom 22. S. 10 ein „Vater unser" von Johne: „O Erzherzog Johann unser Retter,

unser Freund, der du bist in Wien, geheiligt werde dein Name" 2c.; im „Demokrat" Nr. 174 vom selben Tage „die Zehngebote der Freiheit" u. dgl. m.

Herrn Mahler's neuester Geniestreich.

Motto: Eine vollkommene Büberei ist auch eine Vollkommenheit! Schiller.

(Unterzeichnet: Eine Gesellschaft von Besonnenen und Gutgesinnten in der Stadt); Zuschauer Nr. 144 vom 9. September S. 1160: Mahler habe „ein wirklich großartiges Mittel erfunden der Schlinge des Preßgerichtes zu entgehen. Die Rubrik ‚Eingesendet', welche oft mehr als den vierten Theil dieses ächt wühlerischen Sudelblattes einnimmt, enthält obenan immer die Bemerkung, daß für den Inhalt der Einsendung ausschließlich der Einsender verantwortlich sei. In dieser Rubrik finden sich neben zahllosen Schändlichkeiten immer auch einige die unfehlbar von der Feder des Herrn Mahler herrühren. Für den Fall daß der Staatsanwalt einschreiten wollte würde Herr Mahler mit einem MS. auftreten das von unbekannter Hand geschrieben ist. Der Brief wird mit dem Namen des Schreibers und mit genauer Angabe des Wohnortes versehen sein; wollte man aber nachfragen so würde man gewiß finden daß in dem bezeichneten Hause nie ein Individuum dieses Namens gewohnt habe. Herr Mahler würde bedauern diesen Artikel aufgenommen zu haben und sich entrüstet stellen daß er mystificirt worden sei".

Janotyckh Federzeichnungen II S. 135—139: „Es durfte nicht Wunder nehmen wenn jene Gänsekiele, die bis jetzt (vor den Märztagen) in unzähliger Menge blos mit enkomiastischem Vergötterungslärm und Lobhudelgetöse für bankerute Komödianten, ausgesungene Kehlen und invalide Tänzer auf dem Papier herumgefahren waren, (jetzt) von dem politischen Fieber mit ergriffen, ihr sehr armseliges belletristisches Gesammtwirken an den Nagel warfen und sich berufen glaubten nun auch in das rollende Rad der Zeit lenkend mit eingreifen zu dürfen. Diese journalistischen Gauner wären im Stande, wie ein geistreicher Schriftsteller sehr treffend bemerkt, mit den Gebeinen ihres eigenen Vaters Domino zu spielen und dessen Asche zu Streusand ihrer schamlosen Lügen und Verleumdungen zu nehmen, wenn damit nur das erreicht war wornach sie strebten: Füllung ihrer Taschen und Berühmtheit zu erlangen, i. e. berüchtigt zu werden". Der Verfasser führt Beispiele an in welch aufreizender und frecher Weise die deutsch-jüdische Journalistik von Pest namentlich das k. k. Militair, diesen „spitzigsten Dorn im Auge aller von den Rebellen gedungenen Federhelden" zum Ziele seiner Angriffe machte; wie Wysber nach der „Ofner Blutnacht", wo er aus 3 Opfern einer blutigen Casernen-Schlägerei nicht weniger als 30 machte, geradezu den Galgen für die Officiere des Infanterie-Regiments Ceccopieri, „diese elenden treulosen Hunde", verlangte (S. 151—154); wie die „Opposition" und „der Ungar" die verruchte Schlächterei des Grafen Lamberg am 28. September als die gerechte Strafe eines Verräthers darstellten (S. 163, 166); wie „der wahre Ungar" an die glorificirende Mittheilung vom Ende Latour's die Nutzanwendung knüpfte;

„Jelačić wird auch hängen. Möge diese Prophezeiung in Erfüllung gehen!“ (S. 170 f.) ꝛc. ꝛc.

Die Juden tragen den Fluch der Bibel, aber die Christen tragen ihn durch sie mit; denn sie haben von ihnen angezogen, ohne es zu merken, geschweige denn zu wollen. Man gebe dem Juden alle Rechte der andern Staatsbürger oder nicht, so wird dadurch jener drückende Zustand nicht aufgehoben, ja nicht einmal verändert. „Der menschliche Geist, sagt der Franzose Bergier, hat sich ganz auf die Rechenkunst verlegt und berechnet nun eben so die Vortheile einer neuen Denkungsart wie er den Ertrag eines neuen Handels oder eines Erwerbszweiges zu schätzen pflegt; bald wird man fragen wie viel die Tugend koste, und dann gewöhnlich urtheilen daß sie zu theuer sei.“ Der jüdische Geist, der unser praktisches Christenthum um seine ursprüngliche Reinheit gebracht und den klügelnden rechnenden speculirenden Verstand an dessen Stelle gesetzt habe, kümmere sich nicht um die Entwicklung des Staatslebens, ehre weder die Anstrengungen und edlen Thaten der Väter, noch wisse er etwas von einer Verpflichtung für die Nachkommen; „er wühlt hamstermäßig in dem Bestehenden herum und würde jedes Denkmal der Vorzeit ohne Bedenken vernichten um an dessen Stelle eine Fabrik hinzubauen, die seinen Säckel bereichert. Man vergesse niemals daß das Judenthum bis auf den heutigen Tag keinen andern Fortschritt, kein anderes Ideal, keine andere Vollkommenheit anerkannt hat als den gemeinen Materialismus des Calcüls, des goldenen Kalbes; daß jedes höhere Streben, alle edleren Leidenschaften der Völker für das Judenthum nur Mittel sind den Triumph dieses tödtlichen Principes zu entscheiden“.

Endlich Einfluß der Juden ꝛc. Wie stark der jüdische Geist in Handel und Wandel um sich greife, könne man an den heutigen Tages so beliebten Industrial-Gesellschaften beobachten. Die Juden suchen dabei gewisse renomirte christliche Namen in den Vordergrund zu stellen, während die eigentliche Besorgung der Geschäfte in den Händen von einer oder zwei Personen liege, die gewöhnlich Juden von höherer Stellung im Handel seien. Auch wo es auf fachmännisches Wissen ankomme, würden als technische Consulenten, als Inspectoren oder Directoren häufig Christen angestellt und mit Gehalten bedacht die sie als Staatsbeamte nie erlangen würden; dafür müßten sie aber, wo ihnen irgend eine Revision oder Controle aufgetragen werde, den Befund stets so wie man es ihnen vorher merken lassen, geben und mit Schrift und Siegel zum Beweismittel stämpeln. Auf sittliche Eigenschaften, auf unbescholtenes Vorleben werde nicht weiter gesehen; im Gegentheil man glaube solche besser in der Hand zu haben und als die gefügigsten

Werkzeuge gebrauchen zu können, deren bemakelte Vergangenheit ihnen nicht leicht eine andere Laufbahn zu erschließen im Stande wäre. „Es ist Thatsache", heißt es S. 62, „daß bei einer einzigen Anstalt dieser Art mehrere Beamte erster Reihe und mehrere andere (deren Namen wir nennen wenn es gewünscht werden sollte) fungiren die theils als Sträflinge in den öffentlichen Criminalgefängnissen saßen, oder sich doch in Criminaluntersuchung befunden haben und ab instantia losgesprochen worden sind."

Um Gotteswillen emancipirt die Juden! Geschrieben von einem welchem nichts dafür gezahlt wurde. Wien den 25. September 1848 J. Bader; 1 Bl. Quer-fol. Unterzeichnet „Georg Mahler, ein Jude" mit der Anmerkung: „d. h. ich bin eben so wenig ein Jude als ein Herr Löppelstein oder Knöpfelstein ꝛc. oder ein anderer Judenloberzeuger und Judenpreiser ein Christ, wenn er es auch tausendmal unter seinen Namen schreibt. Übrigens bitte ich mich nicht mit dem seiner Ehrenhaftigkeit Redlichkeit Gesinnungstüchtigkeit und sonstiger Tugenden bekannten Moriz Mahler zu verwechseln!" Gleich sarkastischen Geistes ist der ganze Inhalt. Alles gute im Staate und in der Gesellschaft habe man den Juden zu danken. Den Staat hätten sie durch Herleihung von Millionen vom Abgrunde gerettet. Und was die Einzelnen betreffe, wer könne sagen je von einem Juden betrogen worden zu sein? „Wenn ihr die Juden emancipirt, so geschieht es gewiß nur zu eurem eigenen Vortheil; denn dann werdet ihr neben jedem Christenkaufladen mehrere Judenkaufläden haben, und das wird euch aus eurer Apathie und Faulheit aufrütteln".

Mit der Unentbehrlichkeit der Juden wegen ihres Geldes und ihrer Geschäftsthätigkeit habe es seine guten Wege. „Man blicke nur nach jenen christlichen Ländern wo von dem Juden mit seinem Säckel fast keine Spur ist und die doch gut, ja viel besser bestehen als jene wo der 70. oder 50. Mensch ein Jude ist und bald der 40. und 30. einer sein wird. Pfui über die Unentbehrlichkeit des Juden, weil er krampfhaft fast immerfort mit seinen Händen den Geldbeutel umschlossen hält, wie auf allen Gemälden des Abendmahls der Verräther Judas sitzt". Auch brauche man sich gar nicht zu fürchten, daß sie in Masse auswandern und mit sich ihre großen Capitalien aus dem Lande ziehen werden. Sie werden ebenso wenig nach America gehn, als sie ihre zu einem Glaubensartikel erhobene Rückkehr in das gelobte Land je in Ausführung bringen werden. Die Sehnsucht nach Palästina wird ewig ihr frommer Wunsch sein, es wird aber stets beim Wunsche bleiben, zur That wird es nie kommen. Es geht ihnen bei uns zu gut. Wenn heute, wie einst durch Kaiser Julianus Apostata, der Versuch gemacht würde die Juden ein eigenes Staatswesen gründen zu lassen, er würde wie damals mislingen. Das Judenthum hat nicht die

Elemente dafür in sich, nicht blos darum weil ihre fast ausschließliche Beschäftigung mit dem Handel sie jeder Arbeit mit andauerndem körperlichen Kraftaufwand abwendig gemacht hat, sondern auch durch jenen eigenthümlichen Geist der in der Negation seine Stärke hat, aber nichts positives zu schaffen im Stande ist. Es ist nichts aufbauendes, es ist durchaus nur zersetzendes in diesem Geist.

Der Jude m. d. Barte S. 25 f. über den „Tische b'Ow" was eine blose Heuchelei sei: „Da sitzen sie (in der Synagoge) und thun als trauerten sie um Jerusalem welches im Staube liegt. Welche Sehnsucht haben sie nach dem alten Glanze ihrer Ahnen? Ihr Dichten und Trachten beschäftigt ganz was anderes. Wenn der Befreier jetzt käme, die würden gewiß nicht in seinem Gefolge übers Meer ziehen. Welcher Profit wäre da zu machen? Selbst der alte Rabbi würde Schwierigkeiten machen so knall und fall mitzureisen, sich entschuldigend mit der Unveräußerlichkeit seines Rabbi-Leibgedings, jener Realität deren Besitz im Abendlande ihm niemand anstreitet und deren Transport in das Morgenland gewiß große Beschwerden verursachen würde". So auch ebenda S. 241

Ls. Anthur (Arthur?) Juden Tritsch-Tratsch oder: Warüm steckt der Herschel seine Nase überall hinein?!! 1 Bl. fol. Lell (zum 1. August, welches Datum ein Flugblatt trägt, dessen erste Seite gleichlautend, die andere aber mit einem andern Flugblatt: „Der Bürgerkrieg in den österr. Staaten"; unterzeichnet J. W—r, verwechselt ist): „Denk dir nur, lieber Herschel, bist du von den Ufern des Nils nach Österreich gekommen, so wird dir Jehova auch noch weiter helfen, und wenn du auch noch nicht emancipirt bist, so lebst du doch weit besser und ruhiger als deine Vorfahren unter dem König Pharao und als tausende deiner Zeitgenossen".

Endlich a. a. O. S. 4, 44, 49 führt den Satz aus, warum die Juden keinen eigenen Staat bilden können. Die Mängel im christlichen Staate mit Scharfsinn herauszufinden, werde dem Juden gelingen, nie aber für sich einen Staat zu bilden. Es sei das Verhängnis des Juden kein selbständiges Gemeinwesen mehr schaffen zu können, es sei sein Beruf sich schmarotzend jedwedem fremden Gemeinwesen anzuhängen und einzuleben. „Das Judenthum kämpfte stets gegen das ihm aufgebürdete Joch, und doch fand es nur in selbem sein Lebensprincip. Wie das Eisen vom Rost, das Holz vom nagenden Wurm, die Flüßigkeit von der Fäulnis angegriffen wird, so begleitet das jüdische Volk das Staatsleben der christlichen Nationen: mit demselben Recht, mit derselben Ausdauer, mit denselben äußeren und inneren Wahrzeichen begannen die Juden an den gesunden Staatskörpern ihr Zerstörungswerk". Wenn sie ein eigenes Staatswesen gründen wollten, so würden sie „bei Abgang ihres eigentlichen Lebens-Elements, des wurmartigen Zehrens von fremdem Gute, bald zugrunde gehen müßen. Das Unglück das jüdische Volk unter den Christen behalten zu müßen, ist leider so groß als es unabänderlich ist". Vgl. Hans Jörgel 8. Heft v. 8. April S. 4 f.: „Ich frag alle Juden dö die Sach ruhig überlegen, sie soll'n mir sag'n, wann ihnen

ein Land ang'wiesen wurd wo's alle mitsammen leben müßten, wurden's dös eingeh'n? G'wiß nit. Denn das erste was die Juden nit thun wollen, dös is arbeiten. Der Ackerbau lieget einmal schon ganz darnieder; mit den Professionisten, vorzüglich mit schweren Arbeiten, wird's a nit besser ausschauen; jeder will nur handeln, speculiren, und ein Land mit lauter Speculanten kunnt' sich g'wiß nit lang halten".

Traue man nur ja nicht den Vorspiegelungen von einem Besserwerden, wenn einmal die Emancipation zur That geworden. Die Juden werden ebenso wenig je andere werden als sie je andere gewesen sind. „Es ist, geradezu gesagt, eine wissenschaftliche Lüge — geschichtliche Unkenntnis ist es nicht — wenn beschnittene und unbeschnittene Juden behaupten der Schachergeist der Juden sei eine mittelalterliche Erfindung, ein Bankert ungerechter christlicher Unduldsamkeit. Die Geschichte der hellenischen Juden, und die ist doch keine mittelalterliche Erfindung, weiß es anders zu erzählen". Die Vergangenheit warnt mit aufgehobenem Finger vor der falschen Münze der Versprechungen künftiger gemeinnütziger Leistungen, womit als Kaufgeld sich die Juden das Hausrecht gleicher Berechtigung mit den christlichen Mitbürgern einschmuggeln möchten. Welchen wunderbaren Umschwung der Gesinnung müßte man bei einem Volke voraussetzen, wollte man von ihm, das eine solche Vergangenheit hinter sich hat, eine bessere Zukunft hoffen! „Kann der Jude die Sitte ehren die er nur in der äußern Form sich anzueignen vermag, und Gebräuche lieben die er im Herzen verabscheut? Wo ist der Anknüpfungspunkt zwischen Jude und Christ?" Auch wird der Jude seinerseits diese Schranke, vielleicht ohne es zu merken, jedenfalls ohne es merken zu lassen, stets aufrecht erhalten. „Wenn wir ihnen auch die Arme brüderlich öffnen, so werden gewiß die Juden uns nicht ein gleiches thun; w i r werden sie unter uns aufnehmen, s i e aber uns nicht unter sich. Ihre Religionsgrundsätze machen hier strenge Absonderung zur Pflicht, abgesehen von jenem Satze der ihnen Christus als gemeinen Betrüger darstellt und ihnen befiehlt dort zu hassen wo wir lieben, zu verachten was wir anbeten".

Was ist es denn eigentlich mit den Juden? nämlich mit ihrem National-Charakter und mit ihren Schicksalen in den verschiedenen Ländern, besonders im Österr. Staate (Auszüge aus größeren Werken). Wien u. Linz 1848 Klopf und Eurich; 35 S. 8⁰: „Dieser vaterlandslose Volksstamm mit seiner asiatisch-africanischen Physiognomie" sei in allen Welttheilen dem Handel, dem Geschäftemachen, dem Schacher ergeben, was ihnen keineswegs erst in den christlichen Staaten aufgedrungen worden; „sie waren in ihrer ursprünglichen Heimat dazu erzogen". Der Jude sei

sich seit achtzehnhundert Jahren gleich geblieben „unvertilgbar und unvermischt, treu seinem Wesen und Charakter, fest in seinen Sitten und Religions-Satzungen, ausgezeichnet durch Mäßigkeit Witz Thätigkeit und Geduld, Beharrlichkeit im guten und schlechten, Genossenschaftlichkeit Mobilität, kaufmännische Gemüthslosigkeit Sparsamkeit und Habsucht".

Der härteste Eckstein aus der Brigittenau; 3 S. kl. 8° (ohne Angabe des Druckortes): „Jude bleibt Jude. Emancipirt ihn oder nicht, getauft oder ungetauft, er bleibt Jude". Einen Beweis hievon liefere „der Herr der Brigittenau"; Beispiele seiner Geldgier und Härte an dem Großhandlungshaus Steiner, an dem Familienvater Trey, an dem armen Viehmaier Haderlein rc. In dem o. a. Funk'schen „Verzeichnis der Vielpercentigen" heißt es S. 16: „Herr Eckstein K. S. zieht ganz anders an den Wienern als der Kirchtag in der Brigittenau".

Der Jude mit dem Barte S. 142, 235. Auf die Klage Leopold's „Die mittelalterliche Barbarei" stecke noch in der Masse der christlichen Bevölkerung, antwortet Benjamin S. 217 sarkastisch: „Ja, wie ich doch so vernagelt sein konnte, die Quelle der gründlichen Verachtung nicht auffinden zu können, mit der die heidnischen Griechen und Römer die unter ihnen zerstreut wohnenden Juden mit Füßen traten! Jetzt gehen mir die Augen auf. Die Rückwirkung war's der christlich mittelalterlichen Barbarei welche die Juden den Heiden so verächtlich machte. Natürlich, die mittelalterliche christliche Barbarei warf sich der heidnischen Bildung auf die Lunge, und dieses Lebensorgan bekam einen unheilbaren Leck. Daß die Art aller Lungensüchtigen ist grämlich zu sein, wer kann dafür? Aber eine so schwindsüchtige Bildung ist noch griesgramiger, als die gesundeste rohe Barbarei gewaltthätig ist. Stell' dir nur vor, die von der christlich mittelalterlichen Barbarei hektisch gemachte heidnische Überfeinerung ging in ihrer krankhaft aufgeregten bösen Stimmung so weit, die Christen der ersten Jahrhunderte mit den Juden zu vermengen, und all ihren Hohn Verachtung und Verfolgung gegen die ersten Christen zu kehren, weil man sie auch zu den misachteten Juden zählte".

Tellering Freiheit und Juden S. 22, 25: „Daß nur der Pöbel — ein für einen Demokraten übrigens unpassender Ausdruck — den Juden entgegengetreten, ist eine Lüge die sich aus allen geschichtlichen Erfahrungen widerlegt. Gehört Shakespeare etwa zum Pöbel weil er den Shylok gedichtet? Gehört Voltaire, gehört Napoleon zum Pöbel, weil er trotz aller Versicherungen der in Paris zum großen Sanherib versammelten Juden ein auf zehn Jahre giltiges Decret vom 17. März 1808, durch welches dem wucherischen Schachergeiste der Juden gesteuert werden sollte, erlassen hat? Und doch haben diese und andere großen Männer die Gefühle der Völker gegen die Juden getheilt. Was ein constitutionelles Judengeklingel Pöbel nennt, das ist meistentheils gerade erst das rechte Volk, dasjenige Volk dessen öffentliche Meinung Gottes Stimme genannt wird".

Nun werde man allerdings sagen: „Was an Absonderlichkeiten in den alten Satzungen steht, das glauben und thun ja die heutigen Juden,

so weit sie der Classe der Gebildeten angehören, nicht mehr". Dann aber sei die Sache noch ärger, die Gefahr für die christliche Gesammtheit noch größer. Denn wenn der s. g. gebildete Jude nicht mehr auf dem Boden des Talmud stehe, dann stehe er auf gar nichts, Jude sei er nicht mehr und Christ noch weniger; denn Feinde des Christenthums bleiben sie doch. Zu dem Hasse gegen das Christenthum überhaupt trete jetzt der Neid gegen den gläubigen Christen, daß dieser seinen positiven Glauben noch besitze, den sie selbst über Bord geworfen. Der blose Namen-Jude gehöre in confessionaler Hinsicht dem Gebiete des religiösen Indifferentismus an, das hart an jenes der Religionsspötterei stößt, die in letzter Linie in die Untergrabung jedes Autoritätsglaubens überhaupt auslauft. Bei dem nichtgläubigen Juden komme das zersetzende Wesen des jüdischen Geistes, das bei dem gläubigen Juden durch dessen positiven Halt in gewisse Schranken gehalten sei, in seiner vollen Nacktheit zum Vorschein. Die frivole Oberflächlichkeit des modernen Judenthums sei viel gefährlicher als die zähe Starrheit der altgläubigen Chasidim.

Der Jude m. d. B. wo S. 36 der Nachweis versucht wird „daß die gebildeten Juden immer zwischen zwei Stühlen auf die Erde zu sitzen kommen. Das Judenthum kann ihnen keine Befriedigung geben, und von was anderem sind sie zu entfernt stehen geblieben um auf den wahren Grund zu kommen. So endet es damit daß sie allen Halt in jedem Positiven, sei es dieses oder jenes, verloren. Nun sind sie weder Vögel noch Säugethiere, und um für Fledermäuse zu gelten halten sie sich zu wenig versteckt im Dunkeln". S. auch S. 159 wo Benjamin den Schimschele Narr, diese „classische Figur von einem beschnittenen Kasperl", anredet: „Denk dir einmal, die modernen Judennarren tragen jetzt Säbel, veritable Säbel von gutem Stahl, vom Schwertfeger verfertigt. Denk dir, wenn ein solcher Säbel selber närrisch werden möchte und losginge, welche Gefahr für der Narren Leben! Noch nicht genug, auch Champagnernesech trinken sie, Trefes essen sie, Galchesch reden sie, Zeitungen schreiben sie, das große Wort führen sie"; und dazu S. 297 f. die Anmerkungen [61]) [62]) [63]).

Endlich Einfluß der Juden S. 38, 42, 48: „Für eine höhere Idee einzustehen sei die Masse des jüdischen Volkes nicht im geringsten fähig, „sie wird, von Christus angefangen, jeden der für eine Idee gelitten hat verspotten und verlachen. Wer hätte es nicht schon beobachtet wie höhnisch sich das Gesicht des Juden verzieht, wo immer von dem Glauben an Menschenwerth, an Tugend des Herzens die Rede ist?" In der Satyre sei der Jude von jeher Meister gewesen, einer Eigenschaft die in „jenem nichtswürdigen feigen Triebe, das herabzuziehen was man zu erreichen unfähig ist, ihren Ursprung hat". Der Jude habe ein angebornes Talent alles zu verzerren, es sei nicht blos nicht das nil

[illegible] geblieben [illegible] Charakter, fest [illegible] durch [illegible] und [illegible] unter [illegible] Gemeinsamkeit [illegible]

[illegible] Brigittena[illegible] gabe des [illegible] „Jude, [illegible] Jude, [illegible] getauft [illegible] Jude“. [illegible] „der Herr der [illegible]“: [illegible] seine dem [illegible], an dem [illegible] armen [illegible] an dem [illegible] der [illegible]“ [illegible] S. 16: „[illegible] ganz anders an den [illegible] als der [illegible]

Der Jude mit dem [illegible] S. 142, [illegible] „Die mittelalterliche Barbarei“ siede noch [illegible] Bevölkerung, [illegible] S. 217 [illegible] so vernagelt sein könnte, die Quelle der [illegible] auffinden zu können, mit der die heidni[illegible] unter ihnen zerstreut wohnenden Juden [illegible] mir die Augen auf. Die Rückwirkung [illegible] Barbarei welche die Juden den Heiden [illegible] die mittelalterliche christliche Barbarei [illegible] auf die Lunge, und dieses Lebensorga[illegible] Daß die Art aller Lungensuchtigen ist [illegible] Aber eine so schwindsüchtige Bildung [illegible] gesundeste rohe Barbarei gewaltthätig [illegible] der christlich mittelalterlichen Barbarei [illegible] feinerung ging in ihrer krankhaft auf[illegible] die Christen der ersten Jahrhunderte [illegible] all ihren Hohn Verachtung und Verfol[illegible] kehren, weil man sie auch zu den mi[illegible]

Tellering Freiheit und Ju[illegible] Pöbel — ein für einen Demokraten [illegible] den Juden entgegengetreten, ist ein[illegible] lichen Erfahrungen widerlegt. Gehö[illegible] er den Shylok gedichtet? Gehört [illegible] weil er tro[illegible] Versicherungen [illegible] versamm[illegible] ein auf zehn [illegible] 180[illegible] dem wucheri[illegible] [illegible] lassen hat? Und [illegible] Gefühle der Völk[illegible] [illegible] sieht, das gla[illegible]

[illegible]enliebe hat [illegible] gegen sich [illegible] trotz so [illegible] Jude sei, was [illegible] des Stammes [illegible] rien! Müßte [illegible] eine Über[illegible] [illegible] Juden? Bei[illegible] [illegible] wandern [illegible] andern die [illegible] mit den [illegible] Gründe [illegible] Wucherkünste [illegible] der Knecht [illegible] Äcker und [illegible] müßte. Doch [illegible] gender [illegible]

[illegible]

[illegible] Juden Herrschaft

[illegible]ums, sondern der Hand-[illegible]

[illegible] zu haben der [illegible] so lang dar [illegible] dauernde Ruhe erlangen und [illegible] Elend".

[illegible] Wenn dieses Volkes Rückkehr [illegible] Christen abzulauern, deren arg [illegible] misbrauchen; wenn der Ver[illegible] sondern an dem Vorgefundenen [illegible] für die Bedürfnisse, welche die [illegible], irgend etwas zu thun, dann [illegible] Fluch für die Christen" (S. 33 f.) [illegible]ten als fortdauernde, immer greller [illegible] Stände, ein immer anmaßenderes [illegible] der Juden, [illegible] durch die [illegible]anten Christenthums [illegible] Staat [illegible] und unschädlich zu [illegible] [illegible]t seinem moralischen [illegible]

admirari, es sei das höhnende Gegentheil des admirari. „Zeige einem jüdischen Ignoranten einen ächten Raphael und er wird nicht lang verlegen sein einen Anlaß zur Kritik zu finden, und wäre es der Schmutzfleck den die Berührung einer unreinen Hand darauf zurückgelassen hat".

G. E. Haas Triumphbogen (Jahrbuch 1885 S. 319): „Judas, der schurkische abscheuliche Judas, hat seinen Herrn verrathen, das steht fest, und ich hätte als Christ wahrhaftig die Brüder und Söhne der Mörder meines Herrn nicht zu Deputirten gemacht . . . Doch die Juden von heute stammen von den zehn verlornen Stämmen die Christus nicht verrathen und nicht gekreuzigt haben. Das sind gar süße goldene Männer die ihr Osterlamm in Ruhe verzehren und sich um die ganze Welt nicht kümmern. Die mischen sich nicht in Politik, sondern beweinen Jerusalems Fall, Jeremias gleich. Die jagen nicht nach Stellen, sind nicht keck und vorlaut, sondern sind einfältige fromme Männer die nichts kennen als ihr Ceremonial-Gesetz, sich redlich nähren, dem Staate unter dessen Schutz sie leben dankbar Steuern geben und nur wegen ihrer allzugroßen Bescheidenheit und Zurückgezogenheit Tadel verdienen".

Darum Christen sehet euch vor! „Die Pflicht der Nächstenliebe hat der Christ auch gegen den Juden, aber er hat auch Pflichten gegen sich selbst, und Nothwehr ist auch eine Pflicht!" Wenn schon jetzt trotz so mancher Beschränkung jeder 70. Mensch in Österreich ein Jude sei, was werde es erst bei der bekannten kaninchenartigen Fruchtbarkeit des Stammes werden, wenn sie sich ohne alle Beschränkung frei ausbreiten dürfen! Müße daraus nicht, besonders in langen Friedensjahren, mit der Zeit eine Übervölkerung entstehen, und wer werde dann auswandern? Die Juden? Beileibe nicht! Die werden sagen: „Warum nicht gar! Wir sollen wandern die wir bereits im Besitze des Landes sind? Mögen die auswandern die nichts haben! Beati possidentes!" Denn dahin werde es bald mit den Christen kommen wenn es den Juden gestattet würde liegende Gründe zu erwerben. Der Jude würde in kurzer Zeit durch seine Wucherkünste Herr alles Grundbesitzes und der Christ der Helote, der Sclave, der Knecht sein, der dem Juden gegen geringen Taglohn dessen Weinberge Äcker und Wiesen bestellen, dessen ausgedehnte Forste bewirthschaften müßte. Doch hierbei werde es nicht bleiben. Viel drückender und demüthigender werde der geistige Druck sein den das moderne Judenthum, im übermächtigen materiellen Besitz aller Kräfte und Hilfsmittel des Landes, auf alle Erzeugnisse der Presse ausüben und ohne Vergleich grimmiger walten lassen würde als es die so viel geschmähte Censur von ehedem war. Ein dienender Fremder in dem Lande seiner eigenen Vorfahren, gehöhnt und verspottet

in den Heiligthümern seines Glaubens, seiner Liebe und frommen Hoffnung – das werde im Laufe weniger Jahrzehnte das Loos des Christen sein, wenn er so unvorsichtig sein sollte die Zügel fahren zu lassen, mit denen er jetzt noch die drohenden Auswüchse, den rachedürstenden Übermuth des Judenthums in seiner festen Hand halte!

Joseph Haupt schließt seinen Aufsatz: Was wollen die Juden? mit dem Mahnwort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Das einstimmige Urtheil aller Völker zu allen Zeiten hat Euch verdammt. Der gütige Himmel bewahre meine Mitbürger, daß nicht über sie die Weltgeschichte in nicht sehr ferner Zeit richte und sie verurtheile, weil sie gutherzig genug waren, im ersten Freudentaumel Unterschriften herzugeben zu einem Zweck der bei uns zu einem um so unheilvolleren Ende führen muß, als sich bei uns eine größere Anzahl hebräischer Stammesgenossen eingewohnt hat als in Frankreich. Ist die Emancipation einmal geschehen, ist ihr Lauf nicht mehr aufzuhalten, dann neigt sich alles zu einem verderblichen Ausgange!“

Arthur Der egyptische Hebräer S. 12: Man vergleiche den jüdischen Charakter mit dem der Österreicher! Hier offene anspruchslose Ehrlichkeit, manchmal rauher aber unverkennbarer Biedersinn; dort auffallender Egoismus, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, gewinnsüchtig und lieblos, jedes Wort belauernd das man gesprochen, jedes abwägend das er an uns richtet — könne man sich der Meinung entschlagen, daß, wenn die Hebräer den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt würden, sie letztern mit der Zeit verderblich werden müßten?!

Joseph Freund Die Juden werden immer zudringlicher. Hüthet, und aber und abermals hüthet Euch vor der Juden-Herrschaft!!!

Nicht der Unterschied des Glaubens, sondern der Handlungsweise charakterisirt den Menschen.

Wien den 31. Juli 1848, 1 Bl. fol. Lell, zu haben bei J. Bader: „Insolang Ihr dem jüdischen Element vertraut, so lang Ihr ihnen nachgebet, werdet Ihr niemals eine gesichert dauernde Ruhe erlangen und Ihr verfallet mehr und mehr in Noth und Elend“.

Endlich Einfluß der Juden: „Wenn dieses Volkes Nüchternheit nur dazu dient die Schwächen der Christen abzulauern, deren arglose Gesinnung auf jede mögliche Art zu misbrauchen; wenn der Verstand des Juden nichts und niemals schafft, sondern an dem Vorgefundenen gierig saugt, das Bestehende benutzt ohne für die Bedürfnisse, welche die Entwicklung der Zeitverhältnisse gebiert, irgend etwas zu thun, dann sind die Eigenschaften der Juden ein Fluch für die Christen“ (S. 33 f.) Von der Zukunft sei nichts zu erwarten als fortdauernde, immer greller sich gestaltende Verarmung der untern Stände, ein immer anmaßenderes und begehrlicher auftretendes Wesen der Juden, motivirt durch die Schwäche und Nachgiebigkeit des toleranten Christenthums! Jeder Staat habe zu allen Zeiten das verfolgt und unschädlich zu machen gesucht was ihm Gefahren brachte, was mit seinem moralischen Zustande, mit

seinen Sitten und Gewohnheiten sich nicht vereinbaren wollte: was folge daraus für die Frage der confessionalen Gleichstellung? (S. 47, 59, 65).

Der Jude m. d. Barte S. 222 f. 243, 263 f. 275—278: „Nur zu, Christenthum! Lasse dich nur berücken von dem süßen Bruderkuß und schreibe es dir selbst zu, wenn du von dem falschen Bruder, den du auf- und angenommen hast anstatt alle innigere Gemeinschaft mit ihm zu fliehen, brudermörderisch ans Kreuz genagelt wirst. Ich sage dies laut, und wollte daß es so laut wäre daß es die ganze Christenheit hörte, und wollte mein Herzblut bis auf den letzten Tropfen zum Opfer bringen, daß die Christenheit den Mahnruf nicht so unbeachtet ließe wie einst das unglückliche Ilion die Warnung der unglückseligen Kassandra, das hölzerne Riesenroß vor dem Thore, in dessen Bauch der Verrath und der Untergang der Götterstadt geharnischt und gepanzert steckte, in die Stadt zu ziehen! . . . Denn daß den jetzigen noch nicht emancipirten Herren des Geldes später auch die Herrschaft über den Grundbesitz überliefert werden wird, ist noch nichts. Daß sie sich mit dem materiellen Besitz auf das geistige Gebiet werfen, die Herrschaft über die schlechte Presse an sich reißen und durch ihre literarischen Wühlereien und Umtriebe die Existenz jedes Staates in Frage stellen werden, ist schon etwas, doch nicht alles. Daß Juden es wagen werden, Juden die jetzt in einemfort plärren: ‚Nur keinen Gewissenszwang‘, literarisch die Scheiterhaufen der Inquisition anzuzünden und Christenthum und christliches Dogma in ihre Untersuchung zu ziehen und die Heerden zu einem literarischen Autodafé einzuladen mit dem sie die Hirten des christlichen Volkes zu vernichten streben werden, das ist schon soviel wie alles. Daß aber endlich die gottverfluchte jüdische Presse alles aufbieten wird den letzten Stab auf den sich die geplagte Menschheit stützt, jeden Rest von positivem Glauben und die einzige Hoffnung die ihr noch geblieben sein könnte, die Hoffnung und den Trost die nur allein die geoffenbarte Religion gewähren kann, aus der Hand zu schlagen, das ist mehr als alles!“

Unter den zahlreichen Wiener Abbildungen, in denen der Jude am häufigsten als Nationalgarde lächerlich gemacht wurde, befindet sich eine ernstern Charakters: ein Doppelbild, oben der Jude mit dem Geldsack in der einen, der Petition um Emancipation in der andern Hand auf den Knien vor dem Minister, 1848; darunter der polnische Jude mit dem Stock in der Hand, einer vor ihm knienden nackten Christenfamilie einen Fußtritt versetzend, im Hintergrund ein anderer mit der Peitsche vor den Pflug gespannte nackte Christen antreibend, 1898 (Jos. Burian Leopoldstadt Nr. 1780) . . . Das Blatt muß unterdrückt oder aufgekauft worden sein; denn es ist mir nicht erinnerlich daß mir außer dem in meinem Besitze befindlichen Exemplare je ein zweites zu Gesicht gekommen wäre.

C.

Intra.

Et spiritum novum tribuam in visceribus eorum, et auferam cor lapideum de carne eorum et dabo eis cor carneum. Hesekiel 11, 19.

Und ich will ihnen geben einen neuen Geist in ihr Inneres; ich will wegnehmen aus ihrem Leibe das Herz von Stein und will ihnen geben ein Herz von Fleisch.

Zwischen den unbedingten Emancipations-Freunden und den Antiemancipationisten inmitten stand eine kaum minder zahlreiche dritte Classe, die da sagte: Ja die Juden sollen emancipirt werden, aber nicht jetzt wie sie sind, sondern erst wenn sie andere geworden; wenn sie dasjenige abgestreift haben was eine sittliche und bürgerliche Scheidewand zwischen ihnen und der überwiegenden Mehrheit ihrer christlichen Mitbürger bildet. Es sei klar, meinte in diesem Sinne Joseph Freund, „daß der große übermenschliche Druck der auf dem Judenthum lastet aufhören muß, daß aber der durch immerwährendes Schachern versäuerte Israelite jetzt zur völligen Emancipation nicht reif, desto mehr aber unser Mitgefühl hinsichtlich der Erleichterung seiner Verhältnisse in Anspruch nimmt.“ Die Emancipation, ließ sich ein Linzer vernehmen, könne nicht auf einmal, sondern müße in Zwischenräumen geschehen; „es können nur Übergänge stattfinden und sie haben in den meisten gebildeten Staaten stattgefunden, um den Juden eine staatsrechtliche und politische Stellung gegen die mittelalterliche Rechtlosigkeit und Verdammung zu gewähren.“ Wie wir aber im ersten Abschnitt gesehen daß es nicht blos jüdische Stimmen waren, die sich für die Rechte ihrer Stammes- und Glaubensgenossen hörbar machten, sondern auch sehr gewichtige von Christen, so wird sich hier umgekehrt zeigen, daß nicht blos christliche Schriftsteller eine Änderung des status quo in der Eigenart der Juden als Vorbedingung der ihnen zu gewährenden Gleichstellung verlangten, sondern daß aus dem Schoße des Judenthums selbst Mahner in dieser Richtung aufstanden.

Nur keine Juden-Emancipation (s. Jahrb. 1883 S. 68, 70): „Sie mögen zuerst arbeiten und redlich verdienen lernen, sie mögen den frechen Übermuth ihrer Reichen und Angesehenen dämpfen und die Bescheidenheit, die sie noch gar nicht zu kennen scheinen, zu ihrer ersten Tugend machen — dann wollen wir gern für sie einstehen und handeln“.

Was ist es eigentlich mit den Juden? (S. oben S. 125) Die im Text angeführte Stelle findet sich S. 8 f. Es folgt S. 9—24

eine kurze geschichtliche Darstellung der Judenverhältnisse in Böhmen Galizien Lombardo-Venetien Mähren und Schlesien, Nieder-Österreich Ungarn; S. 24—35 in anderen Staaten.

Andr. Schumacher Gegenwart Nr. 70 v. 26. März S. 280: „Ich stimme für bürgerliche Gleichstellung — unter der einzigen Bedingung daß sie nur derjenige erlange der nützliches Mitglied der Gesellschaft werden will".

Der ewige Jude in Wien. Eine Scene aus der Jetztzeit; 1 Bl. fol. Leopold Grund. Ahasverus blickt vom Gipfel des Kahlenberges auf Wien herab wo er die Seinen wachsen und gedeihen, an Reichthum und Ansehen zunehmen sieht, „und bald wird Dein auserwähltes Volk dastehen auf dem Gipfel der Macht und Herrlichkeit"... Da nahet sich ein noch älterer, in griechischem Gewand das ein goldener Gürtel in Gestalt einer Schlange zusammenhält. Er gibt zu daß vieles im Charakter der Juden „der Rohheit der früheren Jahrhunderte, den finstern Zeiten des Aberglaubens und Religionshasses" zuzuschreiben sei; „aber einen großen Theil der Schuld mögt ihr euch selbst beimessen; denn eure stolze Meinung das auserwählte Volk Gottes zu sein, euer übertriebener Wucher, eure Geldgier, eure Künste der Habsucht und des Eigennutzes und euer schon damals anmaßendes freches Benehmen, sowie der Übermuth eurer Reichen waren allein die Ursachen eurer Verfolgungen die unter der Maske eines blinden Fanatismus an euch verübt wurden". So lang die Juden nicht anders würden als sie seien, „so lang macht euch keine, ja nicht die geringste Hoffnung emancipirt zu werden . . . A. Wer bist du wunderbarer dessen Worte mich so tief ergreifen? . . . Ich bin der Geist der Weltgeschichte!" Ahasverus ist wieder allein, wirft einen wehmüthigen Blick auf Wien und steigt den Berg hinab, sinnend ob seine Juden je die Bedingungen zu ihrer Emancipation eingehen werden.

Nur jetzt keine Juden-Emancipation. Von J. M. Schleichert NG. im Juristen Corps; 1 Bl. fol. Hirschfeld; zwei Aufl.: „Können die Juden also den Christen nie gleichgestellt werden? Dies zu behaupten wäre eine Thorheit, sie können, sie werden uns gleichgestellt werden, aber nur jetzt nicht. Wann also? Wenn die Juden nicht mehr von den Christen gehaßt werden. Wann wird diese Zeit eintreten? Wenn die Christen nicht mehr von den Juden gehaßt werden, wenn letztere aufhören es sich zum Lebenszwecke zu machen den Christen das Blut auszusaugen" 2c.

Lebensläufe eines Judenknaben. Wien Rohrmann; angezeigt im „Zuschauer" Nr. 154 v. 27. September S. 1255. Warnung an die Juden sich vorzudrängen, „das Feuer zu schüren das dem Nationalitäten-Moloch angezündet worden. Einstweilen Geduld und nur ein Wunsch: daß keiner derjenigen, deren Väter mit Moses durchs rothe Meer gewandert sind, sich vordrängen wolle um bei der heutigen Wanderung den Führer zu machen. Ist schon lang her daß sie des Weges gezogen sind! Seitdem möchten sie den geraden Weg zwischen den aufgebauten Wassermauern vergessen haben und dürften gewaltig in die Irre gehen. Mögen sie doch wie gestern und ehegestern gleich ihren klugen Vätern bedenken: Das Wasser hat keine Balken".

„Mitten durch unsere Gesellschaft zieht sich ein eigener Völkerbund der überall seine Heimat hat, wo nur seine Glieder weilen, der in Gesichtsbildung Charakter und Religion einen entschiedenen Gegensatz zu dem sonstigen europäischen Leben bildet. Es ist ein Volk das ohne Verabredung sich doch erkennt, das kein eigenes Ziel hat und sich doch nicht dem des übrigen Europa anschließt, ein Volk das den Augenblick benützt um, durch seine Lage gezwungen, nur das Individuum und was es an Freundschaft und Verwandtschaft besitzt zu heben." So war es und ist es bis zur Stunde, soll es aber auch in Zukunft so bleiben? Hätte man im 15. Jahrhundert die Juden emancipiren wollen, sie würden es nicht angenommen haben, sie würden um den Preis ihrer Religion und Nationalität die Erlösung aus ihrem Joche nicht verlangt haben. Heute aber sind sie selbst es welche die Forderung der Emancipation stellen, welche verlangen mit den andern Staatsbürgern in eine Linie gestellt zu werden. Sie schließen sich mehr und mehr den Christen an und zeigen das Bestreben die bisherigen Unterschiede in ihrer Erscheinung, in ihren Sitten fallen zu lassen, sich der übrigen Bevölkerung zu verähnlichen. Liegt in dieser Erscheinung nicht die Aufforderung zu untersuchen, was von ihrer Seite geschehen müße, um jenen durch die seitherigen Jahrhunderte sich hindurchziehenden Gegensatz ihres Wesens zu dem christlichen, der eine Amalgamirung beider Elemente zur Stunde unmöglich macht, aus dem Wege zu räumen?

Pusztay Sollen die Juden wirklich emancipirt werden oder nicht? Pannonia Nr. 25 vom 26. September S. 97 f.: „Der Jude will keinem einzelnen Volke mehr angehören, sondern behauptet durch Sprache Sitte und Geburt Europa als seine Heimat errungen zu haben; er will nach dem Maße von Lasten die ihn drücken, auch an den Vortheilen des öffentlichen Lebens theilnehmen und verlangt das vollkommene Bürgerrecht um so dringender, als die erwachte Humanität in diesem Bürgerrechte auch das allgemeine Menschenrecht erkennt. Wir erleben das in den alten Zeiten unerlebte Beispiel daß die Juden ihre Nationalität, ihre Absonderung, ihren Stolz, ja den größten Theil ihrer Religion preisgeben, um sich den öffentlichen Thatsachen des Christenthums ohne Unterschied als Gleichberechtigte anzuschließen".

John Emancipationsfrage. Die Herausgabe der Schrift war zunächst durch einen Aufsatz in Pesti Hirlap Nov. 1846 S. 310 veranlaßt, worin ein gewisser Ignaz Bleuer verlangte, daß seinen Religions-Genossen vorerst volle Gleichberechtigung gegeben werde; „dann erst werden auch wir Juden Ungarn werden, euch lieben und euch französische Cultur und Industrie lehren". Dieser „impertinenten affront keken Apostrophirung der ganzen ungarischen Nation" (S. 6) setzt der Verfasser die umgekehrte Forderung entgegen, daß die Juden vorerst

von ihrer Absonderung und Eigenart ablassen, ehe sie den Anspruch auf Verleihung bürgerlicher und politischer Rechte stellen könnten. Die ungarischen Juden mögen nach England und Frankreich sehen, wo es „keinen einzigen Juden“ gebe, sondern nur „Anhänger des mosaischen Glaubens“ die sich in ihrer äußern Erscheinung von den andern Staatsbürgern so wenig unterscheiden „als bei uns der Katholik vom Lutheraner oder Calvinisten oder einem gebildeten Literaten oder Arzt mosaischen Glaubensbekenntnisses sich unterscheidet“ (S. 10). Wenn die ungarischen Juden „in der Erziehung ihrer Jugend und überhaupt in Sittigung und Bildung mehr Fortschritte gemacht haben“ (S. 28) und wenn ihre Rabbiner sie „despotisch zu beherrschen“ aufgehört und einsehen gelernt haben werden „daß sie in Europa nichts mehr sein können, sein dürfen als nur Diener der Religion“ (S. 31), erst dann könne die Emancipationsfrage auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Um diese Umwandlung der Juden wie sie bisher waren, in solche wie sie in Hinkunft sein sollen, herbeizuführen, ist es vor allem nöthig die Mängel ihrer Erziehung zu beseitigen. Zu was werde der für alles Schöne und Große empfängliche Judenknabe in den Schulen seiner Ältesten erzogen? Zum Egoisten, zum feigen Sclaven, zum spitzfindigen Altklügler. Seine Lehrer seien Jünger aus eben dieser Schule, welche das Lineal, so oft es ihnen beliebt, mit der Elle vertauschten, ja mitunter beide Instrumente mit Glück führten. Was prüfen die Rabbiner bei ihrem Besuche der Schulen? Nichts als hebräisch! Auf das was dem künftigen Staatsbürger nöthig, was erforderlich sei dem Erwachsenen eine würdige Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, werde nicht gesehen! Und die jüdischen Eltern, sehen sie auf etwas anderes als ihre Kinder rechnen zu lehren und für den Handel heranzubilden? Wie solle dann der Jude seinen Schachergeist ablegen, seine auri sacra fames, dieses traditionelle Stammübel, diese unvertilgbare Erbsünde, wodurch alle glänzenden Eigenschaften des Judengeistes bisher verdunkelt wurden! „Gehet und höret“, rief Ad. Ehrentheil in Presburg seinen Glaubensgenossen zu, „was unsere christlichen Brüder zu dieser corrumpirten Erziehung sagen! Laßt sie Arbeiter werden wenn sie nicht lernen mögen in den Schulen, laßt sie ein Handwerk lernen, und möge dann ihr Loos wie immer sein — nur keine Reibhözelkrämer!“

Ad. Ehrentheil Reibhölzl hob'n mer do! Auch ein pium desiderium; C. O. für Juden Nr. 18 v. 14. Juli S. 204 f.

Was soll Religion im 19. Jahrhundert? Und: Welche Emancipation soll der Jude anstreben? Harmlose Bemerkungen über den Religions-Misbrauch in unseren Tagen. Zur Einsicht für Christen und Juden.

Von Wilhelm Lamberg. Wien im August 1848 Klopf und Eurich; 8°, 16 S. Der Verfasser, wie es scheint jüdischer Studiosus, hatte sich im April durch einen Angriff gegen den Vice-Director der philosophischen Studien Karl Ritter v. Heintl in unangenehmer Weise bemerkbar gemacht, da ihm fünf „Nationalgarden des Philosophen-Corps" Hederer Hudiec Pehr Vykupil und Gugler mit einer scharfen Erklärung entgegentraten; Zuschauer Nr. 70 v. 3 Mai S. 554 f. Seine hier bezogene Schrift ist zumeist gegen das verkehrte Schulwesen und Erziehungssystem seiner Glaubensgenossen gerichtet.

Joseph und Simon Szántó Programm einer Erzieh- und Unterrichts-Anstalt für Knaben israelitischer Confession in Wien. Wien am 1. August 1848; 2 Bl. gr. 8°. Auch Beilage zum C. O. f. Juden Nr. 22. Die Unternehmer beriefen sich dabei „auf die allseits geachteten Urtheile der beiden hiesigen ehrwürdigen Religionslehrer" Mannheimer und Breuer. S. auch der Gebrüder Szántó „Aufruf an die Juden d. österr. Monarchie" Wien 12. September; C. O. für Juden Nr. 37/8 vom 17. S. 343—349. Was dem Juden noth thue, sei Verjüngung und Veredelung nach innen. „Wir haben aus dem achtzehnhundertjährigen Kampfe um unsere Existenz ‚müde Glieder und den Leib voll eiternder Beulen und Striemen', wie unsere Propheten sagen würden, davon getragen". Was für eine Erziehung aber sollen jüdische Eltern ihren Kindern geben? Diejenige durch Hauslehrer tauge nichts. In den öffentlichen Schulen sei der Judenknabe fortwährenden Angriffen ausgesetzt und verlerne die Übung seines Glaubens. Nur durch Errichtung von jüdischen Pensionaten die alle Vortheile öffentlicher Schulen haben, könne eine Veredlung und Besserung der jüdischen Verhältnisse angebahnt werden.

Besonderer Eifer für Hebung des Schulwesens zeigte sich bei der böhmischen Judenschaft, in welcher Hinsicht namentlich der Prager Schuldirector Marcus Winternitz gerühmt wurde. Es bildete sich hier ein „Verein zur Besserung des Unterrichts und der Erziehung der israelitischen Jugend". Vgl. „Ein wichtiges Wort an israelitische Eltern und Erzieher" (Prag 20. August; 2 Bl. 4°) mit einem empfehlenden Gutachten des k. Elbogner und Saazer Kreis-Rabbiners Dr. S. Sachs und einer Vertrauenszuschrift des J. M. Landau (22. August und 8. September) ... Der Rabbinatscandidat S. Friedmann in Náchod bat die Landesstelle um Bewilligung einer hebräisch-deutschen Schule, wie deren schon viele in Böhmen bestünden, zur Hebung der religiös-moralischen Bildung der Jugend; C. O. f. Juden Nr. 33 v. 3. September S. 317.

J. Wiesner Ein deutsches Kollegium Rabbinikum: Schule und Synagoge sollten die volle Aufmerksamkeit der Juden in Anspruch nehmen; „unsere Kinder müßen erzogen werden als Menschen, als Staatsbürger und als Israeliten".

Der in solchem Geiste erzogene Jude müßte sich vor allem auf Arbeit verlegen, sei es nun Feld- oder Handarbeit, müßte von seinem

Schmutz, seiner Schäbigkeit lassen, müßte nicht den Gelderwerb als den eigentlichen und einzigen Zweck des Lebens ansehen. „Wenn die Juden in ihrer Lehrzeit und als Gesellen bewiesen haben werden daß es ihnen Ernst ist durch eigenen Fleiß die Würde eines Bürgers zu erlangen, dann verweigere man ihnen auch nicht das Recht hiezu. Erringen sollen sie sich erst durch Beweise das, was unsere fleißigen Bürger sich ebenfalls bisher sauer verdienen". Ad. Ehrentheil schlug die Gründung von Arbeitsvereinen „für unbemittelter Leute Söhne die sich dem Gewerbe widmen wollen" vor. Von den Bestrebungen der galizischen und ungarischen Juden in dieser Richtung war schon die Rede*). Dort war ein „Comité zur Beförderung des Fortschrittes unter den galizischen Israeliten" — Vorsitzender Ignaz Rossig, Schriftführer Dr. J. Grünberg —, hier der „israelitische Verein zur Förderung der Handwerke und des Ackerbaues" thätig, der im Juni zehn Knaben in mehrere Ortschaften des Szabolcser Comitats sandte, wo sie von jüdischen Arendatoren und Ökonomen mehrjährigen Unterricht und Beschäftigung in der Landwirthschaft finden sollten; der Verein dachte an die Gründung eines Fondes um ihnen nach vollendeter Lehrzeit ein Betriebs-Capital zu sichern**). Eine derart geläuterte Erziehung würde mit der Zeit, wie man von wohlmeinender Seite wünschte und hoffte, wohl auch mit dem zweiten Erbübel des modernen Judenthums aufräumen, mit jener „kleinen Rotte elenden Gesindels das nichts gelernt hat, nichts besitzt als bodenlose Keckheit und ehrlose Frechheit", jener „nichtswürdigen Scribler" welche die ärgsten Feinde der Juden selbst seien, weil sie die Glut des Hasses unausgesetzt anfachen, jede brüderliche Vereinigung mit den Christen unmöglich machen. Wenn es mit dieser unsaubern Rotte Korah ein Ende haben, wenn aus der Mitte der besser denkenden Juden selbst Abhilfe gegen diesen Krebsschaden unserer öffentlichen Zustände getroffen würde, dann würde das letzte Hindernis fallen, das eine Annäherung der christlichen Bevölkerung gegen den Stamm, welchem jene Ärgernis und Unfrieden stiftenden Entwürdiger der Publicistik so überwiegend angehören, zur Zeit noch entgegenstehe.

> Gedanken und Vorschläge zur Verhinderung jeder künftigen Theuerung 2c. Nebst einem höchst freisinnigen Mittel die Juden ohne Beeinträchtigung der Christen zu emancipiren, deren Reichthümer dem Wucher zu entziehen und für das Gemeinbesle productiv zu machen.

---

*) Jahrb. 1885 S. 336—338.

**) Klein's Ungar Nr. 134 v. 6. Juni S. 1063.

Von Joseph Poeschl. Linz 1848 Friedrich Eurich; gr. 8⁰, 2 Bl. und 34 S. Die Judenfrage findet sich S. 30—33 und der Vorschlag des Verfassers ist dieser: „alle Juden ohne weiters zu emancipiren und dieselben in jeden und allen Dingen durchaus und streng gleich mit den Christen zu halten, dabei ihnen aber auch schlechterdings keine Vorrechte über die letztern einzuräumen!“ Da nun den Juden bisher jede andere Beschäftigung als der Handel beschränkt oder verboten war; da sie sich in Folge dessen ausschließlich auf den Handel angewiesen sahen und in diesem dadurch eine solche Gewandtheit und Geschicklichkeit erlangten daß sie die größten Reichthümer an sich zogen, während sie von ihrem grundbesitzlosen enormen Vermögen die möglichst geringen Steuern zahlten, so werde folgendes ausgemacht: „So viele Handelsleute als auf das Tausend oder Hundert Christen treffen, ebenso viel jüdische Handelsleute und um keinen einzigen mehr mögen künftighin auch auf das Tausend oder Hundert Juden genau treffen. Alle übrigen Juden aber müßten Ackersleute Professionisten oder Fabricanten, kurz alles wie die Christen werden ... Je eher Österreich diese Reform in Bezug auf die Juden einführen wird, desto größer und unberechenbarer dürften die Vortheile für Juden und Christen werden, wie für die Menschheit überhaupt“.

An die Juden Wiens. Wohlmeinende Worte eines Christen. Wien 24. August 1848. Von Ferdinand Ulrich Walter, Mariahilf Nr. 29; 1 Bl. Quer-fol. Bader: „Ihr habt Feinde, schreckliche Feinde, aber Ihr kennt sie nicht oder, was noch schlimmer ist, Ihr wollt sie nicht kennen. Ihr klagt fortwährend nur über die Christen, aber Ihr wollt nicht untersuchen wer die Christen fortwährend gegen Euch aufhetzt ... Das Publicum las die empörendsten frechsten Aufsätze die mit den Namen Weinberger Kolisch Engländer Deutsch Chaises Mahler ꝛc. unterzeichnet waren. Man fragte, wer denn diese Leute seien die sich so horrible Frechheiten erlauben, und die Antwort lautete: Es sind Juden! Man las mit Empörung die fürchterlichsten Invectiven gegen den Kaiser die Euer Löbenstein mit maßloser Keckheit in die Welt schleuderte um sich einen herostratischen Ruhm zu gründen. Das aufgeregte Publicum schrie: Die Juden sind die keckſten verwegenſten Wühler.. Dr. Taussig, eine ganz bedeutungslose jüdische Individualität, drängt sich zum Secretariat in der Sicherheitsbehörde, bis man den Unberufenen entfernte ... Leute wie Denneberg und Hermann Landau, deren ziemlich abenteuerliches Leben allgemein bekannt ist, treten in der Journalistik mit unbeschreiblicher Keckheit auf ... Seht, das sind Eure gefährlichsten Feinde ... Ihr sollt, ja Ihr müßt darauf bedacht sein sie zu bekämpfen und zu vernichten“. Aber wann habe man je erfahren daß ein Jude gegen einen Juden, und hätte dieser ein Majestäts-Verbrechen begangen, aufgetreten wäre? „Erst dann wenn das Volk sagen wird: Seht, die Juden üben Gerechtigkeit selbst gegen ihre Glaubensgenossen, wird jeder Haß schwinden ... Darum seid gerecht und hofft auf Gerechtigkeit!“

Jud bleibt Jud. Offenes Sendschreiben an alle Juden die Minister werden wollen. Geschrieben am 4. Tage des Monats Älul im 5608. Jahre (2. September 1848). Unterzeichnet: „Ein Jude der seinen Glaubens-

genossen Mäßigung und Bescheidenheit räth"; 1 Bl. fol. Schmid: „Lasset die Spitzen eurer Federn stumpfer werden, die Tinte trockner. Ich beschwöre euch, thut dieses! Denn sonst wäre es leicht daß euch der Fluch vieler unseres Glaubens lang verfolgen könnte, weil dann Unschuldige für das büßen müßten was ihr allein verschuldet!"

Vorschläge solcher Art ließen das confessionale und rituale Moment unberührt, wogegen eine andere Partei, und zwar ganz vorzüglich aus dem Schoße des Judenthums selbst, gerade auf diesem Gebiete ausgibige Reformen verlangte. Warum schrecke man, so ließ sich eine Stimme „von der Iser" vernehmen, vor dem Schreckworte Reform zurück, da man doch wissen könne und solle „Reform in unseren Kreisen bezwecke zunächst Beseitigung oder Milderung der Unform, in der sich so manche kirchliche und häusliche Religionsübung unseres Ritus dem unbefangenen Sinne beobachtender Zeitgenossen darstellt". Männer dieser Richtung betonten vor allem die Nothwendigkeit eines geläuterten Cultus, die Ausrottung des „überwuchernden Unkrautes der Finsternis", womit das Judenthum das stärkste Gewicht in die Wagschale des Fortschrittes legen werde. „Ein anständiger erhebender und gleichförmiger Gottesdienst gehört in Böhmen zu den frommen Wünschen"; es solle dabei kein Zwang geübt, allmälige Loslösung von den bisherigen Unzukömmlichkeiten angestrebt werden (J. Wiesner). In welchen Pfuhl von Mysticismus und Aberglauben sei das Judenthum hineingerathen! Dazu jene Wortkleberei, -klauberei und -deutelei, jener Kleinlichkeitsgeist mit all dem unzähligen Ungeziefer in seinem Gefolge! Frage doch jeder, die Hand aufs Herz, ob er denn wirklich glaube „daß so mancher alte schlotternde und zerlumpte Schlendrian, der sich noch allenthalben an unsere Fersen hängt, mit in diese junge frische lebenskräftige Zeit, die wir so freudig begrüßten, hinübergenommen werden könne"? (Szántó). „Wir wollen einen Tempel anstatt einer Synagoge", schrieb ein galizischer Reformer, „weil wir nicht selbst schreien und nicht von andern angeschrien sein wollen; weil wir ein unarticulirtes Geheul, eine unserem Gott hienieden gebrachte Katzenmusik, eine wenn zwar seltene, aber im Kauderwälsch gehaltene auf dem Boden von Ägypten oder Kanaan sich bewegende, die Ideen einer verschollenen zweitausendjährigen Vorzeit aufwärmende Lection für keine Andacht erkennen" *). In diesem Sinne mahnte ein evangelischer Prediger in Presburg

*) C. O. für Juden Nr. 34 v. 7. September S. 324, Lemberg im August 1848. Unterzeichnet X.

die „geistesfreie Partei" unter seinen jüdischen Mitbürgern, sich loszusagen von den Orthodoxen mit denen sie außer der Abstammung nichts gemeinsames hätten: „mögen diese Fanatiker unterdrückt bleiben, wenn sie unterdrückt sein wollen". Um mit der Zeit zu diesem Ziele zu gelangen, müße das Rabbinatswesen einer gründlichen Reform unterzogen werden. Was solle man von jenen Orthodoxen sagen die nicht deutsch lesen können oder lesen wollen und die unglücklicherweise Rabbiner sind?! Und sollten nicht, in jenen Ländern wo Juden zahlreicher wohnen, berathende Körperschaften nach Art der Consistorien in der katholischen Kirche dem Landes-Rabbiner, den Kreis-Rabbinern zur Seite stehen, den Religions-Unterricht regeln und überwachen &c.?

Von der Iser (Unterzeichnet: Mh.); C. O. f. Juden Nr. 31/32 vom 31. August S. 301—303. Den Rücktritt des zweiten Prager Appellanten oder Oberjuristen D. Samuel Freund solle man zur Regelung d. h. Reorganisation der Rabbinats-Verhältnisse der Großgemeinde Prag, aber auch des ganzen Landes benützen. Zur Vorberathung gewisser Ceremonial-Fragen, die mit der angestrebten Gleichstellung mit den Christen irgendwie zusammenhängen, wären Fachmänner aus allen Kreisen zu berufen, welche in gewissenhafter Erwägung eines so kritischen Zeitpunktes nicht nur religiöse Scrupel secundärer Natur erledigen, sondern auch Anträge über Synagogal- und Schuleinrichtungen, sowie über die künftige Stellung und Amtswirksamkeit der Rabbinate berathen könnten.

Israelitische Consistorien müßen errichtet werden. Eine dringende Zeitfrage. Von Abraham Kohn seligen Andenkens. C. O. f. Juden Nr. 40/41 vom 23. und 26. September 1848.

Paltauf Volksversammlung zu Neustadtl a. d. Waag S. 31: „So lang die Juden glauben werden daß Gott mit den Stammesvätern Israels, mit Abraham Isaak und Jacob einen eigenen Bund zu Gunsten der Hebräer geschloßen; daß sie somit ein besonderes auserwähltes Volk Gottes seien; daß ihr wahres Vaterland nur Palästina sei; daß noch ein Messias kommen werde der sie zu Herren über alle Völker erheben werde u. dgl.: so lang kann der Fluch ihrer Erniedrigung und die Absonderung von den andern Völkern nicht enden".

Auch Eigl, dessen judenfreundliche Argumente wir in unserem Pro-Abschnitte angeführt, war für keine unvorbereitete und bedingungslose Emancipation. Denn zuvor müßt ihr Juden „von dem Schmutze eures talmudischen Unsinns reingewaschen, von den Flecken menschlicher dummer Satzungen, abstoßender Cultus - Gebräuche, anekelnder Gottesdienstsonderbarkeiten und empörender Vorurtheile, von den Sonderungsgelüsten und Abschließungswüthereien bezüglich der Christen, mit einem Wort von dem jüdischen geistlichen Stolze, den eure blindeifrigen unverständigen Rabbiner und schwarzgalligen Talmudisten euch von Jugend an wie durch einen Nürnberger Trichter eingegossen haben, dann

von dem beleidigenden Wahne, als seied ihr das auserlesene auserwählte Volk Gottes und alle andern Nationen nur Gojim d. i. Unreine, euch losschälen; denn wäret ihr das, so säßet ihr längst wieder in Palästina und hättet durch Gottes Hilfe ein eigenes Vaterland".

In diesem Geiste hatte sich in Pest der „Central-Reform-Verein der ungarischen Israeliten" gebildet*), der am 10. Juli ein Rundschreiben an alle Religionsgemeinden im Lande erließ, allein damit wenig Anklang fand. Die wichtigsten Orte erklärten entweder offen ihre Ablehnung, wie Veszprim, oder entschuldigten sich, wie Arad, Lugos, mit äußerer Bedrängnis; daher die Reformer der Hauptstadt beschlossen ihren Titel in „Pester israelitische Reform-Genossenschaft" umzuändern. Aber auch in dieser Gestalt hatte man um das Dasein zu ringen, da eine starke Partei, an der Spitze der Rabbiner L. Schwab, alles aufbot jede Neuerung hintanzuhalten. Die junge Genossenschaft bemühte sich um Aufnahme in den jüdischen Gemeindeverband, wie dies früher mit dem Tempelverein der Fall gewesen war; als ihr dies verweigert wurde beschloß sie in einer am 10. August abgehaltenen General-Versammlung neben und außerhalb der alten eine neue Cultus-Gemeinde zu bilden. Es sollte sofort an die Erbauung eines zweckentsprechenden Tempels, mit Vermeidung alles unnöthigen Aufwandes, geschritten werden. Ein Ausschuß von zehn Mitgliedern, unter Vorsitz des Rabbinats-Candidaten Einhorn, dem Hauptdränger in dieser Angelegenheit, wurde mit der Abfassung eines begründeten Gutachtens, wie weit die Reform mit thunlichster Schonung des Bestehenden zu gehen habe, betraut, für welchen Zweck sich Einhorn erbot nach Berlin zu gehen um die Einrichtung der dortigen ähnlichen Genossenschaft zu studieren. Inzwischen schritt der Bau des neuen Juden-Tempels so rasch vor, daß er nach wenig Wochen unter Dach stand und am 28. September der erste Gottesdienst abgehalten werden konnte. Es war der Neujahrstag des Jahres 5609, oder zugleich der Tag, an welchem die blutige Schandthat an der Pester Kettenbrücke stattfand.

Einhorn Revolution und Juden S. 108—113. Als besondere Förderer dieser Bestrebungen unter den Laien werden vom Verfasser der Arzt und medicinische Schriftsteller Dr. J. Rószai, die Doctoren H. Pollák und L. Schwarz gerühmt... Zwei Schriften desselben Verfassers: Einige Bemerkungen über das Gutachten des Herrn L. Schwab; und: Grundprincipien einer geläuterten Reform im Judenthum, beide Pest 1848, kenne ich leider nur dem Titel nach.

*) Jahrb. 1885 S. 326.

Reform für den gebildeteren Theil der Israeliten dem Zeitgeiste des neunzehnten Jahrhundertes angemessen. Von Dr. J. N. Kalazdy. Wien 1848, 8⁰ (Besprochen im C. O. f. Juden Nr. 48 S. 417).

Juden-Emancipation, ein Wort zur Beherzigung der Rabiner und Geistlichen überhaupt; Omnibus Nr. 64 v. 8. September S. 254. Der ungenannte Verfasser fordert und erwartet, mit Berufung auf das 13. Cap. des 1. Briefes Pauli an die Korinther, geradezu Israel solle „einmal erkennen daß ihre Propheten keine Lügner oder Schwärmer; daß Jesus Christus der verheißene Messias; daß der ewige Jehovah in Jesus seinem Gesalbten erschien; daß es nicht drei Personen, wohl aber einen schaffenden erlösenden heiligmachenden Gottesgeist gibt, einen dreieinigen Gott in einer Person ... Judenpriester spricht es aus: Unsere Voraltern haben geirrt, erschienen ist in Jesus Christus die erlösende Liebe Jehovah's! Christenpriester ruft es aus: Wir haben geirrt, in Jesus Christus ist das Wort Fleisch geworden, die Herrlichkeit Gottes ist erschienen und hat uns gelehrt: Liebet euch unter einander! So ist es an euch, ihr Diener des ewigen Gottes, daß ihr ihm die Ehre gebt, daß kein Bruder dem andern mehr sage: Erkenne den Herrn! — sondern jeder ihn erkenne in der Ausübung der Liebe" ...

Die in diesen Reformideen am weitesten gingen, wiesen auf die Berliner Reform-Genossenschaft und deren Propheten Holdheim, der den Grundsatz aufstellte, die Auflösung der zehn Stämme Israels habe den einzelnen Juden und jüdischen Familien die Fähigkeit verschafft sich fremde Nationalitäten anzueignen. Er verlangte überdies die Preisgebung der Messias-Idee womit dem weltlichen Regimente ein Zugeständnis gemacht und dasselbe für die bürgerliche und politische Gleichstellung der Juden zugänglicher gestimmt werden würde. Holdheim gönnte einer hyperphysischen supernaturalistischen Auffassung und Einwirkung keinen Platz, da das was man Offenbarung heiße nichts sei als „die dem Menschengeiste im allgemeinen inwohnende Kraft sich zur Gotteserkenntnis zü erheben"; die Bibel sei nichts anderes als „das Ergebnis des erhabenen Gottesbewustseins unserer Väter". Dr. Abraham Geiger, Rabbiner in Breslau, wünschte den Tag herbei wo die hebräische Sprache aus den Gebeten der Juden ausgemerzt und dadurch auch in ritualer Richtung eine Annäherung an die übrige Bevölkerung herbeigeführt werde. Habe nicht die Lossagung des orthodoxen Juden von aller Wissenschaft die traurige Folge gehabt daß, sobald einem jüdischen Jünglinge das Licht der Wissenschaft zu strahlen begann, er sich mit Abscheu von dem finster und schmutzig aussehenden Judenthum abwandte!*) Solle der Jude noch

*) C. O. f. Juden S. 398.

von dem beleidigenden Wahne, als ...
Volk Gottes und alle andern Nati...
losschälen; denn wäret ihr das, ...
und hättet durch Gottes Hilfe ei...

In diesem Geiste hatte sich ...
der ungarischen Israeliten" gebild...
schreiben an alle Religionsgemeind...
Anklang fand. Die wichtigsten O...
lehnung, wie Veszprim, oder ent...
äußerer Bedrängnis; daher die ...
Titel in „Pester israelitische Ref...
auch in dieser Gestalt hatte man ...
Partei, an der Spitze der Rabbin...
hintanzuhalten. Die junge Gen...
den jüdischen Gemeindeverband, ...
der Fall gewesen war; als ...
einer am 10. August abgehalten...
halb der alten eine neue Cultus...
die Erbauung eines zweckentsp...
unnöthigen Aufwandes, geschr...
gliedern, unter Vorsitz des Rabb...
dränger in dieser Angelegenheit...
Gutachten ... wie weit die ...
stehend ... en habe, ...
nach ... ehen um die ...
... en. Inzwisch...
... daß er ...

[illegible] gemeinen Manne das Wesen der Religion ausmachen, weder [illegible] zu Gott noch jene zur Gesellschaft richtig zeichnen kann; [illegible] daß der Wust theologischer Geringfügigkeiten bisher [illegible] durch seinen uralten historisch dumpfen Modergeruch [illegible] seiner Rechte zu wahren, ist die jüdische Religion in ihrem [illegible] Zustande zur Erziehung und Bildung des Volkes geradezu [illegible]" Z. B. „Darum auf ihr Rabbiner, ihr Lehrer des Volkes! [illegible] das Wohl und Wehe eurer Heerden anvertraut, ihr seid ver- [illegible] für das Übel wie für das Gute das sie trifft! Ein neues [illegible] an, alles sammelt und bauet für die Zukunft, alles bereitet [illegible] einen blüthenreichen Frühling vor. Nur ihr zögert. Warum [illegible] die letzten sein? Warum sitzt ihr noch zwischen den Ställen und [illegible] auf das Blöcken eurer Heerden? Versammelt euch, ihr Rabbiner [illegible] Mährens Ungarns, macht es euren protestantischen Brüdern nach! [illegible] energisch auf! Fürchtet keine Bannbulle, keine Excommunication; [illegible] wahnsinnige Zeit, sie ist verschollen! Trefft die Mittel eure Heerden [illegible] zu halten ehe sie sich ganz von euch verlaufen. Ergreift die [illegible] zum Baue eines verständigen und edlen Judenthums!"

[illegible] Ablegung solcher Unarten und üblen Angewöhnungen, müßte die [illegible] aller Schranken, die bisher den Juden im öffentlichen Leben [illegible] seinem äußern Erscheinen von den Christen trennten, gleichen [illegible] halten. Wie der galizische Jude sich der polnischen Sprache be- [illegible] sollte, so der böhmisch-mährische der böhmischen, und ebenso wie [illegible] böhmisch-mährische Jude mehr und mehr sich kleidet wie andere Leute, [illegible] wolle man an der Weichsel und am Dniester mit unheiligem [illegible] gegen jeden das Kreuziget ihn rufen, der der polnischen [illegible] den Vorzug vor dem altjüdischen Kaftan mit den zum [illegible] langen Baißes (Schläfelocken pop. „Lausschaukeln") [illegible] Dann wird es mit den abgesonderten Judenstädten Judenvierteln [illegible] ein Ende haben, Juden werden unter den Christen wohnen, [illegible] Kinder mit denen der Christen in dieselben Schulen gehen &c. In [illegible] ließe sich eine theilweise Emancipation jetzt schon denken, [illegible] mit der erforderlichen Bildung ausgestattete Juden ohneweiters [illegible] Ämtern Behörden und Gerichtshöfen zuließe und [illegible] der Gleichstellung mit ihren christlichen Berufsgenossen [illegible]

[illegible] a. a. O. S. 5: „D[illegible] im Lande de[illegible] [illegible], der Jude in D[illegible] [illegible]nzer Deutsch[illegible] [illegible] und nebenbei Jud[illegible] [illegible] Sinne [illegible] [illegible] Jude bisher noch nic[illegible] [illegible] Nationali[illegible] [illegible] ist beweist seine Sp[illegible] [illegible] The[illegible]

länger an seinem Ceremonial-Gesetz, dieser „Misgeburt fanatischer Köpfe", diesem „Monstrum uralter Vermischung von Schwärmerei und Witz" haften! Solle noch fernerhin den Gipfel seines Wissens jener „Wust komischer Geringfügigkeiten" der alten Rabbinats-Theologie, „jener massenhafte Aufwand von Scharfsinn und Grübelei zur Erzeugung eines Mäuschens" bilden! „Welche Vorstellung muß sich ein Jude von seinem Gotte machen der ihm nicht erlaubt mit derselben Gabel eine Butterschnitte anzustechen, mit welcher er eine Fleischschnitte angestochen hat? Und wird der Jude durch eine ihm so vorgezeichnete Lebensart nicht an dem freien Umgang mit seinem Nebenmenschen und sonach an der Verbrüderung gehindert, von dem gemeinschaftlichen Interesse immer mehr entfernt?" . . . Von solchem Standpunkte aus, was ließ sich da nicht alles verlangen? und wurde mitunter buchstäblich verlangt! Der Jude halte keine Küche für sich, nichts mehr von koscherem Fleisch und dergleichen; „essen sie das vordere vom Ochsen, sollen sie auch das hintere essen, und ob das Ei von der Henne am Samstag gelegt wurde oder nicht, kann durchaus in religiöser Hinsicht keinen Unterschied machen". Der Jude halte keinen Feiertag für sich; „er kann am Sonntag so gut seinen Gottesdienst verrichten, sich erholen und faulenzen, als er es am Sabbath thut". Er hebe eine gewisse Ceremonie bei den neugebornen Knäblein auf: „warum wollen die Juden ihre männlichen Nachkommen an einem verborgenen Theile ihres Körpers noch fernerhin verstümmeln?" Dazu käme: Reducirung des Passah-Festes auf zwei Tage — Abschaffung aller Fasttage, inbegriffen den Jom Kipur — Abschaffung der Formel: „Gott Abraham's Isaak's und Jacob's", der täglichen Gebete mit dem Gebetmantel und Einführung des Vaterunser.

Lamberg Was soll Religion zc.? Die Ursache warum die Emancipation so viele Gegner findet, sei „die mindere Bildungsstufe des Volkes, die Pfaffenmilch aus einer finstern Vorzeit die in dem Säugling zu Fleisch und Bein geworden, das geistliche Oel das sich tief ins Herz gesogen und den gesunden Verstand betäubt hat. Vom Himmel das Vorurtheil, von der Erde der Selbsterhaltungstrieb — wie konnte es anders kommen, der arme Jude mußte verhöhnt zurückgewiesen werden!" (S. 4). Darum fort mit aller Religion im heutigen Sinne des Wortes, fort mit allem Ceremonien- und Formelwesen; „kann es eine Verehrung Gottes anders als im Geiste geben?" (S. 11). Dies gelte vor allem von der jüdischen Religion, in deren Absolutismus und in deren Bureaukratie, den Rabbinern, der Anfang und das Ende aller Übel zu suchen sei (S. 7, 15). „Abgesehen davon daß die unnütze Last von Ceremonien und Gebräuchen,

die bei dem gemeinen Manne das Wesen der Religion ausmachen, weder seine Stellung zu Gott noch jene zur Gesellschaft richtig zeichnen kann; abgesehen davon daß der Wust theologischer Geringfügigkeiten bisher nur dazu diente durch seinen uralten historisch-dumpfen Modergeruch eine Masse fauler Rechte zu wahren, ist die jüdische Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande zur Erziehung und Bildung des Volkes geradezu unmöglich" (S. 8). „Darum auf ihr Rabbiner, ihr Lehrer des Volkes! Euch ist das Wohl und Wehe eurer Heerden anvertraut, ihr seid verantwortlich für das Übel wie für das Gute das sie trifft! Ein neues Leben bricht an, alles sammelt und bauet für die Zukunft, alles bereitet sich für einen blüthenreichen Frühling vor. Nur ihr zögert. Warum wollt ihr die letzten sein? Warum sitzt ihr noch zwischen den Ställen und horcht auf das Blöcken eurer Heerden? Versammelt euch, ihr Rabbiner Böhmens Mährens Ungarns, macht es euren protestantischen Brüdern nach! Tretet energisch auf! Fürchtet keine Bannbulle, keine Excommunication; die wahnsinnige Zeit, sie ist verschollen! Trefft die Mittel eure Heerden beisammen zu halten ehe sie sich ganz von euch verlaufen. Ergreift die Initiative zum Baue eines verständigen und edlen Judenthums!"

Mit Ablegung solcher Unarten und üblen Angewöhnungen, müßte die Beseitigung aller Schranken, die bisher den Juden im öffentlichen Leben und in seinem äußern Erscheinen von den Christen trennten, gleichen Schritt halten. Wie der galizische Jude sich der polnischen Sprache befleißigen sollte, so der böhmisch-mährische der böhmischen, und ebenso wie der böhmisch-mährische Jude mehr und mehr sich kleidet wie andere Leute, warum wolle man an der Weichsel und am Dniester mit unheiligem Verfolgungseifer gegen jeden das Kreuziget-ihn rufen, der der polnischen Landestracht den Vorzug vor dem altjüdischen Kaftan mit den zum Gespötte gewordenen langen Baißes (Schläfelocken *pop.* „Lausschaukeln") gibt? Dann wird es mit den abgesonderten Judenstädten Judenvierteln Judengassen ein Ende haben, Juden werden unter den Christen wohnen, ihre Kinder mit denen der Christen in dieselben Schulen gehen &c. In dieser Voraussicht ließe sich eine theilweise Emancipation jetzt schon denken, indem man mit der erforderlichen Bildung ausgestattete Juden ohneweiters zu allen Lehrerstellen Ämtern Behörden und Gerichtshöfen zuließe und diese eben dadurch der Gleichstellung mit ihren christlichen Berufsgenossen theilhaftig würden.

Lamberg a. a. O. S. 5: „Der Jude muß im Lande der Slaven ein ganzer Slave, der Jude in Deutschland ein ganzer Deutscher werden, nicht Deutscher und nebenbei Jude, im nationalen Sinne des Wortes. Daß aber der Jude bisher noch nicht ganz in der Nationalität jener Länder aufgegangen ist beweist seine Sprache, beweist zum Theil

seine Kleidung und Nahrung die in der Regel von der üblichen Sitte des Landes abweichen, beweist selbst der Haß mit welchem sich die beiden Brüder verschiedenen Glaubens gegenüberstehen".

Dr. B. Was thut jetzt den Israeliten Böhmens Noth? Freundlicher Rath eines Böhmen an seine Landsleute; C. O. f. Juden Nr. 4 v. 22. April S. 52 f. Die Juden müßten andere werden als sie sind; sie müßten das ihrige dazu thun ihre Gleichstellung zu ermöglichen. „Eure Kinder müßen in den čechischen Gegenden vollkommen fertig böhmisch sprechen lesen und schreiben. Die deutsche Sprache darf von heute an nicht die einzige, nicht die bevorzugte sein. Die Kluft der Sprachverschiedenheit darf von nun an die jüdischen Bewohner Böhmens nicht von den christlichen unterscheiden." Ebenda S. 57 f. Prazan „Prag. Tag und Nacht", wo das Zeugnis Jos. Franta Šumavský's, (christlichen) Lehrers an der jüdischen Hauptschule und an der jüdischen Kleinkinderbewahranstalt, über die Fortschritte seiner Schüler in der böhmischen Sprache angerufen wird.

J. Gemperle Ein Beitrag zu den Debatten über die Judenemancipation; Omnibus Nr. 30 v. 30. Juli. Der Verfasser befürwortet „eine theilweise Emancipation unserer israelitischen Mitbürger, nämlich jener intelligenteren Geister deren Berührung alle gleichgesinnten Seelen adelt, bei denen die Frage, ob ihre sterbliche Hülle diesem oder jenem religiösen Verhältnisse angehöre, gänzlich in den Hintergrund tritt und deren Dasein eine tägliche Verherrlichung des kosmopolitischen Grundsatzes ist: Christ Jude oder Muhamedaner, Priester Bramine oder Bonze — wir sind alle Brüder, wenn Weisheit und Tugend die leitenden Gestirne unseres Wandels hiernieden sind".

Wenn man sich schließlich zu der Einsicht verstiegen haben werde, daß der Staat bei den Ehen ganz von dem Religionsbekenntnisse absehen müße, wenn Mischehen zwischen Christen und Juden gestattet sein werden, dann werden die Sonderheiten der Juden allmählig schwinden und dieselben unterschiedslos in der Gesellschaft der Gesammtbevölkerung aufgehen; dann werde und müße aber auch die gegenseitige Anfeindung, der Christenhaß der Juden und der Judenhaß der Christen für immer ein Ende haben. „Sprechen darum wir Christen es offen aus, gestehet ihr Juden es offen ein: so lang nicht unsere Töchter die Mütter eurer Kinder, eure Töchter nicht die Gattinen unsere Söhne sind, so lang ihr nicht bei jeder Übervortheilung des Christen auch eure Familienglieder zu drücken, so lang wir nicht bei jeder Verfolgung der Juden auch unser Blut zu vergießen fürchten müßen, so lang werdet ihr nicht uns, werden wir nicht euch als Brüder begrüßen".

Die Bedingung zur Emancipation der Juden. Mit Bezug auf die neuesten Ereignisse. Von C. K. Wien 1848. Jasper Hügel u. Manz; kl. 8°, 13 S.

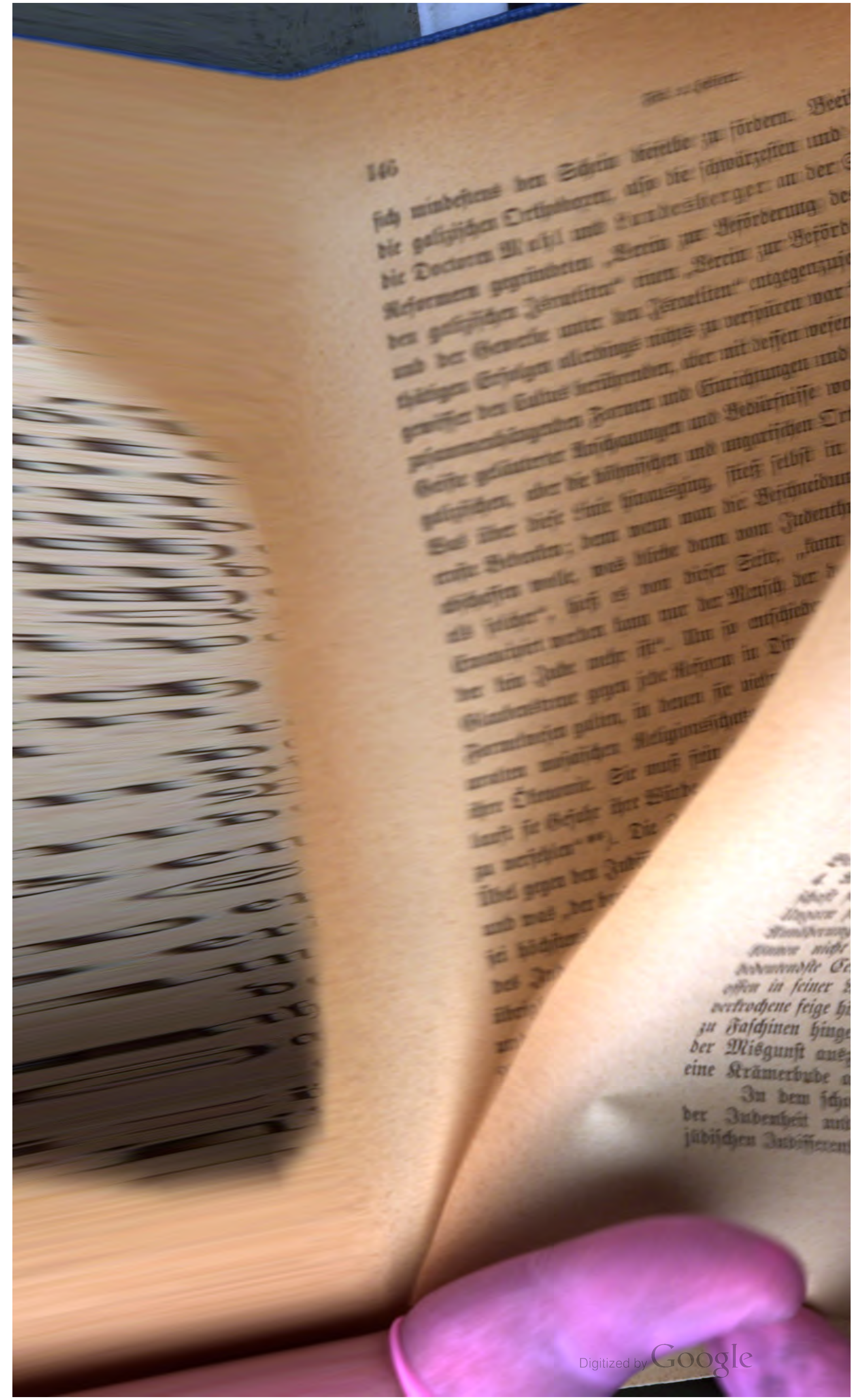
Ein Gespräch über Judenverfolgung und Juden-Emancipation. Von Dr. D. H. Sanders; C. O. f. Juden Nr. 10 v. 3. Juni S. 133—136, anknüpfend an den Vorschlag David Strauß' über das connubium zwischen Christen und Juden welches „seine verschmelzende und annähernde Wirkung auch in der niederen Masse dieses Volkes, wo es am meisten Hindernisse finden wird", äußern müßte; dann erst „lasse man die übrigen Schranken allmälig fallen, welche namentlich in diesen Regionen unsere Volksgenossen vor jüdischer Beeinträchtigung nothdürftig genug schützen." Gegen diesen letztern Ausfall ist besonders der Aufsatz gerichtet. Vgl. S. Szántó Hornisse; ebenda Nr. 12 v. 17. S. 172.

Juden-Ehen! Omnibus Nr. 59 v. 2. September S. 234: „Wie wäre es wenn ihr einstweilen noch ein wenig mit der Emancipation warten möchtet und vorläufig mit der Einführung der Civil-Ehe auch die Juden-Ehe bewilligen würdet? Israels Töchter würden mehr in das bürgerliche Leben eingeführt, würden häusliche und bürgerliche Pflichten kennen, und die Söhne Jacobs, wenn sie sich mit Christinen verbänden, den Werth des christlichen Glaubens schätzen lernen. Ferner käme auf diese Art ein großer Theil christlichen Geldes, das jetzt sich in jüdischen Händen befindet, wieder in's arme Christenthum zurück, und es würden durch diese Vermischung auch jene Lineamente der Züge nach und nach verloren gehen, die so manchem Juden neuerer Zeit unangenehme Merkmale seiner Abkunft sind".

Ein ernstes Wort an die Gesetzgebung. Von einem evangelischen Geistlichen in Presburg. Presb. Ztg. v. 19. April; so auch C. O. f. Juden Nr. 5 S. 73, Nr. 9 S. 123—125. Der Verfasser verlangt die Gestattung von Ehen zwischen Christen und Juden, jedoch nur „unter der Bedingung der christlichen Erziehung der Kinder", sowie er auch den Erwerb liegender Güter und den Zutritt zum Handwerke den Juden eröffnet wissen will, doch nur gegen dem daß die dabei erforderliche Arbeit nur durch jüdische Knechte Mägde und Gesellen verrichtet werde; den jüdischen Familien wäre keineswegs „zu gestatten christliche Dienstleute aufzunehmen um durch sie als Wesen gemeinerer Art die gemeinsten knechtischen Dienste an ganzen oder halben Festtagen sich verrichten zu lassen". Die Randbemerkungen zu diesen Clauseln s. C. O. f. Juden S. 124 f... Juden-Ehen unter der Bedingung des „halbdrakonischen" Gesetzes, daß die Kinder aus solchen Ehen „nolens volens Christen werden müßen", wurden in Ungarn gestattet und kam es im Hochsommer 1848 vor daß „zwei Judenjünglinge in Pest zwei Christenmädchen heirateten. Wer will da noch von jüdischem Sondergeist sprechen?!" Ebenda Nr. 41 v. 26. September S. 372.

* * *

Gegen die, wie wir gesehen, mitunter maßlosen Ideen und Vorschläge der Neuerungssüchtigen konnte ein Rückschlag nicht ausble[iben.] Zwar die bürgerliche Reform ließ man sich allseits gefallen, oder



en Umständen mit sich führe?! Die Pester Reform-Genossenschaft
e zum innersten Wesen und Kern des Judenthums gehörenden
bgeschafft wissen, ihrem Programme fehle es an jedem positiven
e. Der Sabbath sei im Judenthum mehr als blos ein Tag der
g und der Gemüthsruhe, er sei ein Glaubens-Artikel. „Der
und die Beschneidung, diese beiden Gottesgebote, haben von der
ng bis auf unsere Tage in Israel als die zwei heiligsten religiösen
ionen, als die Grund- und Tragpfeiler des jüdischen Glaubens
, mit deren Stehen und Sinken auch das Heiligthum des Glaubens
d sinkt". Der Sonntag der Christen, der Feiertag der Staats-
ion auf welchen der Sabbath verlegt werden solle, widerstreite
Wesen und seiner Bedeutung nach der Gotteserkenntniß des Juden-
*). Die religiöse Reform sei eine innere Angelegenheit des Juden-
„die wir blos mit und unter uns auszumachen haben
Sache die sich von außen nach Belieben anbefehlen
keine Arbeit die man aus Gefallen und Rücksicht
halb einer bestimmten Zeitfrist fertig machen kann
t- und Kernpunkt des Judenthums bildet
von dem Dasein eines einig-einzigen Gottes
dieser Einig-Einzige durch übernatürliche
ngen Israel zur Erkenntnis seines
iesem Zwecke ihm verschiedene
h deren Beobachtung der
nk bleiben soll. Woraus
Lehre und Wissensch
funden nicht verste
sammenhang,
rchaus nich
enn sie
ären.

65 S. 327—333.
S. 325 Corresp

ion nichts
Zahnweh
Religionen
hält. Der
erschrobener,
gefährlichste,
Zschokke u. a.
n wissen und
und, von deren
ch nicht frei zu

tlichen Kämpfe*)
oxen (Feineberjes)
ichnete eine geradezu
aubten Mittel in Be-
ereiteln, was zuletzt zu
welchem wir uns bewegen
en Lemberger Wahlen für
seitige Erbitterung in greller
yer Münz (Mintz) durch-
nen Preis in Wien durch einen
ußten die Wahl zu hintertreiben,
daß überhaupt kein Jude gewählt
eberjes an Anstrengungen nicht fehlen
ele verhaßten reformfreundlichen Kreis-
elle zu drängen und bestürmten die Be-
von seinem Amte. Als sie vom Gubernium
tete Bernstein am 3. September eine Ver-
e um die Schritte zu berathen die gegen diesen
wären.

, 1806 zu Zalužan im Prachiner Kreise Böhmens
des Talmud und der hebräischen Wissenschaft
ben am Gymnasium zu Pisek und in den philo-
zu Prag mit den modernen Doctrinen vertraut, war
der kleinen Judengemeinde von Hoh Voral-
l, wo er sein darein set die

sich mindestens den Schein dieselbe zu fördern. Beeilten sich doch selbst die galizischen Orthodoxen, also die schwärzesten und starrsten von allen, die Doctoren Mahl und Landesberger an der Spitze, dem von den Reformern gegründeten „Verein zur Beförderung des Fortschrittes unter den galizischen Israeliten" einen „Verein zur Beförderung des Ackerbaues und der Gewerbe unter den Israeliten" entgegenzusetzen, von dessen werkthätigen Erfolgen allerdings nichts zu verspüren war *). Auch eine Revision gewisser den Cultus berührenden, aber mit dessen wesentlicher Grundlage nicht zusammenhängenden Formen und Einrichtungen und deren Verbesserung im Geiste geläuterter Anschauungen und Bedürfnisse wollten sich zwar nicht die galizischen, aber die böhmischen und ungarischen Orthodoxen gefallen lassen. Was über diese Linie hinausging, stieß selbst in christlichen Kreisen auf ernste Bedenken; denn wenn man die Beschneidung, den Sabbath u. dgl. abschaffen wolle, was bliebe dann vom Judenthum übrig? „Der Jude als solcher", hieß es von dieser Seite, „kann nie emancipirt werden. Emancipirt werden kann nur der Mensch der den Juden ausgezogen hat, der kein Jude mehr ist". Um so entschiedener bäumte sich die jüdische Glaubenstreue gegen jede Reform in Dingen auf, die ihr nicht blos als Formelwesen galten, in denen sie vielmehr unverrückbare Bestandtheile des uralten mosaischen Religionsschatzes erblickte. „Auch die Religion hat ihre Ökonomie. Sie muß fein haushalten mit dem was sie hat; sonst lauft sie Gefahr ihre Würde zu verlieren, ihren Eindruck auf das Gemüth zu verfehlen" **). Die Zerrissenheit im Judenthum sei noch das kleinere Übel gegen den Indifferentismus. Was der „Patriot" Geiger in Breslau und was „der berüchtigte Sophist" Holdheim in Berlin vordemonstriren, sei höchstens eine Negation des Christenthums, aber in erster Linie eine des Judenthums, weil von den Lebenselementen des letztern nichts mehr übrigbleibe. Solle mit dem Aufgeben des Hebräischen das Band zersprengt und zerrissen werden, das alle Juden vom Jordan bis zum Ohio, vom Nil bis zur Weichsel zu einem Brudervolke knüpft? Die Pester Reform-Genossenschaft trete ganz und gar in die Fußtapfen jener beiden unkirchlichen Neuerer. Und was stünden für Männer an ihrer Spitze? Ärzte und Kaufleute seien in der Regel schlechte Theologen, was können diese für Gewähr gegen die Gefahren bieten die eine religiöse Reform

---

*) C. O. f. Juden Nr. 49 v. 25. October S. 426.

**) Ebenda S. 354 aus Groß-Kanischa.

unter allen Umständen mit sich führe?! Die Pester Reform-Genossenschaft wolle alle zum innersten Wesen und Kern des Judenthums gehörenden Gesetze abgeschafft wissen, ihrem Programme fehle es an jedem positiven Momente. Der Sabbath sei im Judenthum mehr als blos ein Tag der Erholung und der Gemüthsruhe, er sei ein Glaubens-Artikel. „Der Sabbath und die Beschneidung, diese beiden Gottesgebote, haben von ihrer Einsetzung bis auf unsere Tage in Israel als die zwei heiligsten religiösen Institutionen, als die Grund- und Tragpfeiler des jüdischen Glaubens gegolten, mit deren Stehen und Sinken auch das Heiligthum des Glaubens steht und sinkt". Der Sonntag der Christen, der Feiertag der Staats-Religion auf welchen der Sabbath verlegt werden solle, widerstrebe seinem Wesen und seiner Bedeutung nach der Gotteserkenntnis des Judenthums*). Die religiöse Reform sei eine innere Angelegenheit des Judenthums „die wir blos mit und unter uns auszumachen haben. Sie ist keine Sache die sich von außen nach Belieben anbefehlen und bestellen läßt, keine Arbeit die man aus Gefallen und Rücksicht übernehmen und innerhalb einer bestimmten Zeitfrist fertig machen kann. Den eigentlichen Haupt- und Kernpunkt des Judenthums bildet keineswegs die abstracte Idee von dem Dasein eines einig-einzigen Gottes, sondern der Glaube daß dieser Einig-Einzige durch übernatürliche That- und Wort-Offenbarungen Israel zur Erkenntnis seines Wesens und Willens berufen und zu diesem Zwecke ihm verschiedene eigenthümliche Gebote anbefohlen hat, durch deren Beobachtung der Israelit stets dieser seiner Berufung eingedenk bleiben soll. Woraus sich denn von selbst ergibt daß Männer denen die Lehre und Wissenschaft des Judenthums völlig fremd ist, die dessen Urkunden nicht verstehen, dessen Quellen nicht kennen, von dessen innerem Zusammenhang, dessen Bedeutung und Geschichte keinen Begriff haben, durchaus nicht berufen sind in dieser Angelegenheit das Wort zu führen, wenn sie auch sonst noch so gelehrt und Graduirte aller Facultäten wären. Unsere religiösen Gebräuche, unsere Speisegesetze, unsere Sabbathfeier haben mit der Emancipation nichts zu schaffen. Macht doch der Tag mehr den wir feiern wollen, neben dem andern den wir von staatswegen feiern müßen, unsere Concurrenz um so ungefährlicher".

Löv Schwab Gutachten: „Religiöse Reform kann dem Worte und Begriffe nach nichts anderes heißen als Zurückgestaltung, Zurück-

*) Aus dem „Israelit" 1847 Nr. 45 bei Schwab S. 13.

führung der Religion zu ihrer ursprünglichen Gestalt, Wiederherstellung ihrer Lehre und Vorschrift in ungetrübter Reinheit und Klarheit, Befreiung ihres göttlichen Gehaltes von erdrückender und entstellender Menschensatzung, Verbesserung ihrer den Cultus betreffenden Einrichtungen durch Ausscheidung unangemessener und zweckwidriger Formen und Einführung solcher die dem innern Bedürfnis und den Anforderungen der Gegenwart entsprechen . . . Wo aber dieser Boden verlassen, über diese Gränze hinausgegangen wird, wo es sich nicht mehr um Unwesentliches, um kirchliche Formen und Bräuche handelt, sondern um Punkte die zu allen Zeiten als zum innersten Wesen und Kern der Religion gehörend angesehen wurden und als solche angesehen werden müßen, da kann wohl vom religiösen Umsturze die Rede sein, aber nicht von religiöser Reform" (S. 3 f.). Am wenigsten stehe es daher „denen zu sich als Reformer zu geriren die in Gesinnung und Leben — sei es aus Leichtsinn oder Gedankenlosigkeit oder aus dünkelhafter Halbbildung und Scheinaufklärung oder aus wirklicher innerer Überzeugung — längst über jede positive Lehre und Vorschrift der Religion hinaus sind, und können alle ihre Reform-Proclamationen für nichts anderes gelten als für schriftliche Bestätigung dessen was alle Welt längst von ihnen wußte" (S. 5).

M. A. Schwarz Ein Wort ꝛc. „Nicht von Reform im Judenthum darf und kann jetzt die Rede sein! Nicht diese soll darf kann und wird das Vehikel zu unserer Erlösung, zur Abschaffung unserer Knechtschaft, zu unserer Anreihung an das Bürgerthum sein. Denn ist einerseits schon jede spannweite Entfernung von unseren üblichen Ceremonien ein Zugeständnis der Legalität unserer bisherigen Ausschließung, eine Beschönigung des an uns durch Jahrhunderte verübten Raubes, so wird anderseits die Reform, selbst im weitesten Sinne des Wortes, zu nichts führen".

Wohin werden jetzt die preußischen Juden nach dem Tode kommen? (Unterzeichnet P***) 1 Bl. fol. Fridrich. Gegen die Ehen zwischen Juden und Christen.

Im Namen der verfolgten Juden in Böhmen an ihre verfolgten Brüder in Ungarn. Von Simon Hock; C. O. f. Juden Nr. 23 vom 4. August S. 247—250. Die Vorschläge der Pester Reform-Genossenschaft seien „Verrath an der ganzen Judenheit". Sollten Gemeinden in Ungarn sich soweit vergessen wollen „Grundpfeiler unserer Religion der Annäherungssucht an das Christenthum zum Opfer zu bringen? Wir können nicht zugeben daß dem Staate zu Liebe auch nur die unbedeutendste Ceremonie abgeschafft werde". Wer sich taufen lasse, sei offen in seiner Abtrünnigkeit; „die Emancipations-Reformer aber sind verkrochene feige hinterlistige Verräther die unsere heiligsten Überzeugungen zu Faschinen hingeben um die Gräben des Vorurtheils, um die Klüfte der Misgunst auszufüllen, die den göttlichen Tempel zertrümmern um eine Krämerbude auf dessen Schutt zu errichten".

In dem schon früher von uns beachteten Aufsatze „Die Schäden der Judenheit und deren Heilung" findet sich eine Charakteristik des jüdischen Indifferentismus der in drei „Hauptgestalten" aufzutreten pflege:

„als materieller Indifferentismus der sich überhaupt um Religion nichts kümmert, da er damit weder seine Schuhe flicken noch sein Zahnweh heilen kann; als neologisch-philosophischer der alle positiven Religionen für gleich schlecht hält; als liberaler der alle für gleich gut hält. Der erste bildet sich bei gänzlich vernachlässigter, der zweite bei verschrobener, der dritte bei oberflächlicher Bildung". Der letztere sei der gefährlichste, „weil die überaus häufig gelesenen Volksschriften eines Zschokke u. a. Christum und dessen Lehre in solcher Glorie darzustellen wissen und weil wir überhaupt von christlicher Atmosphäre umgeben sind, von deren Einwirkung die schwächer Constituirten unserer Nation sich nicht frei zu halten wissen"; C. O. f. Juden S. 406.

Nirgends war, wie die ununterbrochenen leidenschaftlichen Kämpfe*) bewiesen, der Streit zwischen Reformern und Orthodoxen (Feineberjes) heftiger als in Galizien. Namentlich die letzteren kennzeichnete eine geradezu sinnlose Wuth, mit der sie alle erlaubten und unerlaubten Mittel in Bewegung setzten die Bestrebungen ihrer Gegner zu vereiteln, was zuletzt zu einer Katastrophe führte, die auf dem Gebiete auf welchem wir uns bewegen einzig im Jahre 1848 dasteht. Schon bei den Lemberger Wahlen für den Reichstag hatten sich Zwiespalt und gegenseitige Erbitterung in greller Weise gezeigt, als die Orthodoxen den Mayer Münz (Mintz) durchsetzen wollten; die Reformer, die um keinen Preis in Wien durch einen Kaftan-Juden vertreten sein wollten, wußten die Wahl zu hintertreiben, was dann allerdings die Folge hatte daß überhaupt kein Jude gewählt wurde**). Dabei ließen es die Feineberjes an Anstrengungen nicht fehlen den ihnen in den Grund ihrer Seele verhaßten reformfreundlichen Kreis-Rabbiner Kohn von seiner Stelle zu drängen und bestürmten die Behörden um Enthebung desselben von seinem Amte. Als sie vom Gubernium abgewiesen wurden, veranstaltete Bernstein am 3. September eine Versammlung in der Synagoge um die Schritte zu berathen die gegen diesen Bescheid zu unternehmen wären.

Abraham Kohn, 1806 zu Zaluzan im Prachiner Kreise Böhmens geboren, in den Lehren des Talmud und der hebräischen Wissenschaft wohl unterrichtet, daneben am Gymnasium zu Pisek und in den philosophischen Jahrgängen zu Prag mit den modernen Doctrinen vertraut, war 1833 an die Spitze der kleinen Judengemeinde von Hohenembs in Voralberg berufen worden, wo er sein Bestreben darein setzte, „diejenigen die

*) Jahrb. 1885 S. 327—333.
**) C. O. f. Juden S. 326 Correspondenz aus Żółkiew.

von der Allgewalt des Zeitgeistes getrieben werden in ihrem Gewissen zu beruhigen und ihnen zu zeigen, wie weit sie in der Abschaffung alter Gebräuche gehen dürfen ohne der Religion nahe zu treten; jene aber die beim Alten bleiben wollen zur Nachgibigkeit und Toleranz gegen Andersgesinnte zu stimmen, damit, da die Einigkeit im Glauben unmöglich ist, mindestens bürgerliche Einigkeit herrsche". Nach zehnjähriger erfolgreicher Thätigkeit in Hohenembs nach Lemberg berufen, hatte Kohn im April 1844 kaum seine neue Stelle angetreten, als er der ungleich größeren Schwierigkeiten und ungünstigeren Verhältnisse inne wurde, die auf galizischem Boden seinem Wirken entgegenstanden. Zwar gelang es ihm 1845 eine israelitische Normalschule zu eröffnen, was 1846 seine Ernennung zum Kreis-Rabbiner zur Folge hatte. Doch in eben dem Maße als sein Ansehen und Einfluß bei der fortschrittlichen Partei wie auch bei den kaiserlichen Behörden im Steigen war, hatte anderseits der Haß der Zeloten zugenommen, den er mit ausharrender Geduld und versöhnlicher Haltung vergeblich zu entwaffnen suchte. Als einer seiner Verfolger wegen böswilliger Verläumdung und Aufreizung des Volkes in Haft genommen wurde, war es Kohn persönlich der ihm die Freiheit verschaffte. Im Hochsommer 1848 beschäftigte er sich mit der Herausgabe eines Wochenblattes „Der israelitische Volksfreund", für dessen friedsame Richtung der Name bürgte der an der Spitze zu stehen hatte. Allein die Partei die ihm gegenüberstand war eben unversöhnlich, und es mochte an Drohbriefen, die ihm den Untergang schwuren, nicht gefehlt haben. Denn eben in dieser Zeit hielt er eine Predigt worin er der Gemeinde ans Herz legte den Nebenmenschen und Bruder nie zu kränken; unter allen Nationen seien die Juden am reinsten vom Verbrechen des Mordes. Zum Schluße forderte er die Nächstenliebe heraus: man möge durch Suppenvertheilung der herrschenden Cholera entgegenwirken und ihr vielleicht manches Opfer entziehen*).

Es sollte seine letzte Predigt sein! Am Mittwoch darauf, 6. September, zur Zeit da im Kohn'schen Hause die Mittagskost bereitet wurde, erschien in der Küche ein Kaftanjude und bat die Magd ihm zu erlauben daß er sich seine Cigarre anzünde. Damit trat er an den Herd, wo er seinen Hut fallen ließ und sich dabei allerhand zu schaffen machte, bis die Cigarre Feuer gefangen hatte, worauf er sich dankend entfernte. Als

*) C. O. f. Juden S. 336.

dann die Suppe aufgetragen und von der Hausfrau ausgetheilt wurde, fing das kleinste Kind alsbald sich zu erbrechen an, und auch bei den Andern zeigten sich Üblichkeiten, so daß sogleich um den Arzt geschickt wurde. Die Frau, die sich zuletzt bedient und am wenigsten genossen hatte, und einige der Kinder konnten noch gerettet werden; allein beim Rabbiner, von Haus aus einer schwächlichen Natur, war alle Hilfe vergebens. Am 7. September um halb zwei Uhr morgens war er verschieden, eines der Kinder folgte ihm unmittelbar nach, ein zweites acht Tage später. Die Leichenöffnung wies auf Vergiftung durch Arsenik, das sich in den Resten der Suppe in einer solchen Dosis fand daß damit „ein halbes hundert Personen" in die andere Welt befördert werden konnten. Am 8. fand unter ungeheurem Zulauf das Leichenbegängnis statt; im Tempel sprach Dr. Blumenfeld, in der Vorstadt-Synagoge hielten die beiden Religionsweiser, am Grabe Michael Wolf Trauerreden.

Der Schlag der mit dem Hinscheiden Abraham Kohn's den Reformern Galiziens zugefügt worden, war ein nahezu vernichtender. „Verwaist steht der Tempel", klagten sie, „der Hohepriester ist dahingegangen, der für uns gebetet hat im Hause des Herrn, und unsere Andacht hat keinen Dolmetsch mehr". In Stanislau veranstaltete der „Verein des politisch-literarischen Fortschrittes der Juden", gegen die Einsprache des altgläubigen Rabbiners, eine Todtenfeier für das hingeschiedene Haupt der Reformfreunde in der Synagoge, ein „Hochamt" mit Trauerreden von Dr. A. Bardasch, J. J. Wolkenstein, H. Kohn, Marcellian Nowicki. Die Reformers legten für einen Monat Trauer an; viele trugen Trauerringe mit der Inschrift „A. K. fiel als Märtyrer f. Licht und Whrt. am 7. September 1848"; die Kanzel im Lemberger Bethause wurde mit einem schwarzen Flor verhangen. Einstimmig nannten sie die That „ein fluchwürdiges Attentat der fanatisch-orthodoxen Partei. Es steht dieses cannibalische Factum des Fanatismus als Anomalie vereinzelt da in den Annalen der jüdischen Geschichte. Schmach und Fluch den Anführern des in Lemberg grassirenden Chasidismus, dieser scheinheiligen sich als Zionswächter gerirenden Jesuiten" *). In der That wurden Hersch Bernstein und Hersch Ornstein gefänglich eingezogen. Über den thatsächlichen Giftmischer gab es in der Stadt viel Gerede. Die einen

*) C. O. f. Juden Nr. 44. v. 2. October S. 385 f. Krakau 12. September; Unterzeichnet: Unus pro multis.

sagten, er sei von der Magd der Familie Kohn herausgefunden worden; andere behaupteten er habe sich dadurch verrathen daß er, nachdem er sich eine Weile verborgen gehalten, in eine Officin gegangen und sich daselbst, bei einem als Chasidim bekannten Menschen etwas unerhörtes, Bart und Baißes abschneiden lassen; die dritten erzählten, er sei am 8. zufällig in die Stadt gekommen, sei dort dem großartigen Leichenzug begegnet und habe reumüthig sich selbst zu Gericht gestellt. Es scheint jedoch keine dieser Angaben sich bewährt zu haben; denn es ist nie etwas sicheres herausgekommen, obwohl der Fortschritts-Verein einen Dreizehner-Ausschuß zur Förderung dieses Zweckes niedersetzte und von Wien aus, wohin sich die Witwe hilfesuchend begab, der Justiz-Minister Bach die sorgfältigste Untersuchung anordnete; derselben sollte eine Anzahl in der Gemeinde angesehener Israeliten als Beisitzer beigezogen und dabei das demnächst einzuführende öffentlich-mündliche Verfahren thunlichst berücksichtigt werden *).

Zu bemerken wäre noch daß Mayer Münz im Namen und Auftrage der Orthodoxen den Hinterlassenen Kohn's eine (wohl jährliche?) Unterstützung von 200 fl. Conv. M. anbot, was aber von der Fortschrittspartei abgelehnt wurde. Letztere eröffnete zur Gründung eines Witwenfondes für die ihres Gatten beraubte Kohn unter ihrem Anhang eine Subscription, deren Ergebnis bis Ende September bereits 5000 fl. Conv. M. aufwies.

---

*) Die Erfolglosigkeit der gepflogenen Untersuchung ist wohl aus dem Umstand zu schließen, daß Wurzbach XII S. 296—298, der doch die von des Ermordeten Sohne Jacob veröffentlichte ausführliche Biographie Abraham Kohn's, „dieses Märtyrers seines Glaubens", benützt haben dürfte, vollständig darüber schweigt.

Gedichte

von

Eugène Obermayer.

Das Hildebrandslied.

Heimkehrend Hildebrand
Warf alle in den Sand,
Doch ward der Siegergreis
Von Angst fast übermannt,
Als höheres Geheiß
Ihn zwang mit Hadubrand,
Dem Sohn, zu kämpfen um den Preis.

Einbrach das [illegible]
Auf beide allzumal.
Der Vater wußte, wen
Ertödten sollt' sein Stahl,
Und weiches [illegible]
[illegible] nur Gewissens[illegible].
Den Jungen, [illegible]

Wer siegte, wer erlag?
Wen traf der stärkste Schlag,
Wen traf des Sieges Fluch?
Das Lied bringt's nicht zu Tag
Ein milder Schicksalsspruch,
Den ich nicht [illegible] mag,
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
Gezwungen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
Der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Knospe.

Golden fast im Vollmondscheine
Glänzt die schlanke Silberpappel,
Unter der mit banger Stimme
Er ein kurzes Ständchen brachte.

Kaum verklingt es in den Lüften,
Steht sie schon auf dem Balcone,
Schwebt bereits aus ihrem Busen
Nieder eine rothe Knospe.

Hastig will der Majo bergen
Ihrer Gunst ersehntes Zeichen,
Da erscheinet die Duena,
Weichen muß er wie ein Feiger.

Und die Knospe liegt im Sande.
Nachts doch pflückt der Schlummerlose
An der selben dürren Stelle
Eine wunderschöne Rose.

Der fremde Jäger.

Zu essen hat er nicht,
Zu leben doch ein Recht,
Gern thät er seine Pflicht,
Wär's auch als schlichter Knecht.

Zu herrisch war sein Blick,
Zu schweigsam stolz sein Mund,
Trotz gegen sein Geschick
Gab seine Haltung kund.

Er ging in einer Nacht
Zum Dorf hinaus und ging,
Ob traurig gleich und sacht,
Bis ihn der Wald umfing.

Ein seliges Vertrau'n
Verlockt ihn tiefer stets,
Was herb die Augen thau'n,
Ein warmer West verweht's.

An eine alte Eich'
Lehnt er die Flinte an.
O Gott, er war so bleich,
Als sei's um ihn gethan.

In's Moos streckt er sich hin,
Nimmt Abschied von der Welt,
Da überwältigt ihn
Ein Traum, der ihn erhält.

Und als der Fink vom Ast
Gut Morgen! zu ihm rief,
Da sprang er heiter fast
Empor und ging und lief,

Und lief hinein und sprang
In's kühle tiefe Grün
Und lacht' und weint' und sang,
Vergaß des Lebens Müh'n.

Nur selten kracht sein Schuß —
Die ihre Söhne liebt,
Natur, vom Ueberfluß
Ihm reichlich gerne gibt.

Gesunde Schwämm' gedeih'n
Auf seinem steilen Weg,
Und Waldbeerlein sie streu'n
Sich selbst auf seinen Steg.

Ihm lauft die Quelle nach,
Forellenreich und klar,
Die Sterne bleiben wach,
Wenn er entschlummert war.

Die Bäume wölben sich
Zum Dache über ihn,
Die Erde mütterlich
Bereitet weiches Grün.

Das Tannenreis am Hut,
Die wilde Ros' am Kleid,
Sie stehen ihm so gut,
Sie haben ihn gefeit.

Des Försters Kugel trifft
Den fremden Jäger nicht,
Sie haftet im Geklüft,
Das Dickicht ihn verficht.

,Hab Dank, Du edler Wald
Der mich so hegt und pflegt
Und mich, bin ich einst kalt,
Warm zwischen Blätter legt.

Du bietest deinem Herrn,
Was er nur fordern kann
Und heimlich nährst du gern
Mich armen, armen Mann!'

Die Sühne.

Der Junker zecht noch wüst beim Fackelschein,
Mit einem Brief tritt da der Knecht herein.
,Was scheret mich die alte Mutter mein,
Und mag sie noch so schelten, schenket ein!
Hätt ich wie sie ein edles Zipperlein,
Legt' ich mich selbst bequem in's Grab hinein.
Dir trink ich's zu, du armes Väterlein,
Ich komm' zu dir, weil sie dich läßt allein.'
Und wie er trinken will den Wein vom Rhein,
Da stürzt urplötzlich aus der Ahnen Reih'n
Des Vaters Bild und schlägt das Haupt ihm ein.
Es mußt' von Geisterhand geschleudert sein.

Der Mönch.

,Hab' ich geschlummert? ich weiß es kaum.
Welch' ein lebendiger böser Traum
Fand nicht in meiner Seele Raum!
Heilige wieder die sündige Zelle,
Du paradiesische Morgenhelle!

Die mich betrogen, sie weinte so laut,
Der mich verrathen, so düster schaut.
Hätt' ich vergebens verzieh'n, vertraut?
Da ich entsagend Gott mich ergeben,
Hofft' ich für euch ein beglücktes Leben . . .

Wie aus der Zeit, wo ich jung, bethört,
Jegliches Bild mich noch heute stört!
Der du mich gnädig schon oft erhört,
Nimm sie in Schutz, daß ich ohne Reue
Dir nur gehöre in Lieb' und Treue.'

Spricht's mit Vertrauen und sinkt auf's Knie,
Betet inbrünstig und betet für die,
Denen er einst sich geopfert. Und wie
Er sich erhoben, da ward ihm der Frieden,
Der uns verheißene, hier schon beschieden.

Ferdinand III.

Als der Ferdinande dritter
An der Spitze seiner Ritter
In Sevilla eingedrungen,
Das den Mauren abgerungen
Hatten seine treuen Streiter,
Zog der Sieger nicht mehr weiter.
Eh' er das Gebet geendet,
Das er zur Moschee gewendet,
Sprach, die nun die Kathedrale,
War er todt mit einem Male.
Ihn begrüßt mit mildem Worte
An des Himmels Strahlenpforte
Santiago, der den Bewährten
Führte zu der allverehrten
Mutter Christi, der gnadenreichen
Jungfrau, die nicht ihres gleichen
Selbst im Himmel. Er begegnet
Einem Auge, das ihn segnet,
Ihm verheißt, daß alle Bitten
Für das Reich, das er erstritten,
Gern bewilligt. Unerschrocken
Fleht der König ohne Stocken:
‚Oel gedeihe, Wein, Getreide,
Daß nie jemand Mangel leide.'
Und Maria sprach: „In Gottes Namen!"

'Ihre Stiere zahlreich mehre,
Frischen Knoblauch stets gewähre.'
Und Maria sprach: „In Gottes Namen!"
'Mit den duftigsten Cigarren
Brauch' der Spanier nie zu sparen.'
Und Maria sprach: „In Gottes Namen!"
Endlich bat er voller Rührung
Um die trefflichste Regierung.
Und Maria sprach: 'Ich kränke
Dich ungerne, doch bedenke,
Gäb ich dir auch dies zum Lohne,
Flöhen von des Herren Throne
Alle Engel; könnt' Er's leiden?
O Fernando, sei bescheiden!
Spanien soll glücklich werden,
Doch ein Himmel nicht auf Erden.
Also sei's in Gottes Namen.'
Und der König sagte: „Amen,
Amen, Amen!"

Don Alonso Perez de Guzman.

Nach Tarifa, das die Heiden
Schon seit Wochen eng umschlossen,
Wo der Hunger und das Fieber
Aerger wüthen als die Mohren,
Die schon Siegeslieder singen,
Flüchten heim die rückgeworf'nen
Christenschaaren, die verzweifelnd
Einen Ausfall unternommen.
Deren Blut aus Wunden rieselt,
Alle Krieger, selbst die todten,
Hat des Feldherrn Umsicht glücklich
Den Verfolgenden entzogen.
Musterung hält der Hochverehrte.
Weh', er suchet angstbeklommen
Den geliebtesten Soldaten,
Der am tapfersten gefochten,
Sucht den einz'gen Sohn vergebens.
Jede Hoffnung ist verloren.
Und der schwererprobte Vater
Steht von Jammer überwunden.
Ihn zu trösten waget niemand,
Alle theilen seinen Kummer,
War er doch ein echter Guzman,
Ein bewährter Waffenbruder.

Ueber die bedrängten Wälle
Dringen plötzlich Hörnertöne.
Auf die Brüstung eilt der Feldherr.
Der unseligste der Söhne,
Unten steht er, Ketten schleppend,
Neben ihm, der so ihn höhnet,
Hält der Fürst der Sarazenen:
'Will den Jungen Dir nicht köpfen!
Uebergibst Du mir die Festung,
Magst ihn senden zu den Töchtern!
Doch entschließe rasch Dich, Alter,

Allah, der die Wahl Dir gönnet,
Nicht gewohnt ist er zu warten.
Eile, Dir ihn zu versöhnen.' —

Rede, Don Alonso, rede!
Sprachlos steht der Schwererprobte.
Horch auf deines Herzens Schläge,
Hör' auf deiner Freunde Worte
Bieten was sie eigen nennen
Zu dem Loskauf deines Sohnes.
Rede, Don Alonso, rede! —

Sprachlos steht der Schwererprobte.
Eine krampfhafte Bewegung . . .
Und er schleudert von dem hohen
Wall herab den stolzen Degen,
Den er stets so hoch erhoben.
Zu den Füßen des Gefang'nen
Ist der harte Stahl zerbrochen.

So besiegt des Helden Treue,
So des Christen Kriegertugend
Selbst die väterliche Liebe.
Und es liegt zur selben Stunde
Schon ein junges hoffnungsreiches,
Lebensfrohes Haupt im Blute.

Und die Sarazenen stürmen
Immer kühner, siegbewußter;
Mauern klaffen, Thürme stürzen,
Doch die Spanier wirken Wunder,
Ob sie alle Guzman wären,
Und die Stadt bleibt unbezwungen.

Was begeistert die Getreuen,
Stählt ihr Herz, feit ihre Seelen?
Jener bleiche stumme Kämpfer,
Der, ein wahrer Racheengel,
Tag und Nachts und aller Orten
Ganze Reihen niederstrecket,
Jener Greis, der bleiche, stumme,
Der den Mord des Sohnes rächet.

Blutige Tage sind vorüber,
Der Entsatz ist eingetroffen.
In Tarifa jubeln Alle,
Strahlt das Kreuz des Domes golden,
Senden laute Dankgebete
Himmelwärts die Kirchenglocken.
Unverzüglich eilt der König
Zu Alonso, dem erprobten,
Will ihm huldigen wie ein Diener,
Sich als Sohn ihm unterordnen.
Anders doch war Gottes Fügung:
Don Alonso war gestorben,
Da er ledig seines Schwures,
Da Tarifa frei geworden.
Bis zur Stunde der Entscheidung
That er was die Pflicht geboten,
Schon als ihm sein Schwert entsunken,
Sank sein Herz zu seinem Todten.

Pestzeiten in Asparn an der Zaya.

Historische Skizze von Joseph Maurer.

Wohl hat auch vor dem siebzehnten Jahrhundert im Markte Asparn an der Zaya öfters — wie im ganzen Lande Nieder-Oesterreich — die Pest gewüthet, allein darüber sind uns in Betreff Asparns, dessen Name schon 1108 genannt und das 1318 als ein Markt bezeichnet wird, keine näheren Nachrichten überliefert worden. Die erste Pest in Asparn, über die wir eine schriftliche Aufzeichnung haben, herrschte im Jahre 1634. Wir finden nämlich im pfarrlichen Sterbeprotokolle dieses genannten Jahres vom 17. Juli bis 15. December acht Personen als an der Pest verstorben eingetragen. Da überhaupt nur 38 Verstorbene für dieses Jahr (zu wenig für die Pfarre!) aufgezeichnet und aus den vielen Filialen gar keine Pestfälle erwähnt werden, so ist wohl anzunehmen, daß die Pest mehr als acht Opfer gefordert habe, daß man sie aber in dieser traurigen Zeit nicht alle verzeichnet habe.

Mehr und Genaueres wissen wir über die bald darauffolgende Pestzeit im Jahre 1645, in welchem die Pest ärger als je in Asparn gehaust hat. Das pfarrliche Sterbeprotokoll gibt uns mit der Aufzählung der Namen der Verstorbenen folgenden Aufschluß: es starben im Jahre 1645 im Januar 6 Personen, im Februar 5, im März 5, im April 4, im Mai 26, im Juni 17, im Juli 6, im August 71, im September 166, im October 101, im November 24, im December 10, also im Ganzen 441 Personen. Unter diesen waren 18 Auswärtige, die sich auf ein Dutzend Ortschaften vertheilen, weil damals zum Kloster Asparn nicht blos dessen sieben Filialen, sondern auch die Pfarre Statz mit mehreren Filialen (seit 1632 auf 18 Jahre) gehörte.*) In den jetzigen Filialorten der Pfarre Asparn starben nur

---

*) Damit die Schuldenlast der Pfarre Statz abgetragen würde. Der letzte Pfarrer war wegen dieser Last auf- und davongegangen. Der Vertrag des Besitzers von Statz, Graf Seifried Christoph Breuner, mit dem Minoritenkloster zu Asparn a. d. Zaya wegen Uebernahme der Pfarre Statz wird im Kloster-Archive zu Asparn a. d. Z. aufbewahrt. Dem hochw. P. Quardian daselbst Herrn Roman Lehner muß ich meinen Dank aussprechen für die gütige Erlaubniß, das Kloster- und das Pfarr-Archiv benützen zu können.

7 Personen, nämlich in Olgersdorf 2 und in Schletz 5 (sind vielleicht nicht alle aufgeschrieben?). Jedenfalls war Asparn in der ganzen Gegend am härtesten mitgenommen worden. Dazu kommt noch, daß Asparn damals von den Schweden überfallen wurde. Ob nicht diese die Seuche in den Markt gebracht haben? Ueber den Schwedeneinfall und über die Pest haben wir auch einen Bericht des damaligen Marktschreibers Christoph Prängl. Es heißt darin unter anderem: „Nachdem Menniglich bewusst ist, daß Anno 1645 kürzlich vor der heiligen Zeit zu Ostern der khünigl. Schwedische General Veldt Marschalckh Herr Leonhard Torstensohn mit seinen vnterhabenden Schwedischen Völckhern diß Landt Oesterreich herwerths der Tonaw feindlicher weiß veberfallen vndt vnter sein gewaldt gebracht, Also daß dieser Marckht und die Herrschaft Asparn Herrn Christoph Galbrechten, einen Obristen veber ein Regiment Tragoner zu Pferdt, zum Quartier assignirt worden, welcher Obrister aber bald hernacher bey der belegerung Bryn von den Khayserlichen Volckh erschossen worden, deme man aber davor neben daß sie Alles Preiß gemacht vnd hinweckhgenommen haben, darein sie aber die ganze Herrschaft eingeschlossen, für die Prandtschätzung 1500 Reichstaller vnd auf 2250 fl. bracht, richtig machen müssen, außer dessen, was man nachmals dem Gubernator auf Falckhenstein in 16 Monaten die maiste Zeit vnd Monat zu 100 Reichstallern contribuirt hat, So alles der Marckht allein außgestanden, zu geschweigen was vnderdessen auf Laa, Zistersdorf, Stockheraw vnd andere Oerter auf die Khayserischen Quartier aufferloffen, welcher Schaden zu beschreiben vnd zu benennen hieher nit müglich gewesen wäre, Sondern alles dem lieben Gott bevolchen vnd haimbgestellt worden. Inmassen denn veber solch ausgestandenes Ellendt nachmals die laydig vnd erschröckhliche Seich der Infection aller enden eingerissen, also daß dieser Marckht Asparn dazumal fast gar ausgestorben, auch von den Rathsbürgern mehr nit als nur fünff Persohn überblieben seyn.*) Daher vnd weill vnder solch wehrenden Schwedischen Weesen anderst nichts Gerichtliches fürzunemben gewesen, vilweniger vorgefallen, Sondern wegen Einbringung der Wochengelter vnd Contributionen ein jeder Bürger des Raths das Richterambt, ain wochen vmb die ander verricht, biß bemeltes Schwedisches Volckh widerumb aus dem Landt khumen, auch jede Obrighkeit seine hinderlassene Guetter besuecht." **) Aus diesem fürchterlichen Pestjahr

*) Meist waren zehn (manchmal auch mehr) Rathsbürger, dann der Bürgermeister und der Marktrichter, wie aus den Protokollen erhellt.

**) Aus „Gerichtsbuch der Zeit Seyfriedt Christophen Breiner Edlen Herrn zu Stäz, Freyherrn zu Stübing, Flädnitz vnd Rabenstein, Herrn der Graff- vnd Herrschafften Asparn, Gruspach vnd Lombniz, Obristen Erb-Cammerern in Oesterreich vnder der Ennß, Rittern des Ordens vom Gulden Fluß, der Röm: hietzt

rührt wahrscheinlich die Sage her, die sich bis heute erhalten hat, Aspern sei einmal ganz ausgestorben bis auf das sogenannte „Ledererhaus" Nr. 66; die Bewohner desselben hätten sich dadurch gerettet, daß sie sich ganz von aller Berührung mit ihren Mitbürgern abgesondert hätten. Aehnliches wird aus Wien im Pestjahre 1679 erzählt. Die Bewohner des Münzamtes schlossen sich unter dem Münzmeister Mittermayer von Waffenberg gänzlich von der Außenwelt ab, vermauerten sogar die Gassenfenster nachdem sie sich mit allem Nöthigen vorgesehen, und wurden dadurch alle von der Pest verschont.

Das Jahr 1679 war für Wien das schrecklichste Pestjahr. Erst in dem darauffolgenden Jahre zog die Pest auf das flache Land aus der Stadt hinaus und richtete da fürchterliche Verheerungen — wie in Wien — an. Die Angabe der Zahl der 1679 in Wien an der Pest Verstorbenen schwankt bei den verschiedenen Autoren zwischen 12.000 und 122.000.*) Es waren

---

Regierenden Khay: Maytt: Ferdinandi des dritten Gehaimben Würcklichen Rath vnd Camerers ꝛc: welcher diß Guett Aspern mit allem Juis sambt dem Marckht Stranstorff Anno 1610 von der lengist in Gott Ruehenden Khay: Maytt: Rudolffo Hochseligisten gedechtnuß auß deß Herrn. Graffen Mathes Hainrichen von Thurn, welcher solche Herrschaft als ein Khay: Cammerguett Pfandtweiß Innegehabt, handen erckaufft vnd für Aigenthumb an sich gebracht hat, so sich der Zeit noch biß auff dises 1650iste Jahr solcher Inhabung auff die vierzig Jahr betrifft." (Archiv des Marktes Aspern a. d. Zaya. Die Erlaubnis zur Benützung dieses Archives verdanke ich der Güte des Herrn Bürgermeisters Alois Rauscher.) Wie die Schweden in Aspern gehaust hatten, ersehen wir aus einer Denkinschrift im Hofe des Schlosses zu Aspern, die lautet: „Ihr Excellenz Herr v. Seifried Lienhard Breiner, General-Feldmarschallleutenant hat die Grafschaft Aspern, so von den Schweden in Grund ruinierd, wiederum folig erhoben. Anno 1651." (Auch abgedruckt in M. A. v. Beckers „Topographie von Niederösterreich" S. 93.)

*) Die Nichtübereinstimmung und noch mehr der riesige Unterschied in dieser Zahlenangabe ist auffallend. Victor von Renner (Wien i. J. 1683, Wien 1883, S. 44) gibt an, die Pest soll in Wien und Umgebung 140,000 Menschen hinweggerafft haben. Nach den Todtenregistern gibt Freiherr von Hormayr (Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten, Wien, 1823, 4. Band, 3. Heft, S. 148) an, in der Stadt starben von Januar bis November 49,486 Personen, mitsammt den Vorstädten 122,849. Die Grüfte des Lazarethes allein faßten 25,000, die Gruben am Bergel daneben 17,000, jene auf der Landstraße 8800, jene in der Leopoldstadt 4900, in der Brigittenau 9000 u. s. w. — Dem Freiherrn von Hormayr folgt in dieser Zahlenangabe M. Bermann (Alt- und Neu-Wien, Wien, 1880, S. 926) und Adam Wolf (Geschichtliche Bilder aus Oesterreich, Wien, 1880, II., S. 169). Johann Graf Majlath (Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Hamburg, 1848, 4. Band, S. 54) gibt die Zahl der Verstorbenen mit 100,000 an, indem er beifügt, daß die Todtenregister zwar die Zahl 122,849 nennen, daß aber das kaiserliche Patent vom 26. Februar 1680 behauptet, es seien 100,000 gestorben. Bei Dr. Theodor Wiedemann (Oesterreichische Vierteljahresschrift für kath. Theologie,

[illegible] zum Empfange der [illegible] Rom auf höheren [illegible] die Pest nach [illegible] Sterbeprotokolle [illegible] eingerissen, [illegible] aufschreiben können [illegible] verzeichnet [illegible] September 21 Ver[illegible] Reihen ein[illegible] natürlich nicht einmal [illegible] feststellen. Daß [illegible] eingedrungen sei, [illegible] vom Markte

[illegible] Tode finden [illegible] angegeben. [illegible] und Steiermark, [illegible] Häuser der [illegible] wurden. [illegible] Augsburg, 1719, [illegible] für die Vorstädte, [illegible] 1679 [illegible] Österreich [illegible] die Anzahl [illegible] für das Volk [illegible] S. 296. Daß auf [illegible] begraben [illegible] Kaisers wurden [illegible] nach [illegible] und [illegible] in [illegible] auf dem Wege nach [illegible] 12.000 [illegible] in den Berichten und Mittheilungen des Alterthums-Vereines. XX. 1882. S. [illegible] Häuser, welche [illegible] Bevölkerung [illegible] Seelen herum.

abgeschlossen hatte, nachdem ein Geistlicher für die Pestkranken außer dem Kloster (gewöhnlich im alten Pfarrhofe) Wohnung genommen hatte. Wie Kaiser Leopold I. in Wien nach der Pest des Jahres 1679 eine Dreifaltigkeitssäule errichten ließ (zum Danke für das Erlöschen der Seuche), so wurden an vielen Orten auf dem Lande nach der Pest des Jahres 1680 Dreifaltigkeitssäulen errichtet, die meist heute noch stehen. Auch in Asparn ließ der Hofkammerpräsident (1694—1698) Seifried Christoph II. Graf Breuner, Besitzer der Grafschaft Asparn, eine Säule zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit aufstellen u. zw. wie die Inschrift bezeugt im Jahre 1693. Oben auf der Säule ist dargestellt, wie Gott Vater mit den Händen die Kreuzbalken hält. Auf dem Kreuze ist Gott Sohn angeheftet, der hl. Geist ist in der Gestalt einer Taube dargestellt. An den vier Seiten des Sockels der Säule sieht man: 1. Ein Monogramm mit den verschlungenen Buchstaben S. C. G. B. (= Seifried Christoph Graf Breuner). 2. M. B. G. B. (= Maria Barbara Gräfin Breuner). 3. Das Wappen des Grafen und der Gräfin Breuner. 4. Die Jahreszahl 1693 en relief gemeißelt.

Die meisten Nachrichten sind uns über das Pestjahr 1713 überliefert worden. Die Pest brach im April 1713 aus und erlosch im December desselben Jahres. Das pfarrliche Sterbeprotokoll gibt uns diesmal genaue Auskunft über die Opfer der Pest. Es starben im April 2 der Pest Verdächtige, im Mai 4 Verdächtige, im Juni 19 Inficirte und 3 Verdächtige, im Juli 24 Inficirte und 1 Verdächtiger, im August 26 Inficirte, im September 24 Inficirte und 1 Verdächtiger, im October 14 Inficirte und 1 Verdächtiger, im November 4 Inficirte, im December 5 Inficirte und 1 Verdächtiger, also im Ganzen 129. Auffallend ist, daß der Filialort Olgersdorf ganz von der Pest verschont blieb, während in Asparn 123 Personen starben; der Filialort Schletz wurde nur leicht — mit 6 Todesfällen — mitgenommen.

Die Gemeinde mußte wieder auf Befehl des Consistoriums ein Lazarethhaus herstellen wie im Jahre 1679 und es wurde dazu das Haus Nr. 149 „in der Schinderschlucht“ genommen; später wurde es als Krankenhaus und hernach als Gemeindearmenhaus benützt, bis es in neuester Zeit abbrannte und verfiel, wonach ein Gärtchen an seine Stelle kam.

Wie bei der Pest im Jahre 1680 wurde auch i. J. 1713 ein Priester bestimmt, der außer dem Kloster wohnte und die Seelsorge der Kranken versah. Das Kloster aber wurde selbst wieder auch von der Pest ergriffen und starben in demselben zwei Geistliche. Der exponirte Pest-Caplan war der Prediger P. Seraphin Zitzinger, der auch in Hüttendorf durch acht Tage die Seelsorge der Pestkranken auf sich genommen hatte und der die

Bei
p. 5
deren
(Ma
der
Jahr
S. 2
begr
lichen
buch
der
(9 B
mehr
wurde
würdi
sehr st
Oester
deren
nach P
nahe k
starb".
bach (
angegeb

Beispiel glücklich gesund überstehe.*) Es scheint …
sogleich, als sich Spuren von der Seuche ze…
sein, da die Gemeinde keinen passenden Wohnort …
ihr anwies, weshalb Graf Max Ludwig Br…
Consistorium darüber beschwerte;**) dieses aber …

---

*) Compendium historicum ab anno nativit… Franciscii collectum per fratrem Joannem Impeko… perpetuum Austriae pro conventu Sancti Pancratii A… der Klosterbibliothek zu Asparn a. d. Z.

**) Der Graf schrieb an das Consistorium: „… comes officialis. Venerabile consistorium Passaviens…

Gnädige Herren und Freindt rc. Denenselben … Grafschaft Asparn dienstlich beyzubringen veranlaßt, … einige ansteckende Krankheiten leyder! verspüren lassen … und Sorge vor meine Unterthanen sowohl auf geistlich… bedacht, von dem Pater Quardian des Minoritenklosters … bedeuten lassen, daß er, gleich es anno 1679 in der da… zeit gehalten worden, ein Geistlichen zum Trost vnd zur … Siechen in dem unweith des Closters liegenden alten … nöthigen Lebensunterhalt versehen solle, vnd ob ich zw… daß auch ohne meine erinnerung bedeute Patres in an… von meinen Vorfahren, von dem ganzen Breinerischen … in denen gutten Zeitten die reiche Einkünffte genüssen, … Schuldigkeit nach solches zu thuen befließen sein würde… mißfällig vernehmen müssen, daß der Pater Quardian … [illegible] deren mit ansteckhenden Krankheiten behaften p… [illegible] mit dem Lebensunterhalt zu versehen, sondern … assistenz aus ihren Mittlen beschaffen solle, angemass…

Wie zumahlen mir aber dieses ungereimbte b… verwunderlicher vorkommt als gedachte Patres daselbst di… sowohl in gutten als veblen zeitten ihren vntergebenen g… und da sie sowohl in gutten als veblen zeitten ihre … dasjenige was zu ihrer vnterhaltung nöthig, ganz f… solche exponirende Geistliche vmb so mehrers zu vnter… die Pfarrs Einkünfften dem Closter laufen vnd ihnen … ihren Patres in dem Closter oder in casu necessitatis, … ausserhalb in einem Pfarrhof die Lebensmittel reichen la… mit denen patribus zu den Schotten Euer Gnaden vnd … gleichermassen es also observirt wird, dasselbe denen zu S… ihren Pfarruntergebenen örthern exponirten geistlichen, … genießen vnd annoch beständig genüssen, den vnterhalt v… anno 1679 bey grassirender laydiger Seuche es eben… daß die Patres Minoriten vnd respectiven Pfarrer A… in den alten Pfarrhoff ausgestellt vnd aus des Closter… Lebensmitteln versehen. — Solchennach gelangt an … dienstliches Bitten, selbe geruhen, ob in mora …

Pestpriester eine geeignete Wohnung angewiesen werde, was denn auch
hah.

Die Erinnerung an die Pest v. J. 1713 halten in Asparn mehrere
nkmale fest. Neben der schon erwähnten Dreifaltigkeitssäule auf dem Markt-
ze steht zur Erinnerung an die Pest des Jahres 1713 die Statue der
befleckten Empfängnis Mariens in gleicher Höhe und in ähnlicher Aus-
rung. Auf dem viereckigen Sockel der Säule sieht man die Monogramme
Grafen Max Ludwig Breiner und seiner Gattin Maximiliana
ristina geborner Gräfin Lamberg, dann die Wappen beider, ferner
n.-ö. Landeswappen, die Pestheiligen und die Jahreszahl 1715. —
Anfang der Bauernzeile, auf dem sogenannten „Holzmarkte“, steht
ichfalls ein Pestdenkmal, die lebensgroße Statue des h. Johannes
Nepomuk auf einem hohen Steinpostamente, das folgende Inschrift
gt: eCCe . qVoD . VoVeo . reDDo. (Was ich gelobt habe, erfülle
, 1715); der Errichter dieses Denkmales ist ungenannt und unbekannt. An
Epistelseite der Pfarrkirche ist beim Presbyterium ein sehr großes Crucifix
gebracht, das ein Andenken an die Pest i. J. 1713 ist, welche Jahreszahl
ch auf dem Kreuze ersichtlich ist. Früher war dieses Crucifix mitten in der
rche an einem Schwibbogen hängend befestigt, damit es alle stets vor Augen
tten. (Noth lehrt beten. Die Bewohner des Filialortes Olgersdorf widmeten
r Kirche die Statuen zweier Pestpatrone des h. Rochus und hl. Sebastian.
ine Steinsäule mit einem Eisenkreuze steht in Asparn gegenüber der Spital
che. Vor wenigen Jahren mußte sie von ihrem ursprünglichen nahegelegenen
tandorte wegen der Reparirung der Straße weichen*, bei welcher Gelegenheit
an auf eine Pestgrube stieß, in der sich Menschengebeine vorfanden.

Der alte, nun aufgelassene Friedhof vor dem Orte entstand 1645 auf
ähnliche Weise, da man die an der Pest Verstorbenen doch nicht auf dem
damals in Gebrauch stehenden Friedhof, der um die Kirche neben dem Schloß

---

rme kranke in spiritualibus nicht layden müssen, die behörige ernstliche verordnung
n den P. Quardian deren Minoriten zu vielbesagten Asparn dahin zu ertheilen,
aß solcher allsogleich entweder selbst als Pfarrer oder ein anderer seiner Patrum in
en alten Pfarrhof zu exponiren vnd aus des Closters mittlen vnterhalten lassen
olle. Mich dienstl. empfehle Ew. Gn. vnd Freundt dienstwilliger Max Ludwig
raf Breiner m. p.

Rescript: Fiat vnd wird dem Pater G[illegible]u Asparn, wann pro aliquo
exposito ein separirte habitation von den[illegible]bst verschafft wer[illegible],
hiemit aufferlegt, wie gebetten. Ex Consistori[illegible]Viennae, 14. J[illegible]
Bernhard Michael v. Gropper Rath [illegible]“ (Kloster[illegible]
Asparn a. d. Z.)

*) [illegible] Herrn Marktkämmerers [illegible]s wie[illegible]
gericht[illegible]

Pestzeit glücklich gesund überlebte.*) Es scheint aber der Pest-Caplan **nicht** sogleich, als sich Spuren von der Seuche zeigten, exponirt worden zu sein, da die Gemeinde keinen passenden Wohnort und die Unterhaltung für ihn anwies, weshalb Graf M a x L u d w i g B r e u n e r sich beim Passauer Consistorium darüber beschwerte; **) dieses aber erkannte, daß der Markt

*) Compendium historicum ab anno nativitatis Seraphici patris Sancti Francisci collectum per fratrem Joannem Impekoven de Bonna diffinitorem perpetuum Austriae pro conventu Sancti Pancratii Aspernensi, 1668. Manuscript der Klosterbibliothek zu Aspern a. d. Z.

**) Der Graf schrieb an das Consistorium: „Reverendissime Illustrissime comes officialis. Venerabile consistorium Passaviense.

Gnädige Herren vnd Freindt ꝛc. Denenselben werde ich als Inhaber der Grafschaft Asparn dienstlich beyzubringen veranlaßt, daß nachdeme sich daselbsten ainige ansteckende Krankheiten leyder! verspüren lassen, ich aus obhabender Pflicht vnd Sorge vor meine Vnterthanen sowohl auf geistliche als weltliche Rettungsmittel bedacht, von dem Pater Quardian des Minoritenklosters zu Asparn als dasigen Pfarrer bedeuten lassen, daß er, gleich es anno 1679 in der damals grassirten laydigen Pestzeit gehalten worden, ein Geistlichen zum Trost vnd zur versorgung deren nothleidenden Seelen in den unweith des Closters liegenden alten Pfarrhof exponiren vnd mit nöthigen Lebensunterhalt versehen solle, vnd ob ich zwar in der Hoffnung gestanden, daß auch ohne meine erinnerung bedeute Patres in ansehung deren gutthaten, so sie von meinen Vorfahren, von dem ganzen Breinerischen Stammen empfangen, auch in denen gutten Zeitten die reiche Einkünffte genüssen, von selben als Pfarrer ihrer Schuldigkeit nach solches zu thuen befließen sein würden, so habe ich dannoch höchst müßfällig vernehmen müssen, daß der Pater Quardian keinen aus dem Closter zum beistandt deren mit anstechhenden Krankheiten behaften patienten exponirenden Seelsorger mit dem Lebensunterhalt zu versehen, sondern daß der Marckht Asparn die subsistenz aus ihren Mittlen beschaffen solle, angemasset habe.

Wie zumahlen mir aber dieses ungereimbte begehren vnd so frembd vnd beschwärlicher vorkommt als gedachte Patres daselbst die Pfarr zu versehen, folgbar sowohl in gutten als veblen zeitten ihren vntergebenen geistlichen schäfflen beyzustehen, vnd da sie sowohl in gutten als veblen zeitten ihre reichen einkünfften vnd alles dasjenige was zu ihrer vnterhaltung nöthig, ganz fleißig einziehen vnd genüssen, solche exponirende Geistliche vmb so mehrers zu vnterhalten haben, alß auf solche die Pfarrs Einkünfften dem Closter laufen vnd ihnen alles eins ist, ob sie einem ihrer Patres in dem Closter oder in casu necessitatis, wie anjetzo geschieht, solchem außerhalb in einem Pfarrhof die Lebensmittel reichen lassen vnd wie nun auch allhier mit denen patribus zu den Schotten Euer Gnaden vnd Freundt ohnedeme bekanntlichermassen es also observirt wird, dasselbe denen zu St. Ullrichs alhier vnd andern ihrer Pfarrvntergebenen örthern exponirten geistlichen, da sie zu guter zeit den nuz genossen vnd annoch beständig genüssen, den vnterhalt verschaffen müssen, vnd endlich anno 1679 bey grassirender laydiger Seuche es ebenalso ganz ernstlich beschehen, daß die Patres Minoriten vnd respectiven Pfarrer Asparns einen ihrer geistlichen in den alten Pfarrhoff ausgestellt vnd aus des Closters einkünfften mit nöthigen Lebensmitteln versehen. — Solchennach gelangt an Ew. Gn. vnd Freundt mein dienstliches Bitten, selbe geruhen, ob in mora periculum, damit nemblichen die

dem Pestpriester eine geeignete Wohnung anweisen müße, was denn auch geschah.

Die Erinnerung an die Pest i. J. 1713 halten in Asparn mehrere Denkmale fest. Neben der schon erwähnten Dreifaltigkeitsäule auf dem Marktplatze steht zur Erinnerung an die Pest des Jahres 1713 die Statue der Unbefleckten Empfängnis Marien's in gleicher Höhe und in ähnlicher Ausführung. Auf dem viereckigen Sockel der Säule sehen wir die Monogramme des Grafen Max Ludwig Breuner und seiner Gattin Maximiliana Christina gebornen Gräfin Portia, dann die Wappen beider, ferner das n.-ö. Landeswappen (die sechs Lerchen) und die Jahreszahl 1715. — Zu Anfang der Bauernzeile, auf dem sogenannten „Häferlmarkte", steht gleichfalls ein Pestdenkmal, die überlebensgroße Statue des hl. Johannes von Nepomuk auf einem hohen Steinpostamente, das folgende Inschrift trägt: eCCe . qVoD . VoVeo . ReDDo. (Was ich gelobt habe, erfülle ich, 1715); der Errichter dieses Denkmales ist ungenannt und unbekannt. An der Epistelseite der Pfarrkirche ist beim Presbyterium ein sehr großes Crucifix angebracht, das ein Andenken an die Pest i. J. 1713 ist, welche Jahreszahl auch auf dem Kreuze ersichtlich ist. Früher war dieses Crucifix mitten in der Kirche an einem Schwibbogen hängend befestigt, damit es alle stets vor Augen hatten. (Noth lehrt beten.) Die Bewohner des Filialortes Olgersdorf widmeten der Kirche die Statuen zweier Pestpatrone des hl. Rochus und hl. Sebastian. Eine Steinsäule mit einem Eisenkreuze steht in Asparn gegenüber der Spitalkirche. Vor wenigen Jahren mußte sie von ihrem ursprünglichen (nahegelegenen) Standorte wegen der Reparirung der Straße weichen*), bei welcher Gelegenheit man auf eine Pestgrube stieß, in der sich Menschengebeine vorfanden.

Der alte, nun aufgelassene Friedhof vor dem Orte entstand 1645 auf ähnliche Weise, da man die an der Pest Verstorbenen doch nicht auf dem damals in Gebrauch stehenden Friedhof, der um die Kirche neben dem Schloß

---

arme kranke in spiritualibus nicht layden müssen, die behörige ernstliche verordnung an den P. Quardian deren Minoriten zu vielbesagten Asparn dahin zu ertheilen, daß solcher allsogleich entweder selbst als Pfarrer oder ein anderer seiner Patrum in den alten Pfarrhof zu exponiren vnd aus des Closters mittlen vnterhalten lassen solle. Mich dienstl. empfehle Ew. Gn. vnd Freundt dienstwilliger Max Ludwig Graf Breiner m. p.

Rescript: Fiat vnd wird dem Pater Quardian zu Asparn, wann pro aliquo exposito ein separirte habitation von dem Markh daselbst verschafft werden wird, hiemit aufferlegt, wie gebetten. Ex Consistorio Passaviensi. Viennae, 14. Junii 1713. Bernhard Michael v. Gropper Rath vnd Notar m. p." (Kloster-Archiv zu Asparn a. d. Z.)

*) Auf Kosten des Herrn Marktkämmerers Wendelin Hames wieder aufgerichtet.

und Kloster sich befand, begraben konnte. Noch heute steht neben dem alten Friedhofe außerhalb des Marktes ein gemauertes Pestkreuz mit drei Bildern, die allerhl. Dreifaltigkeit, die heilige Maria und den hl. Sebastian vorstellend. Noch eine ziemliche Reihe von solchen Denkmälern könnten wir anführen, die in den zur Pfarre gehörigen Orten, an den Wegen und in den Feldern das Andenken an die fürchterliche Geißel der Pest wach erhalten*). Sowohl der Standort dieser Kreuze und Säulen als auch die Heiligen, welche sie schmücken (die Pestpatrone), weisen deutlich auf die Ursache ihres Entstehens hin. Zum Theile haben sich auch noch durch die Ueberlieferung die Oertlichkeiten im Gedächtnis erhalten, wo sich Pestgruben befunden hatten. So wird im Filialorte Olgersdorf ein Hügel der „Pesthügel" genannt (am Anfange der Altmanser Bezirksstraße). Als man diese Straße vor einigen Jahren anlegte, fand man auch wirklich im Pesthügel Todtengerippe.

Das alles ist es aber nicht allein, was an die Pestzeiten Asparns erinnert. Die von dieser argen Heimsuchung Getroffenen wollten das Andenken daran noch auf andere Weise festhalten und zugleich das Wiederkehren derselben nach Möglichkeit zu verhüten. Sie nahmen ihre Zuflucht zum Gebete und gelobten feierlich jährlich eine Procession nach Karnabrunn zu veranstalten, wo die auf einem Berge im Wald einsam stehende Pfarrkirche der Verehrung der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht ist, welche Kirche zugleich als Wallfahrtskirche von weit und breit häufig besucht wird (von Wien aus seit dem Pestjahre 1679). Diese Kirche wurde in ihrer jetzigen Gestalt vom kaiserlichen Hofkanzler Julius Graf Buccellini, dem damaligen Besitzer von Karnabrunn erbaut und 1686 vom Cardinal Leopold Graf Kollonitsch consecrirt. Aus jedem Hause sollten in Asparn wenigstens zwei Personen die Wallfahrt nach Karnabrunn mitmachen (bei Strafe von zwei Pfund Wachs). Ferner wurde versprochen jeden Mittwoch und Samstag in der Pfarrkirche den Rosenkranz zu beten.**)

---

*) Der hochwürdige Herr Cooperator P. Ludwig Plaßl hat dem Schreiber dieser Zeilen ein Verzeichnis dieser Kreuze zur Verfügung gestellt, in welchem fast zwei Dutzend solcher im Pfarrbezirke bestehenden Denkmäler angeführt werden. Das älteste der erhaltenen Kreuze dürfte das an der Hüttendorfer Gränze sein, welches die Inschrift trägt: „Tizes Ckhreutz had lassen machen der erbare Maister Stefan Has, Milner Gott zv Ehrn vnd vrgedächdnvs. 1626." Es möge gestattet sein zu erwähnen, daß Asparn auch öfters von Thierseuchen heimgesucht wurde. Zur Erinnerung an eine im vorigen Jahrhunderte herrschende Viehseuche wurde das Nicolauskreuz beim „Höllbrünnl" errichtet. Dieses gemauerte Kreuz trägt die Bilder von zwei Viehpatronen St. Nicolaus und St. Leonhard. — Bei Zwentendorf trägt jetzt noch ein Feld den Namen „Aasacker".

**) „Nachdem im Jahre 1713 der allmächtige und gerechte Gott seine erschreckliche und tödtliche Strafruthe der giftigen und anderen ansteckenden Krankheiten über

Das Gelöbnis wurde erst im Jahre 1717 schriftlich aufgezeichnet und mit Siegel und Handschrift bestätigt. Zu gleicher Zeit wurde auch versprochen die früher gelobten Processionen nach Maria Zell, Nicolsburg und Oberleis (ein Marien-Wallfahrtsort bei Ernstbrunn), die wahrscheinlich auch nach

---

hiesigen hochgräflich Breunerischen Markt Asparn ausstreckte, auch solchen über ein halbes Jahr so hart strafte, daß innerhalb dieser Zeit gegen 130 Personen, unter welchen auch zwei Ordensgeistliche aus dem hiesigen löblichen Minoriten-Kloster, nicht ohne stündlicher, ja augenblicklicher Todesgefahr und Schrecken der Uebrigen, so gesund verblieben, bedauerlich haben hinsterben müssen; ja was noch mehr erschrecklicher und kläglicher gewesen ist, so wollte dieses grausame und wüthende Uebel nach allen möglichsten besten angewendeten Fleiß, guten Obsicht und gebrauchten Mitteln nach so langer Zeit keineswegs nachlassen.

Dahero haben wir derzeit Bürgermeister, Richter und Rath mit ganzer Gemeinde uns einhellig entschlossen, geistliche Mittel vorzunehmen und dadurch den wegen unserer Sünden über uns erzürnten Gott wiederum zu versöhnen, damit er diese greuliche und schreckliche Strafruthe der leidigen Seuche und giftigen Krankheit von uns gnädig wolle abwenden, auch ferner wolle behüthen.

Urkund dessen haben wir gegenwärtiges Instrument aufgerichtet, kraft welchem wir allem und jeden sowohl gegenwärtigen als allen unseren Nachkommen zu verstehen geben, wasmassen wir hier Nachbenannte in unserer so großen Noth und Trübsal mit aufgehobenen Händen, Mund und Herzen geloben und versprechen für uns und für alle, ja für alle unsere Nachkommen von heut diesen Tag bis zu ewigen Zeiten.

In dem Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Erstlich daß wir wollen alle Jahre einmal, den Sonntag der heiligsten Dreifaltigkeit Nachmittag nach Karnabrunn zur sonderlichen Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit mit der Procession gehen, denselben Abend zu Wezleinsdorf verbleiben, den andern Tag darauf mit höchster Andacht an den obbenannten Ort gehen, allda lassen ein gesungenes Amt halten zu Lob und Ehr der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und nach unserer verrichteten Andacht wiederum in aller Gottesfurcht, Zucht und Ehre mit Beten und Singen nach Hause gehen.

Damit nun aber solche von uns versprochene Procession nicht mehr abkomme und abnehme, so soll sie erstlich acht Tage vorher verkündigt werden und nebstbei auch noch drei Tage vorher einer ganzen Gemeinde eingesagt werden, daß jeder Hausvater, er sei behaust oder wohnhaft, selber mitgehe und eine Person mit sich nehme, daß also auf das wenigste zwei Personen von jedem Haus gehen sollen; diese aber, welche ohne einige erhebliche Ursach solches nicht thun würden, sollen jedesmal um zwei Pfund Wachskerzen gestraft werden. Die andern aber, welche zu Hause bleiben, sollen diesen Tag feierlich halten und zubringen.

Damit nun diese Procession ihren immerwährenden Fortgang habe, auch alle dabei aufgehenden Unkosten, als da ist die Bezahlung des gesungenen Amtes, die Unterhaltung des Priesters und des Schullehrers, die Fuhren für den Priester und andere Nothwendigkeiten, so zur größeren Ehre Gottes mitgenommen werden, sollen die Kirchenväter selbigen Sonntag, daran die Procession verkündet werden wird, eine Sammlung vornehmen, dasjenige, so nicht genug wäre, soll von der Gemeindecasse bezahlt werden und bei gewöhnlicher Bürgermeister-Rechnung verrechnet werden.

Pestzeiten waren eingeführt worden, getreulich zu halten. Auch die Beobachtung der Gemeindefeiertage an den Festen der heiligen Sebastian, Florian, Anton von Padua und Franz von Assissi wurde wieder gelobt. Schon die Namen der Heiligen zeigen an, aus welchen Gründen (Krankheit, Feuers=

Andertens geloben wir zu ewigen Zeiten alle Mittwoch unter der ersten Messe bei Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes des Altars den heiligen Rosenkranz mit lauter Stimme zu beten, wie denn dieser wegen um Erlaubniß ein ehrsamer Rath und Gemeinde die geistliche Obrigkeit gebührend ersucht und gebeten hat.

Drittens geloben und versprechen wir zu ewigen Zeiten alle Samstag Abends zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, allerseligsten unbefleckten Himmels=Königin den Rosenkranz in der Kirche zu beten, dessen Verwilligung eben ein ehrsamer Rath und Gemeinde ebenermassen die geistliche Obrigkeit ersucht und gebeten hat. Damit aber dieser jetzt gemeldete hl. Rosenkranz unverhinderlich soll, kann und mag gebetet werden, so versprechen und geloben wir zu ewigen Zeiten alle Samstag durch das ganze Jahr einen Feierabend zu halten, und also von dem 24. April d. i. am Tag des hl. Georgi bis auf den 29. September, als an dem Feste des hl. Erzengel Michael, um 6 Uhr, von dem 29. September aber bis wieder den 24. April um 4 Uhr. Damit sich jeder männiglich darnach richten kann, wird um diese benannten Stunden mit der großen Glocke zu solchem Feierabend und Betung des hl. Rosenkranzes das Zeichen gegeben werden, und nach solchem gegebenen Glockenzeichen soll sich keiner unterstehen einige Arbeit weder mit der Hand oder mit Rossen zu Haus und zu Feld zu verrichten, und sollte sich einer oder der andere in diesem unsern Versprechen ungehorsam erzeigen, so soll er das erstemal um ein Pfund Wachs, das zweitemal um zwei Pfund, das drittemal mit empfindlicher Leibesstrafe gestraft werden. Zu mehrerer Versicherung dieses sollen und wollen wir bei jährlicher Bürgermeister=Rechnung jederzeit zwei Commissäre ordentlich erwählen, welche mit größtem Fleiß die genaue Obsicht darüber tragen sollen. Neben und mit diesem versprechen und geloben wir auf das Neue diejenigen Feiertage und Processionen, so von unseren Vorfahren jemals zu halten versprochen wurden, nachzukommen, als: das Fest des hl. Märtyrers Sebastian, des hl. Florian, den Tag des hl. Antoni von Padua und das Fest des hl. seraphinischen Vaters Francisci hochfeierlich zu halten und derowegen die Uebertreter dessen nach der Schärfe abzustrafen. Beinebens auch die Processionen so in gleichen von unseren Vorfahren von alten Zeiten her versprochen wurden, als nach Maria=Zell, nach Nicolsburg und Oberleis mit möglichstem Fleiß fortzupflanzen.

Weilen wir leider schwache, elende, sterbliche Leute und vergessliche Menschen sind und solche unsere hierin vorgemerkte Gelöbnisse, so wir gegen die allerheiligste und unzertheilte Dreifaltigkeit, die allerseligste und allzeit unbefleckte Jungfrau und Mutter Gottes Maria in unserer großen Angst, Noth und Trübsal freiwillig und wohlbedachtsam gemacht und versprochen haben, nicht möchten durch laue unachtsame und nachlässige Vorsteher, welche in diesen unseren Gelübdnissen keinen Eifer zeigen, solche verabscheuen oder gar in eine Vergessenheit kommen lassen und allso den allwissenden Gott durch solches Versprechen und nachlässiges Halten auf ein Neues über uns erzürnet und mit dergleichen Strafen billige Ursach bekommt, uns himit heimzusuchen.

Also haben wir zu besserer Versicherung und steter Erinnerung dieser unserer gemachten Gelübdnisse zwei gleichlautende Exemplaria auf ewige Zeiten aufgerichtet, deren eins in das allhiesige Kloster=Archiv wird aufbehalten, das zweite aber auf

brunst u. A.) diese Gemeindefeiertage eingeführt wurden. An jedem Samstage sollte ein Feierabend gehalten werden. Trotz der dem „Pestbriefe" angehängten kräftigen Flüche ist doch manches in demselben Versprochene im Laufe der Zeiten abgekommen.

Zum Schluße sei gestattet noch einiges über das Auftreten der Cholera in Asparn zu erwähnen. Zum erstenmal zeigte sich dieser schlimme Gast in Asparn im Jahre 1832, ohne aber viele Opfer zu fordern; denn es starben nach dem pfarrlichen Sterbeprotokolle in diesem Jahre in Asparn 19 und in den Filialorten in Olgersdorf 6 Personen und in Schletz niemand. Im Ganzen also in der Pfarre 25. Ebenso gnädig ging das Cholerajahr 1855 vorüber, in welchem in Asparn 14, in Olgersdorf 3 und in Schletz 4, also im Ganzen 21 Personen starben. Schlimmer ging es im Jahre 1866. Die Cholera wurde durch die preußischen Soldaten nach Asparn gebracht. Im Kloster wurde in dessen ebenerdigen Räumlichkeiten ein Militairspital errichtet. Es starben daselbst 14 preußische Soldaten, während die

---

unserem Rathhaus soll bewahrt werden. Auch beinebens zu besserer Erinnerung vor einer ganzen Gemeinde soll vorgelesen werden.

Demnach bittet ein ehrsamer Bürgermeister, Richter, Rath und die ganze Gemeinde alle zugleich, ja einen jeden in Sonderheit, die anjetzo sind und nachkommen werden, um Gottes willen, durch die Liebe Jesu Christi willen, seine hl. fünf Wunden, u. z. alle und respective geistliche und weltliche Obrigkeiten dieses unseres Marktes, daß sie doch wollen jederzeit gute und wachsame Sorge tragen, damit solches unser Versprechen und gemachte Gelübdnisse mit größtem Eifer und Andacht möchte gehalten und fortgepflanzt werden.

Widrigenfalls geben wir einen Fluch, so viel wir können und vermögen auf alle diejenigen, welche diesen unseren Gelübdnissen nicht werden oder wollen nachkommen, und verlangen solche bei dem gerechten Richter Jesu Christo dermalen einst wegen ihrer Nachläßigkeit anzuklagen.

Hingegen aber wünschen wir denen Eifrigen hier in diesem Leben von dem Allerhöchsten Gnade, Glück, Heil und allen Wohlstand an Leib und Seele und nach diesem das ewige Leben. Amen.

Zur Urkunde allen und jeden ist dieses zu einer Bestätigung zu ewigen Zeiten mit hier untengestellter Fertigung bekräftiget worden. Actum Rathhaus Asparn an der Zaya, den 13. März 1716.

L. S. Mathias Forst m. p., Bürgermeister.
Andreas Tschibany m. p., Marktrichter.

(Späterer Zusatz.) Um die vielen Kosten und das Ausbleiben über Nacht zu verhüten, so wurde die Procession auf den Dienstag nach dem hl. Dreifaltigkeitssonntag angeordnet und festgesetzt. An diesem Tage geht die Procession von der hiesigen Pfarrkirche um 4 Uhr Früh aus und geht bis Karnabrunn. Ueber Mittag verweilt f Wezleinsdorf, nach dem Mittagmahle versammelt sich die Procession wieder vo Orte beim Kreuze, wo sodann dieser Brief vorgelesen werden soll und muß (K Archiv in Asparn a. d. Z.).



anderen Kranken in das Spital der barmherzigen Brüder nach Feldsberg geführt wurden. Von den in Asparn verstorbenen Soldaten wurden 3 neben der Schießstätte und die übrigen 11 im Friedhofe begraben. Nach Beendigung des Krieges 1866 wurden den in fremder Erde Begrabenen Kreuze aus Eichenholz mit einer Inschrift gesetzt*). Sorglosigkeit war Schuld, daß die Krankheit bald im Markte um sich griff, da die Leute wie gewöhnlich den Leichenbegängnissen beiwohnten, dann in den Häusern der Verstorbenen an den gebräuchlichen Todtenmahlzeiten theilnahmen, wodurch natürlich der raschen Verbreitung der Krankheit großer Vorschub geleistet wurde. Der hochwürdige Herr P. Bernhard Ruthner (damals Cooperator, heute Jubilarpriester und Ehrenbürger von Asparn a. d. Zaya) hatte fast alle Cholerakranken zu versehen und auch einzusegnen. Es starben in diesem Jahre nach den pfarrlichen Matriken in Asparn 95, in Olgersdorf 6 und in Schletz 35, im Ganzen also 136 Personen.

In Folge der großen Sterblichkeit ging die Bevölkerung Asparns im Verlaufe der Zeit — besonders in den letzten dreißig Jahren — zurück. Im Jahre 1854 betrug die Bevölkerung Asparns laut amtlichen Ausweis**) 1463 Einwohner, im Jahre 1884 nur mehr 1267, also um 197 weniger als vor dreißig Jahren. Schletz zählte im Jahre 1854 394 Einwohner, 1884 371, also um 23 weniger. Olgersdorf hatte 1854 296 Einwohner, 1884 aber nur 290.

M. A. von Becker schreibt über Asparn a. d. Zaya:***) „Die Bewohner des Marktes befassen sich neben den nothdürftigsten Gewerben mit Feld- und Weinbau, welcher letztere jedoch nur leichte Weine liefert. Die Tuchweberei, welche einst einen bedeutenden Erwerb gab, ist ganz abgekommen. Ueberhaupt gehört Asparn a. d. Zaya zu jenen Orten im Lande, die durch widrige Zeitverhältnisse um ihre alte Bedeutung kamen und sie nicht wieder erreichen konnten. Abgesehen von den früheren Drangsalen fiel der Ort im Jahre 1645 durch die Schweden Torstensons, 1705 durch die Rákóczy-schen Kuruzzen der Verwüstung anheim. In den darauffolgenden Jahren mag neben andern die Abseitigkeit von den Hauptverkehrsadern des Landes der Entwicklung hinderlich gewesen sein.“

---

*) Das geschah nicht blos in Asparn sondern wie Schreiber dieser Zeilen sah, auch in Nicolsburg, Poisdorf, Blumenau und jedenfalls auch an anderen Orten, wo preußische Soldaten auf österreichischem Boden ruhen; denn diese Orte wurden nach dem Kriege eigens aufgesucht.

**) Amtsblatt der k. k. Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1884, Nr. 30.

***) Topographie von Niederösterreich, Wien, 1879, 2. Bd. 91.



Der hundertste Jahrestag der Geburt Johann Emanuel Veith's am 10. Juli 1887

von **Johann Heinrich Loewe.**

Am 10. Juli des Jahres 1887 werden es volle hundert Jahre sein, daß Joh. Em. Veith geboren wurde. In unserer Zeit, in welcher so manche Centenarfeier angeregt und ausgeführt wird, dürfte es wohl gerechtfertigt erscheinen, auch auf diese Thatsache aufmerksam zu machen. Doch wird damit nicht beabsichtigt eine Feier gemäß der bei ähnlichen Anlässen üblichen Weise zu beantragen. Hier handelt es sich nur darum, diesen denkwürdigen Tag und mit ihm zugleich das Bild des Verewigten seinen noch immer zahlreichen Verehrern in lebendige Erinnerung zu bringen. Wie aber könnte dies entsprechender geschehen, als indem bisher nicht veröffentlichte Aussprüche desselben sowohl über allgemeine Zeitverhältnisse als über ihn selbst bekannt gegeben werden, welche eben jenes Bild zu erneuern und zu vervollständigen geeignet sind.

Die Möglichkeit einer solchen, Vielen gewiß willkommenen Ergänzung der in der Biographie Veith's von mir gegebenen Schilderung verdanke ich der langjährigen Freundin Veith's, Fräulein Anna von Hoffinger. Sie war es auch, die zuerst den Gedanken aussprach, man solle den nahen hundertsten Jahrestag der Geburt Veith's nicht unbemerkt vorübergehen lassen, sondern durch eine Publication aus bisher noch nicht benützten schriftlichen Aeußerungen desselben feiern. Zu diesem Ende stellte sie mir eine beträchtliche Zahl von Briefen zur Verfügung, welche Veith vom Jahre 1849 bis zum Jahre 1863 an sie und ihre von schweren Nervenleiden bis zu ihrem Tode heimgesuchte Schwester

Klage über das Sinken des christlichen Bewußtseins zurück, in der Wissenschaft wie im Leben der Völker und Individuen, und wohl auch darüber daß diejenigen, die zunächst dazu berufen seien, sich nicht durchweg dem Kampfe gegen die Mächte des Unheils gewachsen zeigen.

Zum Belege mögen die nächstfolgenden Briefstellen dienen, in welchen nach der ihm eigenthümlichen humoristischen Ausdrucksweise der tiefe Ernst mitunter in scheinbaren Scherz sich kleidet.

Mein Freund Gärtner führt einen Komet auf seinem Siegel. Er hat Recht; wir müßen excentrisch werden, wenn wir etwas ausrichten sollen; ist das Christenthum dem Weltverstand gegenüber nicht durchaus excentrisch? Gewiß, wenn der Egoismus das Centrum sein soll.

(Prag, November 1850.)

Statt der Theologie steht jetzt die Naturwissenschaft obenan, gibt sich als sacrosancta, und jeder Insectenbegucker schreibt sich die priesterliche Würde am Altare der Isis zu, die den Herrn Jesus verdrängen möchte.

(Prag, Juli 1853.)

Eine seltsam traurige Trübheit erfüllt seit etlichen Wochen die Atmosphäre; der Nebel bleibt fein in der Luft zertheilt und schlägt sich kaum in acht Tagen einmal nieder. Genau so sieht es in der sittlich-christlichen Welt aus, sammt der politischen, und kaum können je die physischen und pneumatischen Zustände genauer auf einander passen. Pater Rinn sagte zu mir gestern: „Man kann jetzt kein Netz auswerfen, sondern nur angeln.“ Er hat wohl Recht. Aber auch der Angler bringt nur irgend ein Amphib aus dem Wasser heraus, das schnell wieder hinein patscht. Selbst fromme Leute sind sehr dürftig an dogmatischem Glauben, wie ich hier bei Gelegenheit der vielen schreibenden Tischchen beobachtete; sie suchen den Geist (guten oder bösen) im Holze selbst, und zürnen wenn man ihnen begreiflich machen will, daß sie es selber sind, die halbbewust schreiben. (Prag, November 1853.)

Das Elend zieht umher unter den Hüllen des Modejournals und der Feuilletons-Geschniegeltheit; Satan trägt einen Paletot und guckt ganz freimaurerisch, gebildet, humanistisch, hochspießbürgerlich durch Lorgnetten; er ist und bleibt ein Teufelskerl und schreitet mit der Zeit vorwärts, während die Hirten der Völker mit ihrem silbernen Stab hinten sitzen zu bleiben Miene machen, da die Gebildeten keine Schäflein mehr vorstellen wollen. Ihr Reich ist die Consistorial-Kanzlei. (Prag, November 1854.)

Ich fand neulich bei einem Antiquar ein gräßlich dummes Buch in ganz verrenktem, eselhaft ungeschicktem Deutsch von anno 1699, von einem

Henriette gerichtet hatte*), in der Ueberzeugung, daß d[illegible]
für den angedeuteten Zweck zu schöpfen sein würde.

Und so verhält es sich in der That. Denn i[illegible]
äußert sich Veith nicht nur gleichwie in anderen vertr[illegible]
über die jeweiligen politischen Ereignisse, denen er st[illegible]
Aufmerksamkeit folgte, über die religiösen und wissensch[illegible]
der Zeit, über Menschenthum und dessen Wirrniß[illegible]
sondern er spricht darin mehr als sonst irgendwo
seine Leistungen, und zwar über beides in einer Wei[illegible]
wie sehr er innerlichst von Demuth erfüllt war.
Briefen einen besondern Werth verleiht, das ist d[illegible]
Seite seines innersten Lebens, die er in der R[illegible]
hielt und höchst selten zum Ausdrucke gelangen l[illegible]

Man ist an Veith ein klares besonnene[illegible]
Humor, Zartheit der Empfindung, belebende Wä[illegible]
weniger jedoch ein Ueberströmen des Gefühls g[illegible]
hart sich in rührenden Ergüssen die Tiefe ein[illegible]
Liebe, die Sehnsucht nach gleichgestimmten S[illegible]
Solchen verbunden zu sein.

Von Briefstellen dieser Art — da ihr Z[illegible]
ziehungen und Familienverhältnissen verknüp[illegible]
ständlich nicht Gebrauch gemacht werden. [illegible]
eines vollständigen Einblickes in die Natur des
ihrer zu erwähnen. In dem Folgenden sol[illegible]
Briefen jene Aeußerungen an einander ger[illegible]
schon hingewiesen ward, und zwar zuerst
allgemeinern [illegible] sich verbreiten, sod[illegible]
Gegenstand [illegible]

[illegible] llen seinen Sinnen
[illegible] ung des Christenthums [illegible]
[illegible] ung, wünschte Veith demg[illegible]
[illegible] lebens und segensvollen [illegible]
[illegible] gehen. Daher kam er [illegible]

[illegible] Januar 1834, die Gegenw[illegible]



befürchten,
oder wie
was nicht der
apierene oder
Engeln empor-
Juli 1859.)

in denen ein
sich ausspricht:

der Hoffnung heißt
nur Der sagen, der
kaum verstehen ....
jetzt die Erlöser vom
eben auch schrecklich
doch ohne darüber zu
Tschako, alles andere
Soldaten haben doch

igkeit ist es seltsam. Das
alles andere schleppt sich
eses Punktum fällt der Streu-
(Prag, October 1851.)

die Welt kam, nichts bestellen
Philosophen ärgern muß, die eine
eister) sich einreden. Denn es rüstet
irm, Etuis, Staubkamm, Bürsten,
Frack 2c. so gut er's vermag, und
Wechsel mit, die ihm den Stoffwechsel,
Hôtels sehr fördern. Aber ach, was
mit! Die Vernunft, ohnehin bei den
in capite, reicht gar wenig aus, die
ist ein bockbeiniger Esel!
November 1853.)

alles wünschen! Aber man dabei, daß der
kindisch oder irdisch oder blematisch oder
Wahre und Rechte zuletzt doch im Reiche
eigentlich erwarten, wenn jens diesseits

Schweizer Kapuziner. Der Haupttitel dieser Schmiererei lautet: Vernunft — Trutz, und das war das einzige Interessante am Ganzen. Denn der Titel ist etwas stabiles.

Die Vernunft trutzt gewaltig, und enorm viel geschieht der Vernunft zum Trutz; das dient jedoch weder der Vernunft noch dem Glauben zum Schutz. Ich bin aber überzeugt, daß die Allerseligste nicht beleidigt wird, wenn auch für den guten Geschmack und die rechte Vernunft um ihren Schutz gebeten würde. Denn ich könnte nicht begreifen, wie Albernes und Geschmackloses ihr gefallen sollte. Der Name Dei Mater Alma ist so schön, daß er sich gar nicht übersetzen läßt, besonders da Alma lateinisch eine Ernährerin, hebräisch eine Jungfrau bedeutet. (Wien, November 1858.)

Am Leopoldstag soll ich bei St. Leopold in der Leopoldstadt predigen; mir scheint, ich werde es nicht annehmen; denn ich wüßte nicht was ich sagen sollte, um es mir und den Leuten recht zu machen. Rede hin, rede her — die Köpfe sind leer — rede her, rede hin — wozu braucht's einen Sinn?

Außer den fünf Sinnen ist kein sechster nothwendig. Wie behaglich wäre es den guten Wienern, wenn es ihnen glücken möchte, wieder ein bischen katholischen Sinn für den Hausbedarf sich beizulegen! Aber wie sie ehedem sagten: „Nur nobel", so jetzt: Nur gescheidt und gebildet, und pfui doch mit dem Aberglauben!

Misereor super turbam, hat der Herr gesagt, aber von Leuten, die bei ihm in der Wüste aushielten ohne Speise und ohne Trank. Unsere Leute können, bei viel Speise und Trank, sehr gut aushalten ohne den Herrn; darum verdienen sie am Ende noch mehr Barmherzigkeit, denn die Erbärmlichkeit ist doch groß, so gar nach nichts Wesentlichem zu fragen.

Der Humanismus, dieser verkappte Lucifer, hat auf das magere Christenthum den Fuß gesetzt, daß es kaum mehr hüsteln kann. Aber wenn es sich ermannt und aufsteht, wird es katholisch. Das ist die Weltkrise, binnen welcher die katholische Welt wieder mehr Licht des Evangeliums, also Liebe, Duldung, Sinn für Wahrheit und echte Weisheit empfangen wird.

(Klosterneuburg, Mai 1859.)

In der Welt gilt die Maxime: Halt's Maul! id est rede und plaudre den ganzen Tag, aber nur schlau und ohne entschiedene Gesinnung. So verstehen es die auf glattem Parquet wandelnden Diplomaten, die jetzt wieder merkwürdig viel zu thun haben. Mich friert und schauert heimlich davor, welch' eine trübselige mesquine Rolle jetzt das Christenthum spielt; allein leider bin ich daran gewöhnt und erblicke überall, daß fast das meiste was die Welt treibt Comödie ist, aber von schlechten Coulissenreißern gespielt.

Uebrigens wollen wir das beste hoffen, das schlimmste befürchten, oder — sicherer und besser — all' unsere Sorge auf Gott setzen, oder wie der Psalm sagt werfen; weil Gott sehr hoch über uns, was nicht der Fall wäre, wäre er nicht transcendent. Drachen, es seien papierene oder spirituelle, steigen nicht zu Ihm empor, wohl aber Gebete von Engeln emporgetragen. (Payerbach, Juli 1859.)

Hieran lassen sich nachstehende Aeußerungen anreihen, in denen ein religiöser Gedanke ohne Beziehung auf die Zeitverhältnisse sich ausspricht:

Der Glaube ist die höchste Lebenskunst, und von der Hoffnung heißt es beim Apostel: sperare contra spem. Das durfte nur Der sagen, der größte Geist der Menschenwelt, den die anderen Geister kaum verstehen .... Die Leipziger Noackisten sind darüber hinaus; das sind jetzt die Erlöser vom Erlöser .... Aber wir katholischen Clerusmänner sind eben auch schrecklich armselig. Ich habe es nie so tief gefühlt, wie jetzt, doch ohne darüber zu weinen. Jetzt (1849) blüht nur die Rose auf dem Tschako, alles andere ist Quark. Und wie konnte es anders kommen? Die Soldaten haben doch etwas gethan ....

Mit dem Weitbringen seiner eigenen Wenigkeit ist es seltsam. Das echte Weitbringen ist das Nahebringen zu Gott; alles andere schleppt sich nur zum Grabe; dort fällt's hinein. Und auf dieses Punktum fällt der Streusand der Erde. (Prag, October 1851.)

Der Mensch kann sich, bevor er auf die Welt kam, nichts bestellen und voraus bedingen, was besonders jene Philosophen ärgern muß, die eine Präexistenz der Seelen oder Geister (Leibgeister) sich einreden. Denn es rüstet sich ja jeder zur Reise mit Stock, Schirm, Etuis, Staubkamm, Bürsten, Landkarten, Guide de voyageur, Blouse, Frack 2c. so gut er's vermag, und am liebsten nimmt er viel zuverlässige Wechsel mit, die ihm den Stoffwechsel, vulgo Essen und Trinken, in den Hôtels sehr fördern. Aber ach, was nimmt man auf die Lebensreise mit! Die Vernunft, ohnehin bei den Pietisten ein verächtliches capital in capite, reicht gar wenig aus, die Phantasie führt irre und der Wille ist ein bockbeiniger Esel!

(Prag, November 1853.)

Was kann man nicht alles wünschen! Aber man fühlt dabei, daß der Inhalt der Wünsche entweder kindisch oder irdisch oder problematisch oder hyperboräisch ist, und das Wahre und Rechte zuletzt doch nur im Reiche Gottes gipfelt, welches wir eigentlich erwarten, wenn jenseits und diesseits

nimmer auseinander liegen sondern identisch geworden sind. Dann haben auch alle Wünsche ein Ende, es bleibt nichts mehr zu wünschen übrig und es tritt demnach keine Langeweile ein, welche den Wunsch erregen würde, daß noch etwas zu wünschen, zu hoffen, zu fürchten sein möchte. Allein von alledem verstehen wir factisch und erfahrungsgemäß nischt, jarnischt, und was wir darüber reden, ist eitel Aberwitz, oder Cochemische Phantasei. Und der Bauer in der Champagne, der den Sermon seines Pfarrers über das Paradies so wunderschön fand, verlangte sich dennoch nicht hinein; denn, meinte er, es könnte ihm das Leben kosten. (Neuberg, Juli 1860.)

Ein großer Seigneur, der Tod mit seinen unzähligen Boten und Helfershelfern! „Beati qui in Domine moriuntur." Das wünsche ich selbst dem Garibaldi; nur gar bald, und so manchen Anderen; nur sind solche Wünsche kindisch. Der ihn gesendet hat, soll ihn doch nicht holen — auch dieser Poltron hat seine Aufgabe. (Rodaun, Juli 1862.)

Je angelegentlicher Veith mit den religiösen Zuständen der Zeit sich beschäftigte, je größer ihm die Gefahren schienen von denen das Christenthum bedroht werde, und je mehr er überzeugt war daß es des Aufgebotes aller geistigen Kräfte, ja völlig eines neue Wege bahnenden Genies bedürfe, um die offene Feindseligkeit der Einen und den Indifferentismus der Anderen zu besiegen, desto weniger genügten ihm seine Arbeiten. Ja, seine Unzufriedenheit mit seinen Leistungen in Wort und Schrift gingen so weit, daß er wiederholt davon sprach, seine homiletische Thätigkeit gänzlich aufzugeben.

Kein Wunder daher, daß auch in diesem vertraulichen Briefwechsel ähnliche Aussprüche sich finden, von denen einige, mitunter sehr drastisch gehaltene, hier folgen.

Unsere alt-theologischen Bücher, es sei in schwarzem oder Schweinsleder, sind zwar häufig eines sehr reichen Inhaltes, der aber unserer Zeit schlechterdings nimmer schmeckt; die Art, wie sie die Speise des Evangeliums kochen, zurichten, auftischen, scheint nimmer an die Table d'hôte, welche der große Hausvater bereitet, zu passen, und das ist ein alter Kummer, der mich schon seit dreißig Jahren quält. Es scheint, als sollte ein neuer Reiz für das Erhabene, Heilige und Gute er- oder gefunden werden für die unzähligen Kostverächter, und als wäre der Genius noch nicht geboren dem dieser Fund anvertraut werden wird. Dabei wird es den Menschen unbenommen bleiben der unwiderleglichen Wahrheit doch zu widerstehen, dem anerkannten Gotte doch nicht zu gehorchen .... Für jetzt müßte man sich der Landleute und

der Jugend annehmen; für beides aber fehlen die Anstalten und die Organe, die Arbeiter. Indessen vielleicht geht es besser quoique. Das parceque ist menschlich, das quoique ist das Wort der Providenz. Ich meinerseits bin jetzt so tief im Lehm des parceque eingefroren, und sehe so viel menschliche, staatliche, liberale, naturalistische Kothstraßen, in denen der rechte Fortschritt stecken bleibt, daß ich darüber rath- und muthlos geworden bin, so weit etwa die Aufgabe an mir wäre auch irgend etwas zu thun. Mit meinem bischen Methode bin ich fertig, und wäre nur dann über meine Existenz beruhigt, wenn ich gänzlicher Invalide wäre, und blos aus blöden Augen das Zusehen hätte. Das kann freilich bald kommen und dann wird es mir auch nicht recht sein. (Prag, November 1850.)

In meinem Kopfe brummt es manchmal, als ob das alte Hirn sagen wollte: „Laß' mich in Ruhe, und der Welt ihren Lauf.“ Ehedem galt es die Füße beschuhen mit den Sandalen des Evangeliums, denn Kopf und Herz waren von oben erleuchtet und die Füße hatten mit dem Wandern die größte Mühe; — jetzt tragen wir Geistlichen Stiefel und müßen studiren scholastisch, phantastisch, drastisch, ascetisch, apologetisch (also nicht Göthisch, was sich gar nicht darauf reimt), synthetisch, analytisch, kritisch, ethisch, pathetisch, patristisch, belletristisch, rhetorisch, allegorisch, historisch, elegant, pikant, fulminant, belehrend, bekehrend, Niemanden versehrend, mit Vertheidigung ohne Beleidigung, vergnüglich, bezüglich, rührend, führend, lenkend, nicht allzuviel denkend, mit Gefühl, mit Styl, mit Wendung, mit Endung und endlich kommt gar wenig dabei heraus, mit all den mühsam einstudirten Reden, weil man halt' kein Wunder thun kann. Ohne Wunder, himmlischen Zunder, ist alles nur Plunder. (Prag, April 1851.)

Mit den altgebackenen Formen und Methoden geht es nicht mehr, und die heilige alte Wahrheit muß durch ihren von innen hervorstrahlenden siegenden Glanz immer wieder wie neu und erneuernd sich selbst bezeugen. Je mehr ich das fühle, desto mehr bin ich auch überzeugt, daß ich meinestheils schon abgewirthschaftet habe, und nichts mehr ausrichten kann; was aber nicht von mir allein gilt, sondern von gar Vielen derjenigen, in deren Reihen und Cadres ich das Bajonnet führe. Rostig ist's genug, wie eine verbrauchte Stahlfeder. Die Sache ist leicht begreiflich. Mit Demonstrationen, Anregungen des Gefühls, Schilderungen, speculativen Beweisen ist nichts mehr auszurichten; alle diese Waffen sind erschöpft; es handelt sich um die Kraft die von oben gegeben wird, Begeisterung, Wunder, Paulinische Kreuzes-Thorheit, Martyrium; ohne diese ist die Wissenschaft nur ein Licht ohne Wärme, das in dieser fanatisch-industriellen Welt eigentlich gar nicht beachtet wird, so lang ihre Winkelhebel noch kräftig agitiren. Das Christenthum in

der Kirche muß eine neue Aera beginnen, voll Kraft und Licht, weil die alte sich doch theilweise in's Rococo verlaufen hat. Aber wie das kommen soll und kann, das ist in den Schätzen Gottes verwahrt.

(Teplitz, August 1851.)

Der Moder ist überall und das moderne Zeitalter ist das modernde Mittelalter. Auch in mir ist nur Moder. Meine wenigen Wiener Freunde und Mentoren meinen: ich sollte das Predigen nun schon bleiben lassen; und sie haben Recht; wenigstens reden sie aus meinem eigenen Gefühl heraus. Meine neuesten Arbeiten gefallen ihnen nicht mehr — weil ich die viele Speculation, als den Leuten unverständlich, zu meiden suche.

(Prag, Juli 1852.)

Die zwölf Prophezien machen mir mehr zu schaffen, als ich mir vorgestellt. Zwar entdeckte ich sehr schöne und wunderbare Beziehungen, auch die seltsame Anordnung der Folgereihe findet sich allmählig (um den Faden der zwölf Glaubensartikel, den ich dazu gewählt habe um der Zwölfzahl willen) gerechtfertigt, allein alles das kostet sehr viel Studium und Spintisiren. Die Frucht der Arbeit soll Kräftigung des Glaubens werden; das steht aber nicht bei mir, der ich ein allzu miserables Werkzeug bin. Ich ahne wohl, wie groß es zu machen wäre, kann es aber nicht erschwingen. Exercitien sind, besonders da wo man verlangt wird, viel leichter; und noch leichter sind schulmäßige Vorlesungen. Hätten die Leute Interesse für die Sache, dann bedürfte man nicht der Form der Predigt, in welcher man Rührung, Heftigkeit, Declamation, Detonation, Zorn, Süßigkeit, Schimpferei und Lobpreiserei verlangt, und was sonst noch den Philistern genehm ist. Ich kann mich diesem geistlichen Schlendrian nicht fügen, und so muß ich es wagen, es nach meiner Art zu machen, nur diesmal ohne speculative Theologie, für die ich nicht einmal Raum fände, und die den Frommen so schauderhaft ausgemalt wird, als wäre sie der leib- und geisthafte Wau-wau.

(Klosterneuburg, Jänner 1855.)

Jeder thut weise nach seiner Weise, und Philister gibt es in allen Fächern, besonders solche die Anderen nachschreiben. Einst schrieb alle Welt ascetisch, oder gottselig, jetzt schreiben alle naturselig und allgöttlich, weil wieder Einer dem Andern nachtrampelt und nachtrompetet; bis irgend ein Großnarr wieder eine neue Bahn bricht, wie ein Wildschwein durch's Dickicht.

Ich bin gesonnen mit der Schriftstellerei mich nimmer viel abzuplagen, weil ich weder in Inhalt noch Form etwas Neugebackenes mehr zu Stande bringe. Wenn ein Menschenkind alt wird, so erstarrt es in seiner individuellen Form oder kann aus den tiefen Gleisen nimmer heraus; die Welt aber

schroffen Gegensätzen, Hohn und Wehmuth, hin und her, voll Zorn daß überall so wenig Begehr nach speculativer Wahrheit ist, und daß ich selber nicht genug davon durchdrungen bin, weil mir die Einfalt fehlt und der starke Wille. Es hätte sollen etwas besseres aus mir werden, ich habe es aber verscherzt, aus Trägheit in der großen Aufgabe der Selbstüberwindung. (Prag, April 1851.)

Ich bin sehr faul dermalen und das schlimmste ist, daß ich aus dem Stegreife in der Kirche nicht reden kann noch mag; ich höre mich gleich schwätzen, und das ist mir unerträglich. (Prag, April 1851.)

Ich habe jetzt großen Hang zum Grobwerden, muß ihn aber bändigen, denn gegen die obenan Gestellten geziemt es sich doch nicht; und gegen die Anderen wäre es blose Müthchenkühlerei und Erfrischung. Auch weckt das Schreien den Todten nicht auf, und Christus hat wohl gerufen, aber nicht geschrieen; seine Stimme war eine Verkörperung des Wortes, das unendliche Geistigkeit und Wesenheit ist. Ehe Er wieder ruft, müßen Milliarden noch schlafen gehen. Requiescant in pace, et opera eorum sequuntur illos.

Ich weiß mir nichts bequemeres, als von hinnen abgerufen zu werden, versteht sich an einen erträglich guten Ort. Schachmatt, siech und blöd herumzuschleichen ist mir ein grausamer Gedanke, doch kommt es dahin, wenn man zu alt wird. (Prag, December 1851.)

Wäre ich ein Redwitz, so würde ich jetzt auch einen Amaranth schreiben; denn erstens gibt es ein schwärzlichroth blühendes trauriges Gartengewächs mit dem Namen Amaranthus tristis; zweitens heißt dasselbe in schlechtem Deutsch Fuchsschweif, drittens gibt es einen Amaranthus Blitum, und der ist eine Art von Spinat. Solche Speise aber wird man jetzt den Schwachgläubigen zur Blutreinigung vorsetzen. (Prag, Juli 1852.)

Recht müßig gehen kann ich nur in Gebirgen und Alpen, denn dort spüre ich die Last des Nichtsthuns gar nicht. Gärten, wenn auch noch so weit wie der Park von Laxenburg bringen mir keinen Trost; und sind elegante Spaziergänger drinnen und elegante Blechmusik, so werde ich sogar still grimmig darüber, wie Natur und Welt einander persifliren. Ohnehin werden jetzt die schönsten Alpenthäler durch die Schienenstraßen verhäßlicht, und man muß immer weiter in die Wildnis flüchten vor den Schrecknissen der unbarmherzigen Civilisation. (Prag, Mai 1854.)

Ich entdecke die großen leeren Felder in meiner inneren Bibliothek, kann ohne äußeres Bücherthum nichts mehr machen; dieses aber fehlt mir theils, theils kann ich es nicht bezwingen. Der Mangel an gründlich geduldigen Studien war stets meine partie honteuse; mehrentheils fehlte es mir an

Zeit dazu und an Vorbildung, und jetzt ist's eben schon zu spät, so daß ich sonst gar nichts als kleine Feuilleton-Aufsätze machen möchte.

(Prag, September 1854.)

Vor der Fügung und Lenkung, welche in dem Gang der Ereignisse, im Stoß und Schub der Thatsachen sichtbar wird, habe ich Respect, und unterwerfe mich derselben, schon deswegen weil ich muß; im übrigen irrt sich jeder an mir, der mich irgendwie beherrschen will. Dazu bin ich zu eigensinnig; und der rechte Eigensinn besteht darin, es sein zu wollen. Meine Nachgiebigkeit ist nur Baumwolle, die den harten Kern umhüllt.

Ich bin circa vier Jahre jünger als Günther und hoffe, nicht so alt zu werden wie er; geschieht es aber doch, so werde ich mir und Anderen nur zur Last sein, und das ist eine Demüthigung die ich nicht wünsche. Am schlimmsten ist's, wenn die (Schelling'sche) Seele, dieses „sanfte und milde" Ungeheuer ebenfalls altert; bei mir ist sie noch blutjung, sammt den altgewohnten Kopfschmerzen, die mich fleißig plagen und mir innerlich zurufen: Sei verdrießlich, brumme und murre! Dazu empfinde ich aber keine Lust.

(Rodaun, Juli 1862.)

Das Tolle, Wunderliche, scheinbar Unregelmäßige steht mir näher als das klare stille Denken.

Es geht mir so buntes und vieles durch meinen engen inneren Lebenskreis, daß mir zuletzt das Leben wie ein Wagstück erscheint, wie ein Versuch ob ich denn doch fertig werde — je älter, desto mehr habe ich zu thun und gleichsam mit einem Schnippchen aufzuopfern; es ist eine lächerliche Geschichte und eine Uebersetzung aus der sogenannten Versammlung in die Zerstreuung. Tummle dich! wird mir immer stets ins Ohr gerufen.

Die Migräne macht mich träge. Leid ist mir, daß ich ihre Besuche nicht numerirt habe. Da sie mich von Kindheit auf schier jede Woche auf 24 Stunden besucht, manchmal auch öfter oder länger, so gibt das eine beträchtliche Kreide — auf weniger als 2000 Visiten kann ich ihre Zudringlichkeit nicht schätzen. Einmal war ich etwa ein Jahr lang der Narr ein Tagebuch zu führen, das mir aber so zum Eckel ward daß ich es in den Ofen warf; da notirte ich jeden Migräneanfall mit M; aber dies M hat für mich jetzt eine viel bessere Bedeutung und ist ein gar schöner lieber Buchstabe; und leider hängt doch auch die Migräne daran, nicht meine, sondern die des M*) und dies ist wieder eine von den närrischen, d. h. selt-

*) Mit diesem zweiten M ist die älteste der drei Schwestern, Josephine von Hoffinger, gemeint, deren literarische Thätigkeit die Veranlassung war, daß Veith mit der Familie Hoffinger bekannt wurde (Siehe meine Biographie Veith's



samen Aehnlichkeiten, die zwischen einem so garstigen Patron als ich bin und einem so holdseligen Wesen als M ist, dennoch bestehen. Eine große Nahrung der Eitelkeit für mich; denn die Thatsache ist einmal da. Es versteht sich, daß ich die Parallele nicht zu weit treiben will und meine drei Dutzend Launen und Verboßtheiten für mich allein behalte; detto meine schwarze Schlafmütze, mein Tabakschnupfen, meine Gesichterschneiderei und mein Gähnen; detto meine sechzig dreiviertel Jahre und was darin Tolles und Unordentliches historisch begraben liegt. Oh, sage ich zu mir in meinen Monologen, oh, was bist Du doch ein alter Esel! Du warst aber auch einmal ein junger. Aber wenn auch der Esel alt wird, die Eselei bleibt jung. Solche zarte Reden führe ich mit mir selbst; ob ich es von einem Andern vertrüge, getraue ich mir nicht zu behaupten, so lange Krittelei mich verdrießt. Die Askese befiehlt, man solle an Schimpf und Schande die allergrößte ausgelassene Freude haben; allein gar viele weise Männer haben geschrieben, was sie entweder nicht erlebten oder nicht belebten durch eigenes Thun.

(An Henriette von Hoffinger als sie in einem Schreiben Veith Raphael nannte). Der erhabene Name Raphael paßt nur insofern für mich, als ich eine närrische Begierde habe, allen Kranken zu helfen, aber darum auch nicht paßt, weil ich nicht helfen kann, es sei denn bei Halsweh u. dgl. und da nicht immer, besonders wenn ich meine Fläschchen und Phiolen nicht bei Handen habe. Freilich ist Raphael auch ein wunderbarer Prediger, noch dazu im Hause der Gerechten. Dies ist die andere Parallele, die sich nicht bewahrheitet. Da ich schon wieder einen Cyclus vor mir habe, so fühle ich mehr als je, wie wenig ich der Aufgabe gewachsen bin; die grobe Zeit mit ihrem Kriticismus und Corporismus steht mir gegenüber und schneidet mir Grimassen. — „Seht doch den Kerl an." (Prag, September 1854.)

Aus einem auf das letzte Blatt eines Stammbuches geschriebenen Gedichte Veith's:

Bin altersschwach und lebenssatt,
Gehöre auf das letzte Blatt,
Hab' in der Welt nie viel gegolten,
Ward höchstens Mystiker gescholten.

Veith schrieb die obigen Verse im April 1864 in trüber Stimmung, als der Proceß seiner vollständigen Erblindung schon sehr weit

---

S. 274). Sie unterzeichnete ihre Aufsätze mit dem von Veith für sie gewählten Pseudonym: Melanion (Märzveilchen), meistens aber blos mit dessen Anfangsbuchstaben M.

vorgeschritten war und er dabei an den heftigsten Augenschmerzen litt. Wohl hatte er damals schon das 77. Lebensjahr nahezu vollendet, allein von geistiger Altersschwäche war bei ihm nicht die geringste Spur, da vielmehr die Kraft seines Geistes sich bis zu seinem zwölf Jahre später erfolgten Tode unversehrt erhielt. Hatte er doch erst im vorausgegangenen Jahre den Cyclus von Fastenpredigten über die Anfänge der Menschenwelt gehalten und war er ja eben mit der Redaction derselben für den Druck beschäftigt, der auch 1865 beendet wurde. Die Wirkung dieser Vorträge war eine außerordentliche, wie noch Vielen erinnerlich sein wird. Wir haben aber darüber noch ein besonderes Zeugnis, das nicht blos den, für welchen es abgelegt ward, sondern auch den Zeugen selbst ehrt. Am 20. April 1879 hielt der bisherige Pfarrer an der reformirten Kirche in Wien Dr. Wilkens eine Abschiedspredigt, in welcher er über seine Art zu predigen, und wie er dazu gekommen, sich aussprach. „Man hat sich bisweilen", sagte er, „wenn man mich besuchte, über die Menge meiner Bücher gewundert. Das war kein Luxus und keine kindische Sammellust, sondern diese Bücher habe ich mit um Euer willen gesammelt und für Euch mitgelesen, in dem Gedanken, das kannst Du einmal für sie brauchen. Soll ich Euch sagen, wie ich auf diese Art zu predigen gekommen bin? Im Jahre 1863 kam ich an einem schönen Nachmittage in die Nähe der Kapuzinerkirche in Wien. Es war ein Gewühl vor den Kirchenthüren und ich fragte: Was ist denn da? Man antwortete: Da predigt der Veith. Diese Antwort hat über meine Predigtweise entschieden. Der Eindruck, den ich in jener Stunde unter der Kanzel des alten, fast tauben und blinden Dompredigers von St. Stephan bekommen habe, ist mir heute noch unvergeßlich. Zum erstenmal in meinem Leben ist mir da eine Predigt begegnet, die ein unermeßliches Wissen in den Dienst des Wortes vom Kreuze genommen hatte. Soviel über die Anregung zu dieser Weise meines Predigens; denn nur Anregung war es; ein Nachmachen wäre ebenso unmöglich als unrecht gewesen." *)

Als Dr. Wilkens, wie er sich ausdrückte, unter der Kanzel Veith's stand und von dessen Predigtweise ergriffen wurde, da waren

*) Abschiedspredigt über Apostelgeschichte XX., 18—25, gehalten zu Wien, 20. April 1879 von C. A. Wilkens Dr. Theol. & Philos., Pfarrer an der Wiener reformirten Kirche. Wien 1879. Faesy & Frick, Hofbuchhändler — S. 7.

es 38 Jahre, daß Veith in seinen „Leidenswerkzeugen Christi" sich jene Predigtweise geschaffen hatte, die er sodann durch diese lange Reihe von Jahren immer mehr erweiterte und vertiefte.

In wie Vielen sind nicht durch seine Predigten die Keime religiöser Ueberzeugung geweckt und entwickelt — in wie Vielen die entwickelten gekräftigt und gegen feindselige Einflüße gestählt worden! Allein Veith wirkte nicht blos durch das gesprochene, sondern auch durch das geschriebene Wort; und diese Wirksamkeit endete nicht mit seinem Leben, sondern überdauerte ihn und wird ihn überdauern in unabsehbare Zeit. Er selbst hatte kein Auge für seinen Werth; um so mehr ward dieser gewiß von dem Auge dessen gewürdigt, der die Quelle alles Werthes ist. Und so dürfen wir wohl das Erfülltsein der erhebenden Worte hoffen, mit denen der Cardinal Fürst Schwarzenberg seligen Andenkens sein Schreiben an Veith bei Dessen Priesterjubiläum beschlossen hat: daß ihm „wenn dereinst das ewige Licht für ihn anbreche, vergönnt sein möge, die Schaaren Derjenigen zu schauen, die durch sein Wort auf den lichten Weg des Glaubens und der thätigen Liebe geführt wurden."

Wir aber hienieden wollen fortfahren seiner zu gedenken in Dankbarkeit, und insbesondere bei der hundertsten Wiederkehr des Tages, an welchem er der Welt geschenkt worden.

Die schwarz-gelbe Rose.

(Aus der steiermärkischen Chronik.)

Von Dr. Franz Isidor Proschko.

„Maria in der Grüne*), du schöne Wallfahrtsflur,
Wo majestätisch strahlet der Tempel der Natur,
Den dort der Herr der Welten sich selbst hat aufgebaut,
Dort, wo aus reinsten Lüften sein Segen niederthaut.

Dort kniete vor den Tagen, eh' es noch ging zur Schlacht,
Im Jahre achtzehnhundert und vierzig war's und acht,
Ein junger Schütz der Alpen, an Muth und Liebe stark,
Ein echter Sohn der treuen und schönen Steiermark.

Im Pulverdampf zu stehen war sein Verlangen nur,
Doch jetzt lag auf den Knieen der Starke auf der Flur,
Sein Lockenhaupt, das lieblich der Abendstrahl umfloß,
Er lag recht sanft gebettet auf seiner Mutter Schoß.

Sie nahm vom Sohne Abschied, der morgen scheiden muß,
Sobald die Schlachttrompete ertönt im ernsten Gruß.
Denn hin nach Wälschlands Gauen muß zieh'n der Schützen Schaar,
Zu kämpfen dort mit Muthe für Oest'reichs Doppelaar.

Da drückt die alte Mutter den letzten Scheidekuß
Dem Sohn auf seine Stirne, der morgen scheiden muß:
„Leb' wohl mein Sohn, mein theurer, und nimm von Mutterhand
Den Segen, und zum Schutze für dich ein Unterpfand",

---

*) „Maria-Grün" der liebliche Wallfahrtsort nächst der steiermärkischen Landeshauptstadt Grätz, wo sich noch auf einer Säule ein Gedicht des einstigen Königs von Holland Ludwig Buonaparte, welcher sich 1814 in Grätz aufhielt, vorfindet.

„Nimm hin das Bild der Reinsten, der Himmelskönigin,
Und mußt du nun zum Kampfe in wilde Schlachten zieh'n,
So nimm das Bild der Jungfrau, verehrt in Maria-Grün,
Für die in unserm Lande viel tausend Herzen glüh'n."

„Das möge dich geleiten und schützen in der Schlacht,
Das möge heim dich führen, wenn du dein Werk vollbracht."
Die Mutter küßt das Bildlein, reicht es dem Sohne hin,
Der von dem Mutterherzen am Morgen fort muß zieh'n . . .

Und Tage sind verronnen — im Kampfe stand das Heer,
Der Marschall jagt die Feinde vor seinen Reihen her,
Die Siegesfahne flattert mit ihrem Doppelaar,
Radetzky's Degen strahlet vor seiner Kriegerschaar.

Da zieht mit hellen Klängen nach Mantua herein
Der tapf're Obrist Kopal*) mit seiner Schützen Reih'n,
Er steht im Stadtgebiete als Commandant heut hier,
Als seines Marschalls Stimme in seinem Hauptquartier.

Und lautet die Parole im Kampfe: „Muth voran!"
So lautet sie im Lager heut': „Ordnung!" für den Mann.
D'rum blickt der Oberst Kopal verwundert jetzt darein,
Als drei der wälschen Bürger wehklagend treten ein

Und ihm mit finstern Blicken erzählen: „Ein Soldat
Der kaiserlichen Schützen ist schuldig einer That,
Die gegen Recht und Ordnung, ganz Mantua bewegt,
Weil Grauen sie und Rache in jeder Brust erregt."

„Ein Bürger, treu und redlich, der hoch in Ehren stand
In Mantua, erschlagen liegt er von Mörderhand
Und eine Rose, schwarz-gelb, wie auf dem Jägerhut,
Lag neben seiner Leiche, gefärbt mit seinem Blut."

„D'rum ist", so lautet schließlich der traurige Bericht,
Den diese Männer bringen, „d'rum ist ein Zweifel nicht,
Daß ein Soldat, der diese schwarz-gelbe Rose trug,
Den braven Mantuaner raubgierig hier erschlug."

*) Karl v. Kopal, der tapfere Oberst und Commandant des 10. Jäger-Bataillons.

Der Oberst hört die Kunde: „Weh' jenem bösen Mann,
Der gegen Recht und Ordnung die grause That gethan!“
Der Oberst winkt — schon stehen die Jäger all' gereiht
Und die Parole lautet heut nur: „Gerechtigkeit!“

Der Stabsprofoß tritt vor jetzt, beschauet jeden Mann,
Wem die Hutrose fehlet, der hat die That gethan —
Die schwarz=gelbe Kokarde, die Rose an dem Hut,
Wer sie nicht trägt, der ist es, an dem klebt dieses Blut!

Da steh'n mit dumpfem Schweigen die Jäger Kopal's hier,
Der Stabsprofoß tritt langsam zu jedem für und für,
Und keinem fehlt die Rose, die schwarz=gelbe — doch nein!
Dort steht ein Schütz, ein junger, der letzte in den Reih'n,

Dem fehlt am Hut die Rose, die schwarz=gelbe. „Wohlan!“
Ruft Oberst Kopal wüthend, „du hast die That gethan!“
Der junge Mann, ein Steyrer, ein Schütz voll frischem Muth,
Der steht und starrt — dem fehlet die Rose auf dem Hut . . .

Doch ruhig tritt er vor jetzt zum Oberst, salutirt
Und spricht mit sanftem Lächeln: „Herr Oberst, ach Ihr irrt,
Ein Steiermärker ehret das Recht und Gottes Wort
Und braucht den Arm, den starken, wohl nie zu einem Mord.“

„Ich bin ein Steiermärker — ein Mörder bin ich nicht!
Wenn die verlorene Rose von meinem Hut dieß spricht,
So ist es eitle Lüge — die Rose stahl man mir,
Sie wird sich aber finden in diesen Reihen hier.“

„Hört! eh' ich zog zum Kampfe, wo uns're Waffen glüh'n,
Da schied ich von der Mutter bei Graz in Maria=Grün,
Da schenkte mir die Theure der heiligen Jungfrau Bild
Und sprach: ‚Dieß Bildlein werde, mein Sohn, fortan dein Schild,

Bewahr' es treu und sorgsam, es sei ein Unterpfand,
Das dir zum Schutze bietet der treuen Mutter Hand.‘ —
Da barg ich mir das Bildchen im Röslein auf dem Hut,
Barg es in der Hutrose hier sorgsam stets und gut.“

„D'rum laßt nun jetzt, Herr Oberst — gewährt die Bitte mir —
Durchsuchen laßt die Rosen auf allen Hüten hier,
Der Mann, in dessen Rose nun jetzt mein Bildlein ruht,
Der hat mir meine Rose entwendet von dem Hut“,

„Der hat entwendet meine, weil seine er verlor,
Als er die That vollbrachte am Mantuaner Thor,
Der ist es und kein and'rer, der in vergang'ner Nacht
Den Mord, deß ich beschuldigt bin, hat allein vollbracht."

Jetzt schweigt der Steiermärker, der junge. — Tief bewegt
Steht da der Oberst, winket — kein Laut ringsum sich regt,
Jetzt werden alle Rosen zerlegt und jeder harrt —
Und einer dort am Flügel vor sich gar finster starrt —

Ein Wälscher ist's — wild, trotzig reicht er den Tschako hin;
Und sieh' — in seiner Rose liegt Maria's Bildchen d'rinn . . .
Da jauchzt der junge Steyrer: „'s ist meine Rose die!
O Jungfrau, du verlassest die Deinen, Heil'ge, nie!"

Der Schuld'ge bricht zusammen, der ihm die Rose stahl,
Den Schuldlosen umfließet der Gnade heller Strahl
Das Bild der Gottesmutter hat Segen ihm gebracht,
Das war des heil'gen Glaubens unnennbar große Macht!

Die Tochter des Tuchmachers.

Historische Skizze aus Südböhmen von **Eduard J. Richter.**

Wenn wir die gegenwärtigen eleganten Auslagekästen betrachten, welche die Artikel des Luxus und der Mode geschmackvoll geordnet hinter Spiegelfenstern zeigen und die Vorübergehenden zum Kaufe verführen, so werden wir uns gewiß von den düsteren und feuchtkalten Verkaufsgewölben nur schwer einen Begriff machen können, in welchem unsere Urgroßväter und Urgroßmütter vor einhundert und mehr Jahren ihre Bedürfnisse kauften.

Wir wollen es, selbst auf das Risico unsere verehrten Leser ein wenig zu langweilen, versuchen einen derlei Verkaufsladen jener Zeit etwas ausführlicher zu beschreiben, und zwar den ansehnlichsten, welchen es damals in Budweis gegeben, und der an einer der lebhaftesten Stellen des Stadtplatzes gelegen war.

Das Haus, worin sich dieser Laden befand, war von einer Bauart, wie wir ähnliches gegenwärtig nur noch in der Judengasse (jetzt Sterneckgasse) finden, doch hatte dasselbe, gleich wie alle anderen Häuser des sogenannten Ringes, Laubenbögen.

Die hohen Blendmauern, welche das gestützte Giebeldach verdeckten, waren mit kleinen Thürmchen und mit Miniatur-Nachahmung von Burgmauern und Zinnen geziert. Zwei Delphine von Weißblech streckten ihre Rachen mehrere Fuß weit aus großen Oeffnungen dieser Blendmauern, um während eines Regens mächtige Wasserbögen auf den Platz zu ergießen.

Das düstere Gewölbe befand sich im Erdgeschoß. Die schweren Ladenflügel von Eichenholz waren mit eisernen Nägeln beschlagen und entbehrten jeden Schmuckes, wenn wir nicht gewillt sind die thalergroßen Nagelköpfe, welche mit weißgrauer Oelfarbe angestrichen von den geschwärzten Eisenbändern grell abstachen, eine Zierde zu nennen.

In der Mitte des Laubenbogens, der Gewölbethüre gerade gegenüber, schwankte an einer Querstange das auf Eisenblech gemalte Bild des heiligen Martinus, wie er seinen Mantel mit einem halbnackten Bettler theilt, und darunter standen die Worte:

Martin Tannhauser, Tuchmacher
und zugleich Sammt- und Seidenhändler.



In das Verkaufsgewölbe hatte die freie Luft ungehinderten Zutritt, denn von irgend einer Glasthüre war durchaus keine Spur. Zu beiden Seiten standen an den Ladenflügeln mit Packleinwand überzogene Waarenkisten, worauf Ballen von Tuch, Sammet und Seidenstoffen, pyramidalisch aufgeschlichtet, den Auslagekasten jetziger Zeit substituirten, und ein Ladenbursche überwachte unausgesetzt mit scharfem Auge diese Schätze, welche auf Bettler und Vagabunden eine merkwürdige Anziehungskraft ausübten.

Wenn das Auge des Eintretenden die Dunkelheit des Verkaufsladens durchdrungen, erschaute es große hölzerne Fächer, welche bis an die Decke reichten und mit Stoffen unterschiedlicher Art gefüllt waren. Im Hintergrunde führte eine steile Treppe, die bei jedem Fußtritte seufzend aufschrie, in die Wohngemächer. Unter dieser Stiege war ein Glaskasten angebracht, der zur Schreibstube diente und die Casse beherbergte, aus welchem Observatorium man den ganzen Laden übersehen konnte. Eine lange Tafel, deren Fußgestell in den Boden eingewachsen schien, reichte von einem Ende des Kaufladens zum andern und diente dazu, die Waaren vor den Käufern auszubreiten; allein, obschon der Luft freier Zutritt gelassen war, so drang doch das volle Tageslicht niemals bis in diese Tiefe und mistrauische Käufer trugen gewöhnlich die Stoffe hinaus unter die Laube, um sich von der wahren Farbe und der Echtheit derselben zu überzeugen.

So armselig auch dieses Verkaufsgewölbe dem jungen eleganten Handlungsbeflissenen der Gegenwart erscheinen mag, so erfreute sich dasselbe doch im Jahre 1743 einer besondern Berühmtheit und ausgezeichneten Zuspruches. Martin Tannhauser war ein Bürger von altem Schrott und Korn; ehrlich und rechtschaffen, unfähig seine Kunden zu bevortheilen oder im Preise zu überhalten. Ueberdies war Herr Martin Gemeinde-Aeltester und Vorsteher der ehrsamen Tuchmacherzunft, gehörte also zur Bürger-Aristokratie der Stadt. Sein Verkaufsladen war stets der Vereinigungsort der jungen Bürgerssöhne, die sich bei Papa Tannhauser in Handels- und Gewerbesachen guten Rath holten, und selbst die feinen Herren Schreiber des Stadtmagistrats und Salzamtes, ja sogar viele adelige Officiere des Graf Cordova Kürassier-Regiments, welches in der Stadt und Umgebung gelegen, beehrten Herrn Martin oft mit dem Besuche seines Ladens.

Wir können aber trotz der Ehrenhaftigkeit des Herrn Tannhauser nicht behaupten, daß dieses allgemeine Wohlwollen blos durch seine Persönlichkeit hervorgerufen worden, oder daß die Echtheit seiner Waare und der billige Preis derselben die ausschließliche Ursache hievon gewesen; wir müßen eingestehen daß ein großer Theil der von Herrn Martin erlangten Ehre und Reputation einem jungen hübschen Mädchen zuzuschreiben war, welches Elisabeth hieß und ganz zufällig Herrn Tannhauser's einziges Kind

gewesen. Sie thronte einer Königin gleich hinter dem Zahltische, wenn, was sehr oft der Fall, Papa Martin mit anderen Arbeiten beschäftigt war oder abwesend sein mußte.

Elisabeth war ein kleines üppiges Mädchen mit bezaubernden dunklen Augen, dunkelbraunen Haaren und schelmischem Gesichtchen, besaß überdies jenen Grad von weiblicher Koketterie, der, wenn er nicht überschritten wird, einem jungen Mädchen immer wohl ansteht. Ohne ihrer Würde als Jungfrau das geringste zu vergeben, war sie stets von unwiderstehlichem Reiz für Käufer aus der jungen Männerwelt, wenn sie die Feinheit und den Glanz der Stoffe lobte, und sämmtliche junge Herren auf viele Meilen in der Runde trugen nur Röcke und Westen, zu welchen „die schöne Lisi“ den Stoff gewählt und angepriesen hatte.

Man wird sich wundern, daß die allseitigen Huldigungen, deren sich das junge Mädchen erfreute, in ihr noch nicht den Wunsch rege gemacht, den jungfräulichen Kranz mit der Goldhaube zu vertauschen; das heißt: einen der jungen Herren, welche gegen sie die Liebenswürdigen spielten, zu heiraten; allein, obschon Elisabeth fröhlichen Sinnes, unbedachtsam und sogar eitel genannt werden konnte, so war sie doch im Grunde ihres Gemüthes zu verständig, um leichtsinnige Verbindungen einzugehen, und liebte ihren alten Vater, der seit einigen Jahren verwitwet in ihr allein sein ganzes Glück besaß, aus vollem Herzen. Selbst der gelbe Neid konnte an ihrem guten Rufe keinen Makel finden, und sie stand in ganz Budweis gleich ihrem Vater in allgemeiner Achtung.

Einige eitle Gecken, deren es in jedem Zeitalter gegeben hat und geben wird, glaubten in ihrem bezaubernden Lächeln und der artigen Geschwätzigkeit, womit sie die Stoffe vorwies, ein gewisses Entgegenkommen zu finden; allein sie erkannten bald, daß sie die Verkäuferin mit dem Mädchen verwechselt, und daß die ihnen gezollte Aufmerksamkeit nichts als eine liebenswürdige Manier war den Verkauf der Waaren zu befördern.

Ein ausgearteter Junge wagte es zwar einmal die Abwesenheit Tannhauser's zu benützen und der schönen Lisi einen Kuß zu rauben; da erschienen aber sogleich aus dem dunklen Hintergrunde des Gewölbes zwei feste Ladendiener, der eine mit gewaltiger Scheere, der andere mit massiver messingbeschlagener Elle bewaffnet, und der Unverschämte war genöthigt sich eiligst zu flüchten, wenn er es nicht darauf ankommen lassen wollte, von diesen beiden der Unterwelt entstiegenen Schutzgeistern gehörig durchgewalkt zu werden.

Diese zwei Ladendiener — denn damals war das deutsche Wort noch nicht von dem moderner klingenden „Commis“ verdrängt — dürften unsere Aufmerksamkeit gleichfalls in Anspruch nehmen, so daß wir es, da wir schon Bilder malen, nicht für überflüssig erachten, von selben eine kleine Schilderung zu entwerfen.

Der ältere dieser beiden Ladendiener war ein großer junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, dessen Anzug, wenn auch nur vom einfachen braunen Tuch, doch von ausgezeichnet gutem Schnitt erschien. Seine Perrücke war mit besonderer Sorgfalt frisirt, und sein Busenstreif sowie die Manchetten von blendender Weiße. Sein Geschäft bestand ausschließlich darin, auf einen Wink Elisabeth's die Stoffe vor den Kunden auszubreiten, und da er lebhaft, thätig, verständig und von einschmeichelndem Benehmen war, so verfehlte er es niemals, der Beredsamkeit seiner jungen Gebieterin, besonders wenn Damen Einkäufe machten, passende Worte beizufügen. Man sagte, daß Ambrosius Penzauer, so hieß der Ladendiener, obschon arm, dennoch ein stolzer Bursche sei und Ideen weit über seinen Stand hinaus besäße, welche Eigenschaft ihm so manche Strafpredigt seines Kaufherrn zugezogen. Es gab sogar Leute welche behaupteten daß Ambrosius, der früher durch einige Jahre in Wien servirt hatte, in dieser Residenzstadt an Sonntagen, als Cavalier verkleidet, mit dem Degen an der Seite herumstolzirt sei und sich gern unter junge Edelleute gemischt habe; doch war dieses Vergehen keineswegs erwiesen, und da zu solchen Streichen in Budweis ohnehin jede Gelegenheit mangelte, so fand diese Beschuldigung keinen rechten Glauben.

Der andere Ladendiener war im Gegensatze klein, untersetzt und schweigsam. Er war das Lastthier des Hauses. Seine Verpflichtung war die Wegschaffung der schweren Waarenballen, wenn sich die Käufer entfernt hatten. Auf seinen Anzug verwendete er auch nicht die geringste Sorgfalt und trug keine Perrücke, sondern sein eigenes Haar ganz einfach in einen Zopf gebunden, und weil er die Gewohnheit hatte die Waarenballen auf dem Kopfe an ihren Ort zurückzutragen, so war sein Haar meistentheils zerzaust, was ihm den Beinamen „Weihwedel“ verschafft hatte. Es war jedoch rathsam ihn bei seinem wahren Namen Sebastian Schaffer zu rufen; denn obwohl er selten sprach, so war er doch in seinen Handlungen schnell und entschieden. Bei der geringsten Veranlassung überfiel er seine Gegner, und durchbläute sie mit seinen mächtigen Fäusten, welche geeignet waren einen Ochsen zu betäuben.

So verschieden auch die Charaktere dieser beiden jungen Leute gewesen, so bestand doch zwischen ihnen eine eigenthümliche und merkwürdige Association, wozu der Eine seine größte Intelligenz, der Andere aber seine körperliche Kraft widmete. Ihre Ideen vereinigten sich auch in einem Punkte, es bewunderten nämlich Beide, natürlich jeder auf seine Art, ihre junge Gebieterin, und waren auf jeden eifersüchtig, der sich ihr zu nähern wagte. Durch einen geheimen Instinkt erkannten sie, daß wenn sie sich veruneinigten und die Ursache dieses Zwistes ihrem Principal zur Kenntnis käme, Papa Tannhauser nach kurzem Proceß sowohl dem Einen als dem Andern die Thüre

weisen würde, wodurch Beide auf das Glück, den Gegenstand ihrer Bewunderung täglich zu sehen, wahrscheinlich auf immer verzichten müßten ...

Die Sonne näherte sich dem Endpunkte des Tagesbogens, um bald hinter den blauen Bergen, welche das schöne breite Moldauthal im Westen begränzen, völlig zu versinken. Die Hitze des heiteren Junitages war drückend gewesen, doch um so angenehmer begann der Abend, weil ein sanfter Wind, die kühleren Lüfte des Böhmerwaldes mit sich führend, die freundlichen Gassen und den herrlichen Platz von Budweis durchstrich.

Dieser Stadtplatz, wie häufig in den böhmisch=mährisch Städten Ring genannt, eine eigenthümliche Zierde, deren sich wenige Orte ähnlicher Kategorien rühmen können, hatte jedoch im Jahre 1743 eine ganz andere Physiognomie als gegenwärtig, und wir erlauben uns den freundlichen Lesern abermals ein Bild vorzuhalten.

Die Häuser, welche das geräumige, beinahe regelmäßige Viereck umgaben, waren vor einem Jahrhundert zumeist klein und niedrig und entbehrten noch jene zierlichen Stirnmauern, die so geschickt manche Mängel der Baukunst verdecken. Die gespitzten Giebeldächer, fast durchgehens mit Schindeln gedeckt, nahmen sich ziemlich trübselig aus, und das obere Stockwerk war nur bei wenigen Häusern völlig ausgebaut und bewohnbar. Die Wohnungen der Bürger lagen, beinahe ohne Ausnahme, im Erdgeschosse oder nur wenige Stufen höher, nach rückwärts mit der Aussicht auf den kleinen, oft finsteren Hof. Die Fenster, bald größer, bald kleiner, wie sie die Laune des Erbauers ersann oder die Nothwendigkeit, ohne Rücksicht auf Symmetrie, erheischte, waren mit kleinen runden Glasscheiben versehen, die in Blei gefaßt die Helle der Gemächer gewiß nicht vermehrten. Nur das Rathhaus, dessen Bau erst vor wenigen Jahren beendet worden war, machte in jeder Beziehung eine merkwürdige Ausnahme, weil es durch Großartigkeit und architektonische Schönheit den ganzen Platz beherrschte.

Unsere Vorfahren, im Familienleben einfach und sparsam, bei ihren eigenen Wohnungen sich nur auf das unentbehrliche beschränkend, scheuten hingegen die größten Opfer nicht, wenn es sich darum handelte der Nachwelt ein Denkmal ihres reinen Bürgersinnes zu hinterlassen. Nicht auf Actien oder wegen pecuniären Gewinnes haben unsere Vorväter diese großartigen Bauwerke ausgeführt, welche jenen der Neuzeit in der Schönheit nichts nachgeben, sie aber in der Solidität und Dauerhaftigkeit weit übertreffen, sondern aus wahrer Bürgertugend, aus Anhänglichkeit zu der Gemeinde zu der sie gehörten, aus Liebe zu dem Orte den sie mit Stolz ihre Heimat nannten. Ihr still bescheidenes Leben, jedem Luxus fremd, ließ sie selbst in jenen Zeiten, wo Krieg auf Krieg folgte und sie von Freund und Feind besteuert

wurden, noch Geld erübrigen, das sie mit Freuden zur Ausführung jener großartigen Entwürfe widmeten, die noch jetzt unsere Bewunderung erregen.

Von des Tages Mühen sich erholend, saßen am besagten Sommerabende unter den Lauben und vor ihren Häusern ehrsame Bürger, ihre Kinder Gesellen und Dienstleute, und erwarteten mit Sehnsucht das Abendbrot, welches die Hausfrauen indessen geschäftig bereiteten. Nach dieser Mahlzeit erlustigten sich im Sommer gewöhnlich die Weibsleute und das junge Volk bis zum Einbruche der Dunkelheit in nachbarlichen Gruppen plaudernd; die Hausväter aber suchten im Stammhäusl einen guten Trunk, besprachen sich über Gemeinde-Angelegenheiten oder debattirten über Weltereignisse, deren es in dieser verhängnisvollen Zeit in Hülle und Fülle gab.

Vor Tannhauser's Ladenthüre hatten sich, wie gewöhnlich, bedeutend mehr Leute eingefunden als anderwärts, obschon es an anderen Orten gewiß eben so bequeme Bänke gegeben als hier, und vielleicht noch bequemere; allein die schöne Lisi, welche mit einigen Freundinen vor der Ladenthüre saß, übte, wie bereits erwähnt, auf die jungen Herren aller Stände eine solche Anziehungskraft aus, als die hinter ihr aufgeschlichteten Waarenballen auf die allbekannten Ritter vom kühnen Griff.

Plötzlich ertönte von der Landstraße her ein schmetterndes Posthorn und bald darauf sprengte ein Courier und ein Postillon quer über den Platz, gegen die Krumauergasse, in welchem Stadtviertel und zwar hinter dem kleinen Brauhause das „Primatorhaus“ *) sich befand.

Dieses Ereignis zog natürlicherweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, denn das Erscheinen eines Couriers wird immer mit einem Gegenstande von großer Wichtigkeit in Verbindung gesetzt, und man ist so lang in ängstlicher Spannung, bis das große Geheimnis die bescheidene Ledertasche, in der es verschlossen, verläßt, kundgemacht und von tausend geschäftigen Zungen weiter verbreitet wird.

Seit dem Eintreffen des Couriers mochte eine starke Viertelstunde verflossen sein, und die neugierige Menge harrte mit reger Geschwätzigkeit noch immer vergebens auf die Lösung des Räthsels. Herr Martin wurde ungeduldig, denn die Zeit war schon da, wo er gewohnt gewesen in's Wirthshäusl zu gehen. Auch sein Intimus, der ihn schon jahrelang Tag für Tag zur selben Stunde abzuholen pflegte, kam noch immer nicht, so sehnsuchtsvoll Herr Tannhauser auch umher geschaut und sämmtliche Laubengänge durchgemustert hatte.

Der Freund des Tuchmachers, der so sehnsuchtsvoll Erwartete, war Herr Gabriel Funk, ein sehr geschickter Chirurgus und weitgereister

*) „Primator“ so viel wie heute Bürgermeister.

Mann; doch, da man dazumal mit dem Doctortitel nicht so verschwenderisch gewesen wie heutzutage, so nannte man ihn kurzweg den „Bader Gabriel“, eine Benennung, mit welcher man keineswegs irgend einen beleidigenden Begriff verbinden darf; denn Gabriel Funk war allgemein beliebt und im Aderlassen und Schröpfen ebenso berühmt, als wegen seiner Geschicklichkeit im Rasiren und Frisiren, weshalb er auch in den besten Häusern Zutritt hatte. Herr Gabriel besaß aber außer den Geschicklichkeiten seines Berufes noch eine Eigenschaft, die ihn vielleicht in der Achtung seiner Mitbürger noch mehr erhob als seine Kenntnisse; Herr Gabriel war nämlich, wie man damals sagte: „ein rarer Mann“. Bei Hohen und Niedern bekannt, widmete er seine volle Aufmerksamkeit der Sammlung aller Nachrichten, wußte durch geschickte Combinationen, und mit mathematischem Scharfsinn aus dem Bekannten auf das Unbekannte schließend, beinahe die Zukunft zu errathen, so daß seine Mittheilungen als Orakelsprüche galten und zur Bewahrheitung eines Gerüchtes der einfache Beisatz genügte: „Der Bader Gabriel hat es gesagt“.

Endlich erschien zur großen Beruhigung Tannhauser's der Bader an der Ecke der Krumauergasse, schritt gravitätisch quer über die Schweinitzer, dem Gasthofe „zur weißen Glocke“ zu, und wie er sich durch den Laubengang fortbewegte, glich Herr Gabriel einem Magnete den man durch Eisenfeilspäne zieht. Jeder der neugierigen Bürgersleute, an welchen er vorüberging, hing sich an ihn, in der Hoffnung die von dem Courier überbrachte Neuigkeit zu erfahren. Die Zahl der durch Attraction an Herrn Funk Gebundenen wuchs mit jedem Schritte in steigender Progression, so daß sich der Bader, bei Tannhauser's Ladenthüre angelangt, in der Mitte eines bedeutenden Menschenknäuels befand, der ihn mit fragenden Mienen umgab.

Vor hundert Jahren wurden die Nachrichten über die Ereignisse, welche auf dem Welttheater vorfielen, nicht mit jener dem Blitze verwandten Geschwindigkeit verbreitet, wie solches heutzutage geschieht. Der Zeitungen gab es wenige und selbst diese waren so dürftig, daß sie mit den jetzigen Tagesblättern durchaus in keinen Vergleich gesetzt werden können. Es darf sonach niemand verwundern, daß die guten Bürger jener Zeit jede Gelegenheit zu benützen suchten, im Wege mündlicher Mittheilung Neuigkeiten zu sammeln, die sie alsdann im Kreise ihrer staunenden Familien wiedererzählten.

„Nun Gevatter, so legt doch los!“ rief der Tuchmacher, seinem Freunde entgegengehend. „Ihr kommt gewiß vom Herrn Primator und müßt die Neuigkeit wissen, die der Courier gebracht ... Gibt's etwa gar wieder Krieg?“

„So arg ist's diesmal nicht“, erwiderte schmunzelnd der Bader; „im Gegentheil, etwas erfreuliches“ — und indem Herr Gabriel bedächtig eine

Prise nahm, um die Erwartung der neugierigen Menge auf's höchste zu spannen, blinzelte er mit den kleinen klugen Augen und fuhr folgendermaßen fort: „Ihre Majestät die Königin von Ungarn und Böhmen kommt von der Krönung zu Prag und wird morgen in Budweis übernachten."

Ein allgemeines freudiges Ah! folgte dieser Mittheilung; denn jedermann liebte die Tochter Kaiser Karl VI., und um so aufrichtiger wurde die hohe Frau in der „allzeit getreuen Stadt" verehrt. Der Menschenknäuel löste sich, um die freudenvolle Nachricht jubelnd zu verbreiten. Tannhauser aber nahm seinen Freund unter den Arm und, nachdem er sein liebliches Töchterlein kosend in die runden Wangen gekneipt, den beiden Ladendienern aber die Schließung des Verkaufsgewölbes, Vorsicht und Pünktlichkeit empfohlen, ging er mit seinem Freunde der Landstraße zu in's Stammhäusl.

Die Gaststube lag einige Stufen hoch, gleichfalls nach rückwärts gegen den Hof zu, wohin die beiden mit Fliegennetz sorgfältig verwahrten und mit Blumentöpfen gezierten Fenster die Aussicht boten. Es war ein langes geräumiges Zimmer, in dessen Mitte ein mächtiger Tisch stand, der sich unter zwei Dutzend Stühlen wie ein Elephant unter einer Schafheerde ausnahm. An der Wand waren zu beiden Seiten kleine Tischchen und Sitzbänke mit Eisenbändern und Riegeln angehängt, welche die Bestimmung hatten, bei besonders zahlreichem Besuche die später erscheinenden Gäste zu placiren. Alle diese Möbeln bekundeten ihre ausgezeichnete Reinlichkeit durch das bekannte lichte Grau, welches Geräthschaften von Eichenholz nach vielem Scheuern und Waschen annehmen und was gewiß einladender aussieht, als unsere gegenwärtigen gefirnißten Gasthausmöbeln, die, wenn sie neu sind, wie Leimspindeln picken, bei herannahendem Alter aber abgenützten Stutzern in schäbigen Röcken gleichen.

Ein einziger mit schwarzem Leder überzogener gepolsteter Armstuhl, dessen gelbe Nagelköpfe lustig funkelten, galt als besonderer Ehrensitz, blieb aber zumeist unbesetzt, weil die Bescheidenheit jedes Einzelnen die Annahme des Präsidiums stets verweigerte, außer wenn ein Herr Rathsmann oder der Bürgermeister selbst den Bürgerclub besuchten und ihm die Ehre aufgedrungen wurde.

In diesem Zimmer saßen nun die alten Bürger von Budweis: Kaufmänner und ehrsame Handwerker mit grünen oder schwarzen Sammtkäppchen auf dem Haupte, die blauen oder grünen Schürzen ihres Gewerbes vorgebunden, ernst und würdevoll. Die damalige Sitte erheischte ein stilles und sittsames Betragen. Keiner suchte seinen Meinungen durch präpotenten Wortschwall Geltung zu verschaffen, und doch wußte das unverdorbene Gefühl unserer Urgroßväter mit richtigem Tact den Mann herauszufinden, der sich durch besondere Geistesgaben auszeichnete, wenn er auch noch so wenig

sprach; man zollte dem Verdienste Anderer die verdiente Achtung, weil sich unter dem schlichten Benehmen dieser Männer eigenes achtungswerthes Verdienst verbarg.

Es würde den uns gegönnten Raum weit überschreiten, wenn wir es versuchen wollten, auch nur einen kleinen Theil der Unterhaltung wiederzugeben, welche die versammelten Bürger unter sich führten. Den Hauptstoff lieferte, wie sich dies von selbst versteht, an jenem Abende die zu erwartende Ankunft ihrer Majestät der Königin, wobei dem Krüglein fleißig zugesprochen wurde. Unsere Altvordern standen in dieser Beziehung den Männern der Gegenwart keineswegs nach und wußten gleich uns durch eigenes Cosumo die Braurente zu heben. Drei bis vier Krüglein edlen Gerstensaftes zu vertilgen galt gerade für kein Hexenstück und man traf in der Versammlung dennoch Keinen, dem nach einer solchen Libation die Zunge nur um ein geringstes schwerer geworden wäre. Die Unterhaltung wurde zwar lebhafter, artete aber niemals in wildes Gezeche aus. Bevor noch die zehnte Stunde schlug, hob sich einer nach dem Andern, begab sich in Ruhe und Frieden nach Hause, und die Rumorwache, wie man damals die Patrouillen der Polizei nannte, fand wenig Gelegenheit das Speckkammerl auf dem Thurm zu bevölkern, und wenn dieser höchst seltene Fall eintrat, war das in flagranti ertappte Individuum weder Bürger noch Geselle, sondern gewöhnlich ein Vagabund, welcher die löbliche Absicht hatte, den in irgend einem Schnapsladen acquirirten Rausch in einem Winkel der bergenden Lauben auszuschlafen.

Des folgenden Tages, es war den 17. Junius des Jahres 1743, herrschte in Budweis eine allgemeine Regsamkeit. Ueberall wurde gehämmert und gezimmert, um Gerüste zu der bevorstehenden Illumination vorzubereiten. Triumphpforten von Tannenreis, mit Namenszügen und schönen Sprüchen geschmückt, erhoben sich haushoch in den vier Ecken des Platzes, da wo die Hauptgassen einmünden. Die schönsten Gemächer des Rathhauses, zur Aufnahme der hohen Gäste bestimmt, wurden auf das prachtvollste vorbereitet. Die Bürger putzten ihre von Gold strotzenden galonirten Uniformen; Gesellen und Lehrjungen aber wetteiferten die Waffen ihrer Meister und Lehrherren auf den Glanz herzustellen. Auf den Stadtmauern arbeiteten sämmtliche Schmiede und Schlosser, in ihrer Eigenschaft als Stuckmeister, die der Stadt gehörigen 22 eisernen Kanonen, welche bestimmt waren der geliebten Königin den Willkommsgruß entgegen zu donnern, in guten Stand zu setzen; kurz alle Hände hatten vollauf zu thun, alle Gemüther waren aufgeregt.

Nachdem der Courier zugleich die Nachricht gebracht, daß die hohen Herrschaften zu Beneschau das Nachtlager hielten, so konnte nach genauester

Berechnung und mit Rücksicht auf den damaligen Zustand der Wege die Ankunft Ihrer Majestät vor Abend nicht erfolgen, weshalb man auch die volle Bereitschaft zum Empfange auf vier Uhr Nachmittags angeordnet hatte.

Vor Herrn Tannhauser's Laden ging es besonders lebhaft zu, denn Herr Martin verband mit seinen vielen Würden auch jene eines Schützenmeisters. Durch seine Hand mußten alle Befehle gehen, welche die Compagnie betrafen, und da es bei dem Papa mit der Schreibkunst nicht besonders gut stand, was er jedoch nicht gern der Oeffentlichkeit preisgab, so mußte gewöhnlich Elisabeth mit ihrer zierlichen Schrift sämmtliche Dispositionen ausfertigen und Sebastian Schaffer, vulgo Weihwedel, fungirte als permanente Ordonnanz und mußte, obschon unberitten, die Depeschen im Trab und Galopp austragen. Sonderbarer Weise war Herr Martin an diesem für Budweis so freudenvollen Tage ganz mürisch, verdrießlich und zänkisch. Elisabeth hatte geröthete Aeugelein und Ambrosius sah äußert blaß und verstört aus. Niemand konnte sich diesen ungewöhnlichen Zustand erklären; doch hütete man sich sehr hierwegen eine Frage zu thun, weil Papa Martin auf die geringste derartige Anspielung ein so grimmiges Gesicht machte, daß selbst brüllende Löwen darüber erschrocken wären. Bader Gabriel allein, der Hausfreund, war von Herrn Martin in's Vertrauen gezogen worden, und mußte zu seiner großen Verwunderung erfahren, daß Ambrosius heute Morgens, die freudige Stimmung seines Herrn benützend, sich unterfangen habe, um Elisabeth anzuhalten, ein Begehren, welches den alten Herrn dergestalt in Harnisch gebracht, daß er nicht umhin gekonnt, dem unwillkommenen Freier den Dienst aufzusagen.

Lang hatte Ambrosius gezögert, den heißesten Wunsch seiner Seele auszusprechen. Er kannte die Gesinnungen seines Herrn und wußte, daß Tannhauser, obzwar in jeder Beziehung ein Ehrenmann, dennoch unter dem Einfluße eines bösen kleinen Dämons stand, welchen man im gemeinen Leben Geldstolz nennt, und ihm, dem armen Ladendiener, dessen ganzes Vermögen in seiner Ehrlichkeit und Verwendbarkeit bestand, das einzige Kind versagen werde; allein Elisabeth, welche Ambrosius gar wohl leiden konnte, obschon sie ihr Gefühl so geheim gehalten, daß sogar Sebastian hievon nichts gemerkt, er, der doch selbst sein Auge auf seines Herrn Tochter geworfen, Elisabeth hatte ihm Muth zugesprochen und war nun auf's tiefste betrübt, als der Vater ihr mit zürnender Miene seinen Entschluß kundgegeben, daß er zu einer Verbindung mit dem Windbeutel, der noch obendrein ein armer Schlucker sei, nimmermehr seine Zustimmung geben werde. Zugleich verbot Herr Martin ferners eine Sylbe davon zu sprechen, ersuchte auch seinen

Freund keine weitere Erwähnung zu machen, weil er nicht, wie sich Tannhauser ausdrückte, „sein Mädel“ in bösen Ruf bringen wolle.

Der Bader that unaufgefordert sein möglichstes um Papa Martin auf andere Gedanken zu bringen, erschöpfte aber alle seine diplomatischen Hilfsquellen vergebens. Die Verstimmung des Vaters, der Tochter und des armen Ambrosius währte fort.

Um kein Aufsehen zu erregen, mußte Ambrosius, wie gewöhnlich, beim Mittagstische erscheinen, während Sebastian, der nur an Sonn- und Feiertagen solcher Ehre theilhaftig werden konnte, in dieser Zeit den Laden hütete. Das Mahl wurde still eingenommen, und selbst das Gläschen Burgunder, welches Vater Martin täglich zur Magenstärkung zu trinken gewohnt war, verfehlte diesmal seine gewöhnliche Wirkung, nämlich: die Nase, das Gesicht und den Humor des alten Herrn rosenroth zu färben.

Die Schützen-Uniform lag auf dem Canapé in Bereitschaft, der dreispitzige goldbordirte Hut mit Federputz paradirte daneben, der Säbel und die Kugelbüchse standen blank geputzt im Fensterwinkel. Alle diese Herrlichkeiten vermochten den finstern Geist nicht zu bannen, der sich der Gemüther der drei Tischgenossen dermaßen bemächtigte, daß sie sich gegenseitig kaum anzublicken wagten. Tiefe Stille herrschte und selbst die Wanduhr, im altergebräunten Kasten von Nußbaumholz, verfolgte verdrießlich ihren gleichförmigen Gang, so daß jeder Pendelschlag im geräumigen Zimmer trübselig widerhallte.

Endlich schlug es halb eins, das war die von Allen ersehnte Stunde, wo das Mittagessen beendet und das Tischgebet gesprochen zu werden pflegte. Da wurde an dem Glockenzuge, der vom Laden in das Zimmer geleitet war, heftig gerissen. Von der Straße aus erschallte Peitschenknall und ungewöhnlicher Lärm, die Thürmer schmetterten lustige Fanfaren und die Hausmagd stürzte athemlos mit dem Ausrufe in's Zimmer: „Die Frau Königin ist schon da!“

Wäre eine sechzigpfündige Bombe durch die Stubendecke hereingestürzt, würde der Schreck der stummen Tischgenossen kaum heftiger gewesen sein. Sie sprangen, wie man zu sagen pflegt mit gleichen Füßen auf, und Herr Martin, der zum Glücke von den Sohlen bis zur Hüfte als Schütze gekleidet war, versuchte in größter Hast die Uniform auf den Leib zu bringen, wobei ihm, alles Grolls und Weltschmerzes vergessend, sowohl Elisabeth als auch Ambrosius hilfreiche Hand leisteten. Auch der Bader kam eiligst herbeigerannt die Wahrheit zu bestätigen, und so wie Tannhauser angekleidet und gerüstet war, eilten die beiden Freunde auf ihre zugewiesenen Posten.

Nicht in Herrn Martin's Haus allein hatte die plötzliche Ankunft Ihrer Majestät Verwirrung gebracht, sondern auch die ganze Stadt war, wie der

glaubwürdige Budweiser Chronist Herr Lucas Bernard Schneider als Augenzeuge schreibt, in einer solchen Confusion, daß niemand wußte wo ihm der Kopf stand. Nur Gabriel Funk hatte die Besonnenheit nicht verloren. Mit dem Anstande eines Primators expedirte er Lehrjungen und Gesellen, kurz alles, was sich junger und gesunder Beine erfreute, welche nicht ex officio in der Schützen-Uniform oder in schwarzen Seidenstrümpfen stecken mußten, zum Herrn Bürgermeister, zu den Rathsmännern und Honoratioren, deren Pflicht es war, der Majestät die Aufwartung zu machen. Ebenso sprengten einige seiner Couriere auf die Stadtmauern, damit die Geschütze geladen und die bewaffnete Bürgerschaft versammelt würden. Der Thätigkeit und Umsicht des Baders Gabriel hatte man es zu danken, daß in die allgemeine Verwirrung einige Ordnung gebracht wurde und die Empfangs-feierlichkeiten ihren Anfang nehmen konnten.

Im Kaisersaale des Budweiser Rathhauses stand am offenen Fenster eine schöne Frau von 26 Jahren, in dem prachtvollen Costüme jener Zeit gekleidet, und sah lachenden Angesichts hinab auf den Stadtplatz und die dort herrschende Bewegung. Ihr zur Seite an der Fensterbrüstung lehnte ein ansehnlicher Herr in Generals-Uniform, welcher um zehn Jahre älter sein mochte, und auf dem reichen Fußteppiche, von einer ältlichen Frau sorgsam überwacht, spielte ein blondes Knäblein von zwei Jahren, mit wunderholden blauen Augen.

Unsere geehrten Leser werden ohne weitere Erörterung errathen haben, daß die schöne junge Frau die Tochter Kaiser Karl VI. Maria Theresia, derzeit Königin von Ungarn und Böhmen, der Herr in Generals-Uniform ihr Gemahl und Mitregent Franz Stephan von Lothringen, nachmaliger deutscher Kaiser, und das blonde Knäblein der für Oesterreichs Völker unvergeßliche Kaiser Joseph II. waren.

So unermüdet thätig Maria Theresia in Ausübung ihrer Regenten-pflichten, so groß und erhaben sie sich in den Gefahren zeigte und durch die Majestät ihrer Persönlichkeit allein ein ganzes Volk zu begeistern vermochte, so liebenswürdig, so ganz Frau war sie im Kreise ihrer Familie und konnte so herzlich lachen, daß sie sich zuweilen Mühe nehmen mußte, die aus ihrer Engelsseele hervorquellende Heiterkeit niederzudrücken.

Endlich schmetterten Trompeten. Eine Compagnie des Regiments Cordova-Kürassiere marschirte auf. Eine Abtheilung bürgerlicher Schützen, welche während ihres Marsches durch eilende Nachzügler fortan vergrößert wurde, erschien mit klingendem Spiel, und die Dikasterien versammelten sich nach und nach am Eingange des Rathhauses, wobei manche schiefsitzende Perrücke und mancher verknitterte Busenstreif die Eile bekundeten, mit welcher der Anzug dieser Herren zu Stande gebracht worden war.

Nachdem sämmtliche Corporationen versammelt, erbat man sich die Erlaubnis der allerdurchlauchtigsten Frau die Huldigungen darbringen zu dürfen, was auch gnädigst gestattet worden. Ihre Majestät die Königin sprach mit angestammter Herzensgüte zu der Versammlung, konnte sich aber eines Lächelns nicht erwehren, als der Wortführer der so unvermutheten baldigen Ankunft erwähnte und wegen der hiedurch entstandenen Verwirrung um allergnädigste Nachsicht bat.

„Wenn Euch die Königin überraschte", sagte die hohe Frau, „so that sie es in Liebe und Vertrauen; doch seid auf Eurer Hut, damit nicht in diesen schweren Zeiten einer meiner zahlreichen Feinde Euch zur unbewachten Stunde überfalle. Eure Vorfahren sind meinem Hause stets treu und anhänglich gewesen und Wir hoffen, daß auch Ihr die altgewohnte Treue mir und meinen Nachkommen bewahren werdet", und indem sie den kleinen Prinzen Joseph auf den Arm nahm und ihn der Versammlung zeigte, fuhr Maria Theresia fort: „Hier seht, wenn es Gottes Wille ist, Eueren zukünftigen König und Herrn!"

Die allgemeine Begeisterung durchbrach die Schranken der herkömmlichen Etiquette. Ein freudiges „Vivat!" erfüllte den weiten Raum des Kaisersaales; das auf dem Stadtplatze versammelte Volk stimmte in diesen Ruf ein und die Kanonen auf dem Stadtwalle donnerten 101 Schuß hinaus in's schöne Moldauthal.

Maria Theresia dankte huldreichst für diese Aeußerungen loyalen Sinnes und entließ die Behörden mit folgenden Worten: „Gehabt Euch wohl, liebe Getreue; eröffnet der Bürgerschaft, daß Wir ihr in Gnaden gewogen bleiben, und da Unsere Reise nach Freistadt morgen mit dem frühesten angetreten werden muß, so versehen Wir uns daß Ihr alles demgemäß veranstalten werdet."

Während dieses im Kaisersaale des Budweiser Rathhauses vorging, fand in einem Nebenzimmer desselben Gebäudes die Zusammenkunft zweier Personen statt, welche dem Schicksale der Tochter des Tuchmachers eine günstige Wendung geben sollte.

Valentin Kerzauer, Leibkammerdiener des Gemahles Ihrer Majestät der Königin, war ein Onkel des Ambrosius. Es mußte aber an den abenteuerlichen Streichen, welche man dem Ladendiener Tannhauser's zur Last legte, doch etwas wahres gewesen sein; denn dieser Onkel hatte sich durch lange Zeit nicht mehr um Ambrosius gekümmert, ja sogar keinen seiner Briefe beantwortet; die kurze Anwesenheit zu Budweis hatte jedoch des Leibkammerdieners Strenge insoweit gemildert, daß er über seinen Neffen Erkundigungen einzog, und da er nur gutes von ihm hörte, so ließ er Ambrosius durch einen Lakai zu sich rufen. Nach einer wohlgemeinten väter=

licher Ermahnung versicherte er Ambrosius fernerer freundschaftlicher Hilfe, wodurch der betrübte Neffe so aufgerichtet wurde, daß er sich das Herz nahm, dem gütigen Onkel das Bekenntnis seiner Liebe abzulegen und um dessen gütige Fürsprache zu bitten.

Der Leibkammerdiener schüttelte zwar mächtig die wohlgepuderte Perrücke ob dieser Zumuthung, versprach aber endlich doch auf vieles Bitten, des Abends mit Papa Martin zu reden, durch welche Zusage Ambrosius in den siebenten Himmel versetzt nach Hause eilte, Elisabeth seine Hoffnung mittheilte, und weil er in der Freude seines Herzens doch jemand umarmen mußte, so faßte er den im Laden hockenden Sebastian beim Kopf und drückte und herzte ihn so lang, bis dieser den Glücklichen ziemlich unsanft von sich schüttelte und auf einen zur Versendung vorgerichteten Tuchballen niederwarf.

Als Martin Tannhauser zum Abendbrot nach Hause gekommen, war er nicht wenig überrascht einen solchen Besuch angekündigt zu wissen. Elisabeth bot alles auf, um ihren Vater in bessere Laune zu bringen und bedauerte ihn wegen der bevorstehenden Nachtwache so zärtlich, daß der alte, im Grunde des Herzens gute Mann sein Lischen wieder in die Wangen kneipte und bedeutend freundlicher anblickte als des Mittags. Bader Gabriel fand sich ebenfalls beim Abendbrot ein, und sonderbarer Weise sprach er sehr viel von Ambrosius, so daß Herr Martin schier mistrauisch zu werden begann.

Auf dem Platze war es mittlerweile außerordentlich lebhaft geworden. Der allgemeinen Confusion war eine frohe Regsamkeit gefolgt und jedermann bestrebte sich zu den Feierlichkeiten sein Schärflein beizutragen. Alle Fenster wurden illuminirt. Hunderte von Lampen schmückten die Triumphpforten, worauf die allerhöchsten Namenszüge in besonderer Farbenpracht flammten. Auf dem Wasserkasten spritzte das Schoßhündchen des steinernen Samsons den glitzenden Wasserstrahl hoch gegen den gestirnten Himmel und die vier Tritonenköpfe ergossen ihre Wasserbögen mit denselben verdrießlichen Gesichtern, wie noch heutzutage, in die vier Weltgegenden. Die allerhöchste Herrschaft fuhr im offenen Wagen herum, die schöne Illumination zu besehen. Die Musikbanden spielten, das Volk jubelte und drängte sich in anständiger Neugier herbei, die wunderholde Königin, ihren Gemahl und den künftigen Herrscher Oesterreichs, den kleinen Prinzen Joseph, welchen die königliche Mutter auf dem Schoße hielt, anzuschauen.

Der Leibkammerdiener hatte diese Zeit benützt, mit dem Herrn Martin zu sprechen, den er in seiner Wohnung aufgesucht hatte und wo er sehr würdevoll empfangen worden war. In Gegenwart des Baders Gabriel brachte Herr Valentin sein Anliegen mit zierlich gesetzten Worten vor, während Papa Martin auf seinem Sitze ungeduldig hin und her rutschte, voll Verlegenheit

auf den Beistand seines Freundes hoffte, welche Hoffnung vergebens, wei Bader Gabriel, durch Ambrosius Bitte bewogen, treuloser Weise in's feind liche Lager übergegangen war.

Noch immer hatte Herr Martin keine Antwort gegeben; als aber de Leibkammendiener mit dem tugendhaften Entschluße herausrückte, dem Braut paare ein Hochzeitsgeschenk von 4000 fl. — dazumal eine sehr hohe Summ — zu machen und überdies, weil er selbst alter Junggeselle, den Neffen al seinen einstigen Erben bezeichnete, da konnte Vater Tannhauser nicht mehr wider stehen. Er rief die beiden angstvoll harrenden jungen Leute, legte ihre Händ in einander und eilte gerührt zu der Schützencompagnie auf den Standplatz allwo dieselbe durch die ganze Nacht aufgestellt verbleiben mußte.

Daß für Ambrosius und die schöne Lisi der Himmel voll Geige hing, daß viele der jungen Herren, als sie die Verlobung erfuhren, verdrieß liche Gesichter schnitten, hieran wird gewiß niemand zweifeln; auch wird e wahrscheinlich unsere verehrten Leser nicht überraschen, wenn wir berichten daß Sebastian Schaffer gleich den nächstfolgenden Tag den Dienst aufgesagt um sich für immer von Budweis zu entfernen.

Den 18. Juni, um 3 Uhr Morgens, hörte Maria Theresia mit ihren Gemahl und dem Hofstaate die hl. Messe bei den P. P. Dominikanern worauf allsogleich die Weiterreise angetreten wurde.

So zeitlich dieses auch geschehen, so war dennoch die ganze Bevölkerung von Budweis auf den Beinen, um die geliebte Landesmutter noch einma zu sehen. Diese grüßte, während sie von den Segenswünschen der Meng begleitet, nur Schritt vor Schritt durch das Volksgedränge fuhr, in ihre Leutseligkeit nach rechts und links, und erst vor dem Krumauer Thore durften die Postillons in raschen Trab einfallen lassen.

Vater Tannhauser, seine schöne Tochter und ihr glücklicher Bräutigam sowie auch ihr Freund Gabriel waren noch auf dem Rathhause, um von Herrn Valentin Kerzauer, der das Einpacken der vielen werthvollen Gegen stände zu überwachen hatte, Abschied zu nehmen, worauf der Leibkammer diener nach vielen Umarmungen und Danksagungen dem allerhöchsten Hof folgte.

Wenige Wochen nach dieser Begebenheit standen Ambrosius und di schöne Lisi vor dem Traualtare. Herr Martin gewann seinen Schwieger sohn nach der Hand recht lieb und versicherte seinem Freunde, dem Bader oft mit der ernsthaftesten Miene, daß nicht das gespendete Heiratsgeschenk sondern nur die guten Eigenschaften des Ambrosius, hauptsächlich aber di Fürsprache Gabriel's ihn zur schnellen Sinnesänderung bewogen hätten.



Die landesfürstliche Pfarre
zu
St. Johann von Nepomuk in der Praterstraße
zu Wien während des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes.

Von Dr. Hans Maria Truxa.

Wir leben im Zeitalter der Jubiläen! In unserer raschlebigen und häufig recht oberflächlichen Gegenwart wird oft eine sehr geringfügige Gelegenheit wie die Erreichung eines bestimmten Alters, die Zurücklegung weniger Decennien einer mitunter ganz unbedeutenden Lebensstellung mit Banketten und Toasten gefeiert — bei silbernen oder gar goldenen Hochzeiten wird all' jener Prunk und Pomp aufgeboten, der in solchen Fällen zu entfalten möglich ist — Geburts- und Todestage aller auf irgendwelchem Gebiete des Staats- und Culturlebens, der Wissenschaft und Kunst nur halbwegs hervorragenden Geister, Erinnerungstage aus der Geschichte des Staates, des Landes, der Stadt oder einzelner Anstalten werden aus den Archiven hervorgezogen, um deren hundertstes Gedenkfest würdig zu begehen — nur die Begründer charitativer Anstalten, die Erbauer von Gotteshäusern u. dgl. werden von der Pietätlosigkeit unserer Zeit mitunter übergangen.

So wären auch die Stifter, Wohlthäter und Förderer des schönen Gotteshauses zu St. Johann von Nepomuk in der Praterstraße unbeachtet geblieben, und das zurückgelegte erste Säculum des Bestandes dieser Pfarre sang- und klanglos vorübergezogen, wenn nicht eine günstige Fügung des Schicksals sowie das freundliche Entgegenkommen Vieler dem Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit geboten hätten, das auf den 29. Mai 1886 fallende hundertjährige Pfarrjubiläum der Vergessenheit zu entreißen, um einen Ehrenkranz auf das Grab aller jener Todten niederzulegen, welche an dieser gottgeweihten Stätte verdienstvoll gewirkt haben, und einen Gruß an alle jene zu entsenden, die diesem hundertjährigen Pfarrjubiläum theilnehmend folgten.

Es dürfte daher auch für weitere Kreise nicht uninteressant sein, einen Blick auf die hundertjährige Pfarrgeschichte zu werfen.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bestanden auf dem Gebiete der Leopoldstadt (nach Aufhebung der ehemaligen „Judenstadt" im Jahre 1670 aus dieser und dem „untern Werd" gebildet) und der Jägerzeile, welche beiden Vorstädte nebst der Brigittenau (ehemals Wolfsau) den heutigen zweiten Gemeindebezirk ausmachen, nur drei Kirchen: die Ordenskirchen der barmherzigen Brüder (seit 1624) und der Karmeliter (seit 1639) dann die damals einzige Pfarrkirche zu St. Leopold (1670 an Stelle der bestandenen jüdischen Synagoge erbaut, und sofort zur Pfarrkirche erhoben, indem durch Ausscheidung aus dem „St. Stephans-Districte außer der Stadt" eine selbständige Pfarre gebildet wurde).

In der Jägerzeile selbst bot die erste Veranlassung zum Baue eines Kirchleins ein bereits im Pestjahre 1713 allgemein mit besonderer Andacht verehrtes Bildnis der Mutter Gottes „Maria Pötsch". Es ist dies eine Copie des auf dem Hochaltare des Wiener Stephansdomes aufgestellten aus der griechisch-katholischen Kirche zu Pötsch, einem Dorfe in der Erlauer Diöcese in Ungarn, stammenden Original-Gnadenbildes.

Ueber diese Abbildung der Muttergottes von Pötsch erzählt eine in den pfarramtlichen Acten aufbewahrte, von Joseph Sperlbauer Hausinhaber*), Philipp Asperl Bäckermeister, Karl Riedmilner Chirurg, Bernhard Hauser Hausmeister**), Johann Holzer, Schneider als Gemeindevorständen in der Jägerzeile unterzeichnete und mit Siegeln versehene Urkunde auf eine ebenso treuherzige als einfache Weise folgendes:

Im Jahre 1729 wohnte in der Jägerzeile, in dem sogenannten Aichbigelhause, dem Probhause zu St. Anna, ein herrschaftlicher Laufer, welcher das Bildnis Maria von Pötsch auf seinem Hausaltar aufgestellt hatte. In diesem Hause entstand im besagten Jahre 1729 eine Feuersbrunst, die Wohnung des Laufers stürzte ein, und die Flamme verzehrte dessen ganze Habe, nur das Bild der heiligen Jungfrau von Pötsch blieb unversehrt. Durch diese Feuersbrunst gerieth der Laufer, der, weil seine Herrschaft gestorben, gerade jetzt dienstlos war, mit seinem Eheweibe und fünf Kindern in die größte Armuth. Hatte er mit seiner Familie das Bild der hochgebenedeiten Gottesmutter vorher verehrt, so verehrte er es jetzt, nachdem es von der Flamme wunderbar verschont geblieben war, um so mehr. Täglich

*) Von der Familie dieses Mannes erhielt das Gasthaus „zum Sperl" in der Leopoldstadt den Namen; es hieß ursprünglich „zum Sperlbauer" und in der Folge kurzweg „zum Sperl".

**) Hauser war Hausmeister in jenem Hause, wo sich das Bildnis „Maria von Pötsch" befand.

wurde Morgens und Abends vor dem Bilde gebetet und durch Mariens Fürbitte Hilfe von oben erwartet. Als eines Tages der arme Laufer und sein Weib in die Arbeit gingen, kam nach Aussage der Kinder, welche allein zu Hause waren, eine weißgekleidete Frau und legte auf den kleinen Marienaltar einen Beutel mit Geld, womit dieser Familie aus ihrer Noth geholfen wurde. Bald darauf ist das Bildnis Maria von Pötsch an einem großen Baume*) in der Jägerzeile am Kaiserwege (nun Praterstraße genannt) angebracht und so der allgemeinen Verehrung freigegeben worden. Wer immer mit Vertrauen vor dem Bildnisse betete, dem ward geholfen. Zur Danksagung für die empfangene Hilfe wurden in kurzem viele werthvolle Opfer auf den Baum aufgehängt, und um diese zu sichern, fand man für gerathen eine hölzerne Capelle darüber zu errichten. Als im Jahre 1713 in Wien die Pest herrschte und von derselben auch einige Häuser in der Praterstraße, namentlich das Haus des Freiherrn von Gudenus (Nr. 499) und das wälsche Haus (Nr. 517) heimgesucht, und deshalb gesperrt wurden, so stiegen die Kranken zur Nachtzeit aus den Fenstern, strengten sich an zum Bildnisse der Gnadenmutter zu gelangen, verharrten daselbst die Nacht hindurch im Gebete, und gingen am Morgen, befreit von der Plage und ganz gesund nach Hause. Damals starb in der Jägerzeile niemand an der Pest. Für die Gnade der so wunderbar abgewendeten Seuche beschloß die Gemeinde Jägerzeile eine Procession nach der St. Brigittenkirche abzuhalten, um daselbst dem allmächtigen und gütigsten Gott zu danken. Die Gemeindeglieder versammelten sich bei der Capelle Maria von Pötsch**) und gingen von da betend und singend aus. Als die Procession bei dem an dem Ende der Allee befindlichen, noch gesperrten Schrankenbaum ankam, sprang dieser von selber auf, worüber alle Anwesenden staunten und sich freuten.

Als im Jahre 1734 ein heftiger Sturmwind den Baum, der dem Bildnisse der Mutter Gottes zum Altare diente, umriß und diesen sammt der hölzernen Capelle zersplitterte, blieb dasselbe neuerdings unversehrt. Dies bewog den Joseph Sperlbauer, gewesenen k. k. Forstmeister im Prater und den Grafen Caraffa die Einleitung zu treffen, daß auf dem Platze, wo der Baum mit der hölzernen Capelle gestanden hatte, nun eine steinerne erbaut wurde. Kaiser Carl VI. gab die Bewilligung dazu. Schon im Jahre 1736 war der Bau vollendet, und es wurde am 8. December die erste heilige Messe in der neuen dem heiligen Johann von Nepomuk

---

*) Zu jener Zeit war die Praterstraße mit einer doppelten Reihe von Bäumen besetzt, welche erst im Jahre 1810 gefällt worden sind.

**) Mathias Fuhrmann führt in seinem Werke „Historische Beschreibung der Stadt Wien und ihrer Vorstädte" (Wien 1766) auf dem beigegebenen Grundriß von Wien die Maria von Pötsch-Capelle mit Nr. 11 an.

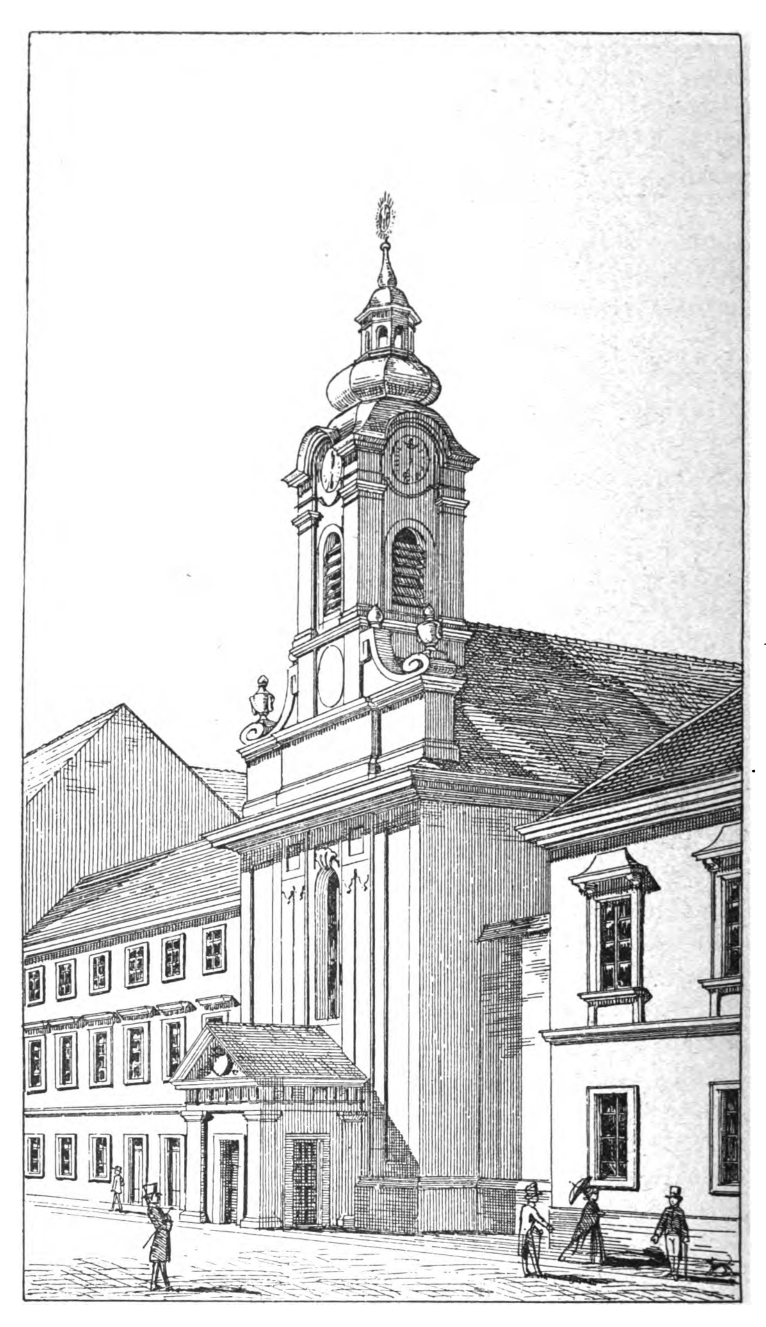
geweihten Capelle, in welcher auch das Bild Maria von Pötsch zur Verehrung aufgestellt war, abgehalten. In dieser Capelle wurde mit zeitlicher Bewilligung des Wiener Erzbischofs eine tägliche heilige Messe gelesen; das Zeichen dazu gab ein durch die Straßen wandernder Diener mit einer Handglocke.

Die erwähnte Capelle bestand bis zum Jahre 1780, um welche Zeit Kaiser Joseph II. den Prater für das Publicum öffnete, und mit Alleen und Anlagen verschönerte. Da nun die St. Johannes-Capelle die halbe Breite der Praterstraße einnahm und daher die Zufahrt unbequem machte, so ließ sie der Kaiser abbrechen, 31. Juli, und statt derselben zwanzig Klafter aufwärts auf einem von Mathias Moshammer angekauften Theile des Hauses Nr. 412 (heute Praterstraße Nr. 41) eine neue Kirche erbauen. Das Bild Maria von Pötsch fand in der neuen Kirche wieder über dem Tabernakel seinen Platz. Der Grundstein wurde am 30. September 1780 gelegt und dieses Ereignis auf einer miteingemauerten zinnernen Platte zum immerwährenden Gedächtnis verzeichnet.

Um das Zustandekommen der alten Johanneskirche hatte sich Johann Kaspar Saal, Besitzer der Häuser Nr. 693 in der Stadt und Nr. 426 in der Leopoldstadt, die meisten Verdienste erworben. Derselbe richtete daher unterm 23. September 1784 als „Besorger der Johanniskirch“ ein Majestätsgesuch an Kaiser Joseph II., worin er um „gnädigste Benennung besagter Johanniskirch zu einer Localpfarre“ bat, und sich erbötig machte, die auf diesem Kirchlein noch haftende Bauschuld per 7000 fl. aus eigenen Mitteln zu tilgen, damit er und seine Ehegattin bei ihrem Absterben als besondere Eiferer der Kirche gelten, und zum Nutzen des Publicums ein ständiger Gottesdienst abgehalten und die heiligen Sacramente den Sterbenden gespendet werden könnten.

In Folge dieses Ansuchens hat die niederösterreichische Landesregierung am 28. April 1785 die Absicht ausgesprochen, die Johanneskirche in der Praterstraße zu einer „Local-Caplaney“ zu erheben. Da es sich jedoch bald herausstellte, daß die Errichtung einer „Local-Caplaney“ den Verhältnissen der Residenzstadt nicht entsprechen könnte, so wurde die Johanneskirche bei der von Kaiser Joseph II. vorgenommenen neuen Pfarreintheilung bereits zu Beginn des Jahres 1786 zur Pfarre erhoben, und das diesbezügliche Decret am 29. Mai desselben Jahres ausgefertigt.

Zum ersten Pfarrer dieser Pfarre wurde laut Decret der niederösterreichischen Landesregierung der frühere Pfarrer im Lazareth, Zacharias Brand am 30. Jänner 1786 ernannt und am 21. Februar investirt. Wenige Tage nach seinem Amtsantritte wurde demselben das Verzeichnis



Die alte Kirche St. Johann von Nepomuk in der Jägerzeile.

der in seinen Pfarrbezirk gehörigen 37 Häuser mit 1244 Seelen übermittelt. Ueber diese etwas zu kleine Begränzung des Pfarrbezirkes machte jedoch Pfarrer Brand beim fürsterzbischöflichen Ordinariate eine Vorstellung, in Folge dessen ihm folgende Objecte zugewiesen wurden: 80 von den Pfarreien St. Leopold und St. Joseph getrennte Häuser der Leopoldstadt, und die damals aus 27 Häusern bestehende Vorstadtgemeinde Jägerzeil, welche zusammen 825 Familien mit 3661 Seelen enthielten, dann alle zerstreuten Hütten und die Donauschiffmühlen im Prater, die nur in der Zeit vom 19. März bis 29. September (Josephi bis Michaeli) bewohnt werden durften.

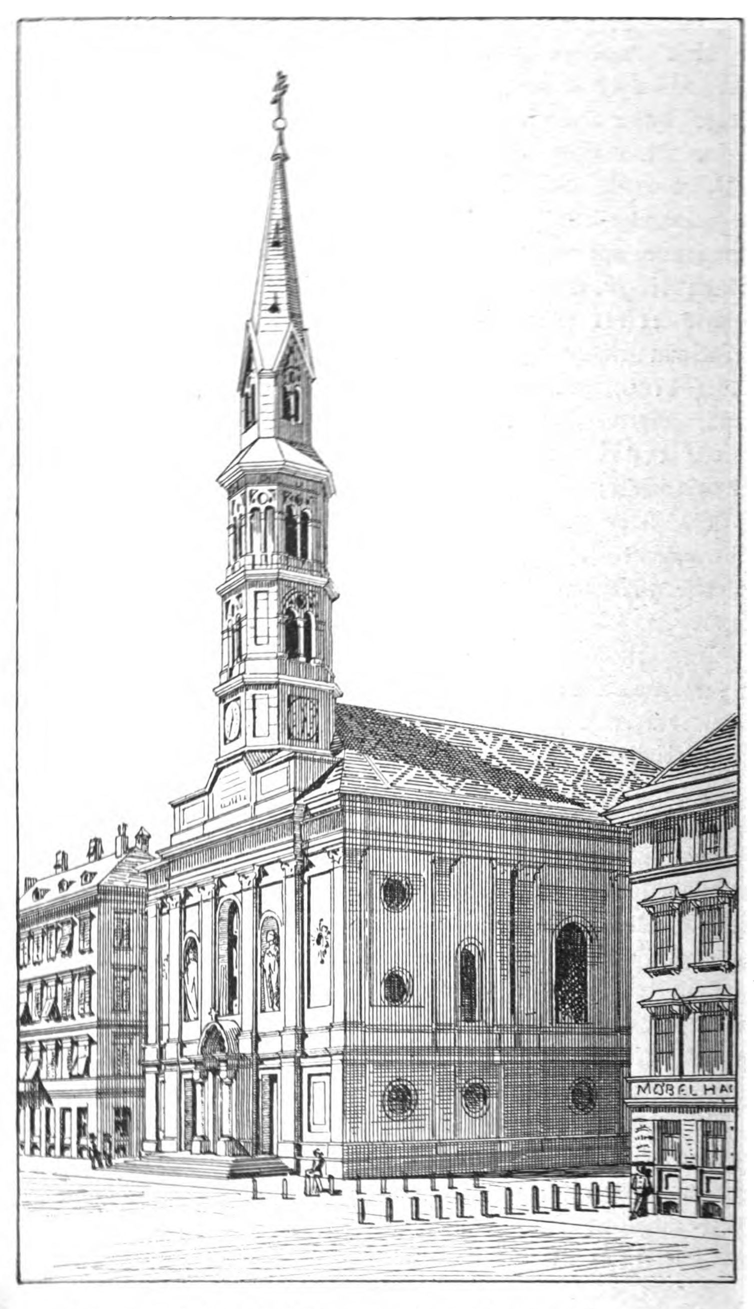
Als erster Täufling erscheint im Taufprotokolle der Pfarre zu St. Johann eingetragen: Johann Michael, geboren und getauft den 5. März 1786, ehelicher Sohn des Johann Brandsteter, Tagwerker, und der Theresia, geborene Jacklin. Pathe war Johann Michael Hirrithz, Gastgeber.

Als erstes Brautpaar ist im Trauungsprotokolle am 30. April 1786 verzeichnet: Bräutigam Sebastian Stockmayer, Perrückenmacher, ledig, kath., 30 Jahre alt, Jägerzeile Nr. 5; Braut: Elisabeth Materin, Perrückenmachers-Tochter, ledig, kath., 30 Jahre alt, Jägerzeile Nr. 5; Beiständе: Ferdinand Weinzell bürgerl. Schneidermeister, Adalbert Rath Corrector.

Das Sterbeprotokoll enthält als ersten Sterbefall am 22. März 1786: Katharina Michelin, Tochter des Joseph Michael Michelin, 1 Jahr alt, gestorben an Kopfepistem. „Wurde auf dem allgemeinen Friedhofe Landstraße beerdigt."

Seit der Errichtung dieser Pfarre hatten im Sprengel derselben viele Neu- und Umbauten stattgefunden, wodurch der ihr zugewiesene Antheil der Leopoldstadt fünfzig Jahre später auf 156 und der Vorstadt Jägerzeile auf 67 große Häuser angewachsen war. Mit diesem vermehrten Häuserstande nahm auch die Bevölkerung so bedeutend zu, daß sich die Seelenzahl schon zu Anfang des Jahres 1840 auf circa 9000 belaufen haben soll. Das gleich ursprünglich als Pfarrkirche kaum genügende Gotteshaus, welches nur einen Flächenraum von 176 Quadratmetern hatte, also nur 541 Menschen aufnehmen konnte, genügte daher um so weniger, als es nicht einmal die aus 700 Kindern bestehende Schuljugend aufzunehmen vermochte. In Folge dessen gab Fürsterzbischof Vincenz Eduard Milde dem im Jahre 1835 investirten Pfarrer Johann Sterle den Auftrag, die erforderlichen Schritte einzuleiten, damit eine neue dem Bedürfnisse der Pfarrgemeinde angemessene Kirche erbaut werden möge.

Am 28. März 1839 überreichten Pfarrer Johann Sterle, Jacob Muntz Richter, und Martin Fischer Kirchenvorsteher ein Majestäts-



Die jetzige Kirche St. Johann von Nepomuk in der Praterstraße.

gesuch, worin um die Bewilligung zum Ankaufe eines Theiles des Freiherrn von Gudenus'schen Gartengrundes gebeten wurde. In Folge willfahrender allerhöchster Entschließung Kaisers Ferdinand I. wurde jene Baustelle um den Preis von 70.000 fl. C.=M. durch den niederösterreichischen Religionsfond gekauft, 26. Juni 1841, und die Ausführung des von Karl Rösner, k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste, ausgearbeiteten Projectes angeordnet.

Dieser kaiserlichen Ermächtigung gemäß begann am 11. October 1841 der Kirchen= und Pfarrhofbau mit einer erhebenden einfachen Feierlichkeit. Als Text zur Festrede wählte Pfarrer Skerle die Worte „Herr, ich liebe das Haus, wo Du wohnst, und wo Deine Majestät thront".

Der Bau gedieh so rasch, daß derselbe schon am 23. September 1842 bis zur Dachgleiche gediehen war, welcher Baufortschritt nach herkömmlichem Brauche von den Arbeitern damit gefeiert wurde, daß am Abende desselben Tages auf der Höhe des Gerüstes der kaiserliche Adler und zu dessen Seiten die auf die Leopoldstadt und Jägerzeile bezughabenden Wappen*) bei glänzender Beleuchtung unter Absingung der Volkshymne aufgepflanzt wurden. Der Schluß des Kirchengewölbes fand am 1. Juli 1843 statt. Am 23. October 1843 wurde von den Bauleuten das Fest der Gleichenhöhe des Thurmes begangen.

Von größerer Bedeutung war die Weihe und Aufpflanzung des Thurm=kreuzes. Nachdem das mit Blumen reich gezierte Thurmkreuz den 8. und 9. Juli 1844 im alten Gotteshause bei großem Zudrange der Pfarrkinder ausgestellt war, wurde am 10. um 5 Uhr Nachmittags nach vorangegangenem Segen die kirchliche Benediction durch den Weihbischof und k. k. Regierungs=rath Mathias Pollitzer vollzogen, worauf das Kreuz von nett gekleideten Zimmergesellen vor das Kirchenportale gebracht und in einen Kreis weiß gekleideter Mädchen gestellt wurde. In einem feierlichen Zuge, den die Schul=jugend mit ihrer Fahne eröffnete und an welchem sich der Bürgermeister Ignaz Czapka Ritter v. Winstetten betheiligte, wurde das Kreuz an den Ort des Aufzuges vor den neuen Thurm gebracht, wobei der Sänger=chor eine von Dr. Sebastian Brunner verfaßte und vom Regenschori Joh. Bapt. Ziegler in Musik gesetzte Hymne anstimmte. Nachdem die schwierige Einsenkung des Kreuzes an der äußersten Spitze des Thurmes unter Leitung des Zimmermeisters Christoph Hasenauer durch den Polier Anderl glücklich vollzogen war, brachte der erstere einen Toast au das Wohl des Kaisers Ferdinand I. aus, worauf vom Musikchore d Volkshymne angestimmt wurde.

*) Bildnis des heil. Leopold und jenes eines Hirschen.



Noch großartiger als die Aufsetzung des Kreuzes wurde die Weihe der vier Glocken vorgenommen, welche am 28. October 1844 aus dem Ignaz Hilzer'schen Gußhause in Wiener-Neustadt an der Matzleinsdorfer Linie anlangten und am folgenden Morgen an den Ort ihrer Bestimmung überführt wurden. An der Ferdinandsbrücke übernahmen dieselben die Geistlichkeit, die Gerichtsvorstände der Vorstädte Leopoldstadt und Jägerzeile sammt der Schuljugend, und brachten sie feierlich vor das Thor der alten Kirche. Sowohl die Glocken als die Wagen und Pferde waren mit Blumenkränzen mit Bändern und österreichischen Landesfahnen, geschmückt, deren herabflatternde Enden weißgekleidete Mädchen hielten. Unter dem Absingen der österreichischen Volkshymne wurden die Glocken abgeladen und in der Kirche aufgestellt. Um halb 4 Uhr erschienen die Erzherzoge Franz Joseph, Ferdinand Maximilian und Karl Ludwig, Söhne des Erzherzogs Franz Karl, welchen vom Kaiser Ferdinand gestattet worden war bei den Glocken die Stelle der hiebei usuellen Pathen zu vertreten, worauf Bischof Pollitzer, umgeben von zahlreicher Geistlichkeit, den Weiheact vornahm. Die kaiserlichen Prinzen traten hinzu, um unter Anrufung ihrer Namenspatrone den Glocken ihre Taufnamen beizulegen, wobei der erstgeborene Erzherzog Franz Joseph zugleich die Stelle des wegen seiner zu großen Jugend nicht anwesenden Erzherzog Ludwig Victor vertrat; auf jeder derselben ist der Name des betreffenden kaiserlichen Prinzen und am Saume die folgende Inschrift ausgeprägt:

Laudo Deum verum, populum voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, fulmina frango festaque honoro.*)

Die feierliche Consecration der neuen Kirche geschah durch den Fürsterzbischof Vincenz Ed. Milde unter Assistenz seines Ceremoniärs Eduard Angerer den 18. October 1846; nach derselben celebrirte Domdechant Johann Nepomuk Ebneter das erste Meßopfer. Am darauffolgenden Sonntag hielt der berühmte Wiener Kanzelredner und Philosoph Dr. Johann Emanuel Veith die erste Predigt.

---

*) In deutscher Uebersetzung:

Dem wahren Gott zu Lob und Ehren,
Laß' oft ich meine Stimme hören.
Ich rufe Volk und Clerisei
Zum Tempel Gottes froh herbei.
Ich stimme auch zum Festgesange
Mit meinem hellen Silberklange.
Ich rufe mit dem Klageton
Die Todten zu des Richters Thron.
Ich kann auch mit geweihten Tönen
Den Wetterzorn gar oft versöhnen.

Die welterschütternden Stürme des Jahres 1848 sind auch an dem ehrwürdigen Gotteshause in der Praterstraße nicht spurlos vorübergegangen. Am 9. April 1848 forderte der Nationalgarde-Officier Gannersdorfer, k. k. Beamter in der Leopoldstadt, den Pfarrer Skerle in „freundschaftlichem“ Wege auf, sich einen Passierschein zu verschaffen und auf das Land zu begeben, da er den Anforderungen der Zeit nicht mehr entspreche. Pfarrer Skerle verließ noch am selben Tage den Pfarrhof und begab sich mittelst Eisenbahn nach Schönkirchen, von wo aus er am 13. an das f. e. Consistorium das Ersuchen stellte, einen Administrator für seine aus triftigen Gründen von ihm verlassene Pfarre zu bestellen und ihn in den Deficientenstand zu versetzen. Pfarrcooperator Mathias Terklau, ein umsichtiger und bei der Pfarrgemeinde sehr beliebter Priester, hat während des Revolutionssturmes von 1848 das schwierige Amt eines Provisors der Pfarre versehen. Am 28. October wurde er gerufen, um eine Ehe auf dem Todtenbette einzusegnen; ohne zu zaudern ging er während des stärksten Kartätschenregens über die sehr breite Straße und that seine Pflicht als treuer Diener des Herrn über Tod und Leben. Wenige Stunden später, nach einem blutigen Kampfe, wurde die bei der Johanneskirche aufgestellte Barricade genommen, deren Vertheidiger schleunigst flohen. Vor dem Pfarrhofe, auf welchem die gelbe Spitalsfahne flatterte, stand eine Abtheilung von Nassau-Infanterie. Plötzlich erschien General Frank, forderte Rechenschaft wegen vermeintlich in der Kirche aufgestellt gewesener Kanonen und erklärte den Pfarrprovisor Terklau und den Cooperator Pavlik als Geiseln. Nach der vorgenommenen Untersuchung der Kirche, wobei sich der religiöse Sinn der Soldaten und ihrer Führer kundgab, wurden die beiden Geistlichen in Freiheit gesetzt und bewirtheten das Militär mit Wein, als ein Kanonier vorgeführt wurde, der zusammengekrümmt über Vergiftung klagte. Keiner der nun hinzugekommenen Officiere wollte trinken, bevor nicht die Geistlichen zuerst getrunken. Grenadiere kamen mit Krügen, um Wein zu holen, dessen Vorrath bald erschöpft war. Um die auf dem Bahnhofe liegenden Soldaten mit den Sterbe-Sacramenten zu versehen, ging die Pfarrgeistlichkeit unter Begleitung von Grenadieren dahin. Die Soldaten, und vornehmlich Kroaten, streckten sich die Reihen entlang auf ihre Kniee hin. Im Spätherbste wurden dann die Localitäten des Pfarrhofes zu einem Nothspitale für Verwundete hergerichtet.

An der Pfarre zu St. Johann Nepomuk in der Jägerzeile haben in der Zeit von 1786—1886 8 Pfarrer, 62 Cooperatoren, 12 l. f. Patronats-Commissäre und 27 Kirchenvorsteher (Kirchenväter) gewirkt. Die Zahl d Taufen betrug während des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes 24.1 die Zahl der Trauungen 8014, die Zahl der Todesfälle 18.158, fe

wurden in dieser Zeitperiode 77 Meßstiftungen errichtet. Es sei noch erwähnt, daß an dieser Pfarre seit dem Jahre 1845 ein Kirchenmusikverein besteht, dessen künstlerische Leistungen sich allgemeiner Anerkennung erfreuen. Gegenwärtig wirkt als Pfarrer (seit 1880) der gelehrte Jubelpriester Phil. Dr. Wilhelm Drescher, welcher im Jahre 1851 als Assistent der Wiener Sternwarte im Auftrage des Fürsten Felix Schwarzenberg nach Afrika*) behufs physikalischer Aufnahme der Gegend von Chartum entsendet wurde, woselbst er bis 1852 verblieb, und im Vereine mit dem bekannten Missionär P. Ignaz Knoblecher auch eine große Anzahl Negerkinder unterrichtet hat.

Die St. Johanneskirche, ein Haupt- und zwei Nebenschiffe, ist 51 Meter lang, 26 Meter breit, im Hauptschiffe 19 Meter hoch, und faßt 3170 Menschen. Sie ist mit vierzehn Frescogemälden von Joseph Ritter von Führich und einem Hochaltarbild von Professor Kuppelwieser geschmückt, und muß zu den werthvollsten Kirchen der Residenz gezählt werden.

Der Pfarrsprengel von St. Johann in der Praterstraße umfaßt gegenwärtig jenen Theil des zweiten Gemeindebezirkes (Leopoldstadt) dessen Begränzung der Wiener Donaucanal von der Asperngasse abwärts, dann die Asperngasse selbst, und nach Durchschneidung der Praterstraße die Circusgasse, endlich nach Durchschneidung der Kaiser-Joseph-Straße die Fugbachgasse bildet, und außerdem den Nordbahnhof sammt Nebengebäuden, die projectirte Donaustadt, die Kaisermühlen jenseits des regulirten Donaubettes, den ganzen Prater, die Krieau und Freudenau. Die angränzenden Pfarren sind jene von St. Joseph und St. Leopold in der Leopoldstadt, ferner Floridsdorf und Kagran, endlich Simmering, Erdberg und Weißgärber.

Innerhalb des Pfarrsprengels wohnen nach dem Diöcesan-Schematismus pro 1886 11.905 Katholiken; wird jedoch die dort für die vier Pfarren des zweiten Bezirkes angegebene Seelenzahl (66.083) mit der nach der Volkszählung von 1880 resultirenden Anzahl der Katholiken in diesem Bezirke (80.353) und den neuern statistischen Daten verglichen, so muß für den Pfarrsprengel St. Johann die Anzahl der Katholiken mit mindestens 14.000 angenommen werden, neben welchen circa 500 Protestanten beider Bekenntnisse, 6000 Israeliten und 100 Andersgläubige und Confessionslose wohnen, so daß sich die Gesammtbevölkerung des Pfarrsprengels auf circa 20.600 belaufen dürfte.

* * *

*) Derselbe wäre daher den von Professor Dr. Oscar Lenz in seinem Aufsatze „Der Antheil Oesterreichs an der Erforschung Afrikas“ im IX. Jahrgange des österr. Jahrbuches (1885) angeführten Afrika-Reisenden beizuzählen.



Vincenz Pol.

Dieser hervorragende polnische Dichter wurde am 20. April 1807 in Lublin geboren. Sein Vater Franz Poll, einer deutschen Familie entsprossen, war galizischer Landrath in dieser Stadt, dem Hauptorte der gleichnamigen Wojewodschaft, welche in Folge der ersten Theilung Polens an Oesterreich gefallen war. Als im Jahre 1809 das polnische Heer unter dem Fürsten Joseph Poniatowski die Wojewodschaft und einen Theil Galiziens besetzte, wandte sich Franz Poll nach Lemberg, wo er Gerichtsrath wurde, später eine höhere Stelle beim Appellationsgerichte und im Jahre 1815 das Prädicat „von Pollenburg“ erhielt.

Die Mutter des Dichters war eine Polin. Obgleich das Polnische seine Muttersprache war, so beherrschte er dennoch auch das Deutsche in Wort und Schrift so vollkommen, daß er mit seinen „Volksliedern der Polen“, die er sammelte, übersetzte und im Jahre 1833 herausgab, Lob erntete.

Die Schicksale des Dichters waren mannigfach und sein Lebenslauf war ein sehr bewegter. Er studirte zuerst in Lemberg, dann in Tarnopol in einer von Jesuiten geleiteten Anstalt. Im 16. Lebensjahre verlor er seinen Vater und kehrte bald darauf nach Lemberg zurück, um hier seine Studien fortzusetzen. In den Jahren 1828 und 1829 hörte er an der Universität in Lemberg Vorträge über Aesthetik und Pädagogik, um sich, der Aufforderung eines Gönners gemäß, für das Lehrfach der deutschen Literatur an der Universität zu Wilna vorzubereiten. Pol erhielt auch thatsächlich die versprochene Stelle, doch bekleidete er sie nur kurze Zeit; denn als im Jahre 1831 der Aufstand ausgebrochen war, verließ er die Universität, trat in das Corps des Generals Desiderius Chłapowski ein und wurde in das 10. litauische Uhlanen-Regiment eingereiht. Ein-

undzwanzig Tage vor dem Falle Warschaus streckte das Corps Chłapowski's auf preußischem Gebiete die Waffen.

Im Jahre 1832 lernte Pol in Dresden den damals schon hochgefeierten Dichter Mickiewicz kennen und verkehrte mit ihm auf freundschaftlichem Fuße. Von da an legte Pol den Grund zu seinem künftigen Dichterruhme, indem er die „Lieder des Janusz" herausgab, eine Sammlung von Gedichten volksthümlicher Art, patriotischen, nationalen und allgemein menschlichen Inhalts — ein wahrer Schatz der polnischen Literatur.

Als wenige Jahre darauf in Ost-Galizien und Wolhynien abenteuerlich angelegte Männer eine Erhebung vorzubereiten begannen, wurde Pol vom patriotischen Comité in Lemberg ausgesandt, um die Gemüther zu beruhigen. In der That erreichte er diesen Zweck zum Theile; doch kam er den russischen Behörden gegenüber in eine schiefe Lage und mußte froh sein, daß es ihm gelang nach Krakau zu flüchten. Um ihn der politischen Verfolgung zu entrücken, bot ihm der Graf Xaver Krasicki einen Aufenthalt auf seinem Gute in Kalenicy im Kreise Sanok an. Hier heiratete Pol im Jahre 1837 Fräulein Cornelia Olszewska, welche er vor zehn Jahren als Waise kennen gelernt hatte. Der Aufenthalt in Kalenicy war für den Dichter außerordentlich anregend, hier hat er zahlreiche Mittheilungen über die eigenartige Persönlichkeit des Ritters Mohort gesammelt, um sie später zu einer schönen epischen Rhapsodie auszugestalten. Schon nach drei Jahren übersiedelte er von Kalenicy nach dem Meierhofe Marypol bei Gorlice, welcher ihm großmüthiger Weise von Thaddäus Skrzyński angeboten worden war. Seit dem Jahre 1840 schrieb Pol seinen Namen so wie er hiergeschrieben ist.

„Das Lied von unserem Lande", welches im Jahre 1842 begonnen wurde, trug viel dazu bei, den Ruhm des Dichters zu erhöhen. Sein Name wurde nunmehr rasch im ganzen Volke bekannt und sein Ruf drang auch in das Ausland. Pol correspondirte mit Alexander von Humboldt und erhielt von ihm mehrere Briefe, darunter einen mit der Aufforderung: „Kommen Sie nach Berlin, Sie haben viel zu geben." Nach dem Lied von unserem Lande erschien: „Die Geschichte des Herrn Kiliński", ein Gedicht von ganz originellem Charakter.

Im Jahre 1845 schrieb Pol zum erstenmal in Prosa: „Bilder aus der Reise und aus dem Leben", wonach allmälig eine stattliche Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten in Prosa folgte. In diesem Jahre

begann, durch französische Emissäre genährt, eine verderbliche Agitation im Lande. Da Pol das schlimme Ende der Bauern-Aufwieglung voraussah, ohne den Aufrührern wirksam entgegentreten zu können, so beabsichtigte er, mit der Familie und seiner beweglichen Habe nach Lemberg zu übersiedeln. Unterwegs begab er sich zu einem Freunde nach dem Gutshofe Polanka, welcher von aufrührerischen Bauern überfallen und geplündert wurde, wobei Pol in Lebensgefahr gerieth und seine Bücher und Manuscripte einbüßte.

Nach Lemberg zurückgekehrt, wurde er Mitarbeiter der literarischen Zeitschrift der Ossolińskischen Bibliothek; die Ereignisse des Jahres 1848 zogen ihn aber von seiner Beschäftigung ab; denn, als die Nationalgarde in Lemberg errichtet wurde, übertrug man ihm die Dienste eines Adjutanten des Stabes, welche er bis zur Auflösung der Garde am 2. November erfüllte. Im folgenden Jahre wurde Pol zum Professor der vergleichenden physikalischen Geographie an der jagellonischen Universität in Krakau ernannt und erhielt von der Akademie der Wissenschaften dieser Stadt den Titel eines Doctors der Philosophie. Im Jahre 1852 vollendete er die Ritter-Rhapsodie Mohort; ein Jahr später wurde er in Folge geheimer Anklagen seiner Feinde mit vier anderen Professoren aus dem Universitätsverbande ausgeschlossen.

Im Jahre 1854 schrieb er: „Die schwarze Kuh", 1855 „Veit Stoß" und 1861 „Die Muhme", welches Werk den beginnenden Verfall seiner poetischen Kraft bezeichnet. Thatsächlich macht sich in allen seinen späteren Dichtungen, das Drama: „Die Ueberschwemmung" nicht ausgenommen, eine Abnahme seines dichterischen Vermögens bemerkbar.

Im 58. Lebensjahre stellte sich eine Augenkrankheit ein, welche den Dichter um seine Sehkraft brachte und ihn launisch und ungeduldig machte. Ein Jahr vor seinem Ende trug eine excentrische aus Wolhynien zugereiste Dame, Angela Rościszewska, dem seit sieben Jahren verwitweten Pol die Ehe an, welche der Pflegebedürftige, ungeachtet der Gegenvorstellungen seiner Kinder, schloß und sich wegen der Kränklichkeit seiner Frau neuem Ungemach aussetzte, bis er am 2. December 1872 starb. Er wird als ein liebenswürdiger einfacher Mann von edler Offenherzigkeit, schöner Gestalt und bedeutender Rednergabe geschildert.

Vincenz Pol verdankt seine hervorragende Stellung in der neueren polnischen Literatur der Originalität und der Gediegenheit einer Reihe von größeren poetischen Werken, von welchen wir nur die bedeutendsten

angeführt haben. Um seine Stellung zu würdigen, müßen wir die Hauptträger dieser Literatur nach den Zielen und Mitteln ihrer Muse kurz besprechen.

Bohdan Zaleski und Severin Goszczyński gelten als die bedeutendsten der Ukrainer Schule oder besser gesagt Richtung; jener Richtung, welche in der Volkspoesie wurzelnd, die Stoffe aus der heimatlichen Tradition schöpft und in der künstlerischen Formvollendung solcher Vorwürfe eine der Hauptaufgaben der Poesie erblickt. Der Vollständigkeit wegen muß noch bemerkt werden, daß mehrere, selbst bedeutendere Dichter dieser Richtung in ihren Werken den Einfluß der Muse Byron's erkennen lassen.

Das Erscheinen des in Litauen geborenen großangelegten Dichters Adam Mickiewicz bezeichnet den Höhepunkt der polnischen Poesie; durch ihn ist dieselbe aus den engen Schranken des Volksthums in eine kosmopolitische Bahn gelenkt worden; dabei bringt er die Individualität der Volksseele, ihre Empfindungen und ihre Leiden durch eine kräftige und formschöne Sprache und durch Bilder von einer glücklichen Originalität in meisterhafter Weise zum Ausdruck.

Nach Mickiewicz sind noch Słowacki und Krasiński als bedeutende Dichter zu nennen, welche mit ihm in einer gewissen geistigen Verwandtschaft stehen. Słowacki, mit reicher Phantasie und einer besonderen poetischen Gestaltungskraft bedacht, stellt in einer eigenthümlichen, manchmal an Victor Hugo erinnernden Ausdrucksweise das Princip der Ergebung in das Schicksal, der Hoffnungslosigkeit dar und schildert den aus dieser Empfindung entstehenden Schmerz bald mit dichterischem Schwunge, bald mit rhetorischer Kunst. Krasiński, bei welchem Verstand und Phantasie sich in glücklicher Weise die Wage halten, vereinigt in sich manche Vorzüge der besten seiner Vorgänger und vertritt in der Poesie den Grundgedanken der Hoffnung und des Triumphes der Gerechtigkeit.

Vincenz Pol ist keinem dieser richtunggebenden Dichter zu vergleichen; er ist ihnen ebenbürtig, aber ganz originell. Mit der Ukrainer Richtung hat er nur die Ueberzeugung gemein, daß die Poesie aus dem Volksleben und aus der Tradition hervorgehen müße; das ist aber auch alles, im übrigen geht er Wege, welche vor ihm noch nicht betreten worden sind. Der eigenthümliche Zauber der Poesie Pol's liegt in der Einfachkeit und Natürlichkeit seiner Ausdrucksweise, in der lebensvollen

Plastik der Personen und in der Anschaulichkeit der Vorgänge, welche er schildert. Die Sprache ist schlicht und gewährt einen besonderen Reiz dadurch, daß sie volksthümliche Wendungen und Bilder in edlerer Form wiedergibt; die Versification ist so leicht und ungezwungen, daß sie mitunter den Eindruck der Improvisation macht. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß Pol's Muse eine ganze Schaar von mehr oder minder begabten Nachahmern gefunden hat und daß er gleich Mickiewicz Schule gemacht hat.

Unter den zahlreichen poetischen Werken Pol's ist die Ritter-Rhapsodie Mohort als eines der bedeutendsten anzusehen.

Diese Rhapsodie stellt die Schicksale des letzten Ritters Polens von altem Schlage dar. In der Zeit der politischen Umtriebe und der Zerfahrenheit der Parteien, welche der ersten und der zweiten Theilung Polens vorangehen, steht Mohort da, ein Ritter in der vollsten Bedeutung des Wortes, ein Hüter der Marken des polnischen Reiches in der Ukraine. Seit dem Feldzuge gegen die Schweden 1709, dem kriegerischen Berufe in schlimmen und in guten Zeiten durch achtzig Jahre treu bleibend, hat er mehrere Generationen an sich vorüberziehen gesehen und ist gleichsam der lebendige Quell der nationalen Ueberlieferung geblieben. Die Strenge des Kriegsdienstes an der Gränze, die vielgestaltigen politischen Verhältnisse und die Eigenart der Natur, in welcher er sein Leben zubrachte, waren danach beschaffen, seinen Charakter zu einem tiefernsten selbstständigen zu gestalten. Diese Eigenthümlichkeiten der Natur, der Verhältnisse und des Charakters hat nun Pol in gelungener Weise geschildert. Die Rhapsodie ist aus mündlichen Ueberlieferungen einiger Zeitgenossen Mohort's geschöpft. Namentlich hat Xaver Krasicki, Pol's Freund und Gönner und ehemaliger Waffengefährte unseres Ritters, dem Dichter vieles über diesen merkwürdigen Mann mitgetheilt. In dem Gedichte ist eben Xaver Krasicki der Freund, welchem Mohort seine Schicksale erzählt, sofern nicht Xaver als Augenzeuge schildernd vorgeführt wird.

Das epische Gedicht Mohort zerfällt in sechs Abschnitte. Der erste behandelt Xaver's Abreise aus dem Elternhause, seine Wanderung durch Galizien und Podolien und das Eintreffen in der Ukraine an der Reichsgränze. Vorstellung bei Mohort im Wachhause auf dem Gränzposten. Schilderung der Steppe und des ersten Marsches unter Mohort's Leitung.

Im zweiten Abschnitt wird Mohort's Charakter, seine eigenthümlichen Lebensgewohnheiten und seine tiefe Religiosität geschildert; Mohort in Warschau als militärischer Erzieher des Fürsten Joseph Poniatowski. Dankbarkeit des Königs und des Fürsten. Mohort's Bescheidenheit, sein Abschied im königlichen Schlosse und seine Abreise zu den Ukrainern.

Dritter Abschnitt. Fürst Joseph in der Ukraine. Besuch bei Mohort, Festlichkeiten Jagden und Unterhaltungen. Die Generalin Poupard. Mohort als Landmann und Pferdezüchter führt seine Pferde dem Fürsten vor, zeigt ihm dann seinen merkwürdigen Bienengarten und erzählt ihm die Legende von der Hetmansbiene.

Vierter Abschnitt. Gerüchte und Beunruhigungen über einen bevorstehenden Krieg (1792 vor der zweiten Theilung Polens). Einfälle der Haidamaken. Mohort vertheidigt das Basilianer Kloster erfolgreich, macht sein Testament und zieht mit seiner Abtheilung in's Feld.

Fünfter Abschnitt. Auf dem Marsche erzählt er seinem Begleiter (Xaver Krasicki) die Geschichte seiner Brautfahrt. Kurz nach dem Schwedenkriege wurde Mohort als junger Officier beordert, den Leichnam eines höheren Officiers, welcher vor dem Feinde gefallen war, nach Malinki zur Witwe des Verstorbenen zu geleiten. Schilderung der Ueberführung der Leiche und der Trauerfeier. Hiebei lernt Mohort die Tochter des Hauses, Fräulein Anna, kennen. Durch Vermittlung seines Hetmans gelingt es ihm, deren Hand zu erhalten. Nach Besichtigung des Heiratsgutes, welches ihm vom Hetman gespendet worden war, macht sich Mohort auf den Weg zur Braut, wegen des nahen Hochzeitstages. Bei der Uebersetzung über den schwach zugefrorenen Njemen bricht er mit seinem Gefolge ein und wird von einer Eisscholle fortgetrieben. Seine Diener halten ihn für verloren; einer derselben eilt nach Malinki, begegnet der aus dem Hofe herauseilenden Braut und theilt ihr mit, daß sein Herr im Njemen ertrunken sei. Auf diese Kunde bricht das Mädchen zusammen und stirbt. Als Mohort den zweiten Tag darauf in den Meierhof hineinfährt, sieht er im offenen Sarge seine Braut liegen. Eine schwere Krankheit ist die Folge dieses Ereignisses; nachdem Mohort dieselbe glücklich überstanden, reitet er von der Unglücksstätte hinweg und dient seither an der Gränze.

Sechster Abschnitt. Marsch gegen den Feind. Mohort stößt zur Colonne des Fürsten Joseph. Der Lager-Commandant erzählt während des Marsches ein bedeutungsvolles Ereignis aus dem Leben des Königs

Johann Sobieski. Treffen bei Boryszkowce. Mohort stirbt den Heldentod bei der Vertheidigung der Nachhut.

Mährisch-Weißkirchen, 8. December 1886.

Hauptmann Guzek.

* * *

Wir bringen nun als Probe von Pol's eben skizzirtem Gedichte den ersten Theil desselben, an dessen vom Verfasser der vorstehenden Skizze uns gelieferter äußerst gelungenen Uebersetzung der geneigte Leser erproben möge, wie richtig letzterer die Eigenart des Dichters und die äußeren und inneren Vorzüge von dessen Schöpfungen bezeichnet hat.

Ritter-Rhapsodie
Mohort
von Vinzenz Pol.

I. Theil.

Ich glaube, daß ich manchmal dir geschildert
Den Schmerz, mit dem ich schied aus meinem Land;
Wie ich erst in der Steppe Frohsinn fand;
Wie sich das Weh um meine Braut gemildert,
Als mich der Hauch der Steppenluft umschwebte
Und mich der Kriegsdienst wieder neu belebte —
Hier in der Ukraine — Herr der Erde!
Solch weiten Weg hab ich zu Pferd gemacht,
Daß ich kein einzigmal daran gedacht,
Ob mich die Heimatscholle decken werde. —
Ein and'res Leben träumt' ich jugendlich,
Sobald vom Dnjeper her der Ostwind strich.
Der Kriegsdienst war vom Anbeginn mir theuer.
Im Panzer kämpfend hofft' ich zu ergrauen,
Beim Mahl zu rasten und beim Lagerfeuer,
Den Adler immer mir voran zu schauen,
Mein Leben in der Steppe zu vollbringen
Und Ruhm mit meinem Krummschwert zu erringen.

Wenn ich zur Falkenbeize ausgezogen,
War immer mir das Glück der Jagd gewogen.
Sah ich die Steppenhügel ringsum ragen:
„Sollt' auch dein Loos der Tod im Kampfe sein
Als Hetman einst“ — so pflegt' ich mir zu sagen —
„Dann deckt ein solcher Hügel dein Gebein“.

Der Ukraine strömte zu die Jugend,
Weil sie das Land so hoch in Ehren hielt,
Ob der Hetmane Ruhm und Kriegertugend.
Wie Wasser dort am reinsten, wo es quillt,
So muß am reinsten aus den Heldenmalen
Der Kriegsruhm und der Glaube widerstrahlen.

Mit kurzen Worten sich der Vater wandte
Zu mir, als er mich in die Fremde sandte:
„Zieh' in die Wildnis fort, ein rauhes Leben
Wird Kraft und Uebung deinem Körper geben,
Bei Tag und Nacht, zu Pferd gewacht,
Mit Leib und Seele, dem Hetman zu Befehle.“

So sah man früh den Glanz der Republik
Sich weihevoll im Elternhaus erschließen,
So ward der Rittergeist gepflegt, so stieg
Das Pflichtgefühl, der Glaube, im Gewissen.
Der Abschied fiel dem jungen Herzen schwer
Und noch bis heut gedenk' ich trauter Weise
Der Eltern, die ich stets geliebt so sehr
Und die mich reich beschenkt vor meiner Reise.
Ich sah vier Pferde, dann ein Dreigespann
Am Wagen, dessen Korb von Eichenbaste
Die Schätze aus dem Schrein der Mutter faßte.
Gesund, fast übermüthig, Mann für Mann,
Die Diener, wohl verseh'n und gut genährt.
Das Pferdezeug war neu und gut beschaffen;
Auch waren da: drei Säbel, oft bewährt,
Ein Jagdrohr und zwei kleine Feuerwaffen,
Ein Elenpelz, zwei Koppel Hunde, flink,
Ein Säckchen Groschen und ein Siegelring.
Als mir der Vater reichte die Geschenke,
Umfaßte ich sein Knie aus Dankespflicht.

„Vor allem“, sprach er, „Deiner Ehr' gedenke,
Was ich dir gab, das möge dir genügen —
Erwirbst du mehr — will's Gottes Huld einst fügen,
So sei's ein guter Ruf — mehr geb' ich nicht.“

Die Mutter wieder, in geheimer Weise,
Gab mir, ganz kurz vor meiner Reise,
Bedacht, für alle Fälle vorzukehren,
Ein Kleinod mit der schmuckſten Reiherfeder,
Zum Kolpak einen Luchs, ein Fell vom Bären;
Sie barg im Wagen Linnenzeug und Leder,
So daß ich reichen Vorrath mitgenommen
Auf manches Jahr für mich und meine Schaar —
Und überdies — was mir sehr nützlich war —
Hab' ich ein Hundert Stück in Gold bekommen,
Und dann noch was das Kriegsgewand verlangte,
Um meinen gold'nen Schatz nicht anzugreifen;
So konnt' ich rüstig in die Ferne schweifen,
Obgleich das Herz mir lange Zeit noch bangte.

Es bangte mir noch während der Bereisung,
Wo ich Verwandte, nach des Vaters Weisung,
Um Segen bat und küßt' manch' theure Hand,
Um mich sodann bei ihnen zu empfehlen,
Wobei mir oft die Thrän' im Auge stand.
Mein Gott, es gibt so viele edle Seelen
In unserm Volk, das seine Jugend liebt!
Indem man Gaben auf den Weg mir gibt,
Erfleht man Segen und des Himmels Führung,
Bricht Brod zum Abschied an des Hauses Pforte,
Entläßt mich weisen Raths mit Gottes Worte,
So daß ich dessen heut' noch denk' in Rührung.
In Lemberg hab ich endlich Ruh' gefunden,
Auch kam mein Officierskleid dort zu Stande,
Um in dem Dienst, zu dem ich mich verbunden,
Gleich dazusteh'n in vollem Kriegsgewande.
Von Lemberg an zog ich getrost in's Weite
Und immer neuer ward mir nun die Erde.
Ich zog mit meinen Dienern und der Meute;
Uns gingen einen Marsch voraus die Pferde.

So lang der Weg Podolien noch durchschnitt
Und ich gemach durch schöne Auen ritt,
Wie heim, durch Feld und Wald, bei Nacht und Tage,
Da stellt' ich nach dem Weg noch keine Frage.
Erst wo der Theil Podoliens, schluchtenreich,
In eine ungemess'ne Eb'ne mündet,
Fast in Alt-Konstantinows Orts-Bereich,
Beginnt — von scharfer Steppenluft verkündet —
Sobald der Ort Bachkaje wird umfahren,
„Der schwarze Saum", die Straße der Tartaren.
Dort weht der Ostwind schon der Ukraine,
Auf hohem Grase weilt das Aug' mit Lust,
Ein tiefer Athemzug schwellt dir die Brust:
— He, wo ist Rom? wo ist die Krim und wo
Das Wirthshaus von Babiny?*)

Ich ritt bei schönem Wetter langsam weiter,
Im holden Mai war auch die Seele heiter.
Oft mußten wir des Nachts im Freien halten,
Vom Wachtelschlag gelullt in tiefen Schlaf.
Wenn ich des Nachts erwachend, wie sich's traf,
Betrachtete der Sterne stilles Walten,
Da fühlt' ich an dem Schoße der Natur
Die Poesie im Herzen tief erklingen.
Der Herr des Himmels segnend kennt sie nur,
Man kann sie nicht in Menschenworte zwingen.

Die Augenblicke der Begeisterung
Sind Sterne, hell in der Erinnerung,
Sind Liebesworte unter Menschensöhnen
So lang die Menschen würdig noch des Schönen.

Wie tief hab' ich den Zauber hier empfunden
Des Morgenroth's, der frühen Tagesstunden!
Wenn dann der Steppenwind von Osten wehte,
So hört ich Gottes Stimme, Volksgebete.
Dann ritt ich ahnungsvoll nach weitern Stellen;
Die Steppe glitt vorbei wie Meereswellen.

*) Kleinrussischer Ausruf.

Als ich dann östlich in die Eb'ne drang,
Da wandt' ich mich vom Bug zu Dnjeper's Landen
Und ritt dahin, den „schwarzen Saum" entlang,
Bis wo die Posten uns'res Heeres standen,
Dort wo die Rossa in den Dnjeper fließt.
Bei jedem Meierhof, wo man mich grüßt',
Bei jedem Weiler, jedem Fluß und Stege,
Da fragt' ich eifrig nach dem weitern Wege
Zum Dnjeper hin; als ich dem Flusse näher
Und näher kam, da schlug mein Herz auch höher.
Ein seltsames Gefühl von Glück und Bangen,
Nach Thaten und nach Ehre ein Verlangen
Erregte mein Gemüth. Rasch ritt ich fort
Nach jeder Nacht, als läg' am Ufer dort
Das längst verheiß'ne Land; ich hatte Eile
Aus Furcht, daß noch der Fluß, wofern ich weile,
Sein altes Bett verläßt. So ward es Nacht;
Dann war ich früh beim Morgenroth erwacht
Und wieder ward es Morgen und Mittag,
Bis ein Gehöft nebst Brunnen vor mir lag.

Ich schwenkte ab, als wir beim Brunnen waren,
Da trat aus dem Gehöft ein Mann von Jahren,
Und da ich tränken ließ an dieser Stelle,
Lud er mich gastfrei in des Hauses Schwelle.
Es war ein alter Krieger, wohlgesinnt,
Der in des Landes Reiterei gedient.
Sobald wir in das Zimmer eingetreten,
Da ward ich zum gedeckten Tisch gebeten,
Dann wies der Gastherr mir den Weg nach Osten,
Und meinte, daß, wenn ich den nächsten Posten
Erreichen wollte heute noch bei Zeiten,
So müßt' ich wohl im scharfen Trabe reiten.
Ich dankte, warf mich, ohne lang zu sinnen,
In's Kriegerkleid und ritt sogleich von hinnen.
Fast eine Stund' nach Sonnenuntergang
War's, als ich müd' beim Posten nah erwachte.
Dort war ein Commandant von höher'm Rang,
An den ich Briefe der Empfehlung brachte.

Nun salutirt mich schon die Nachtpatrolle
Und gibt mir bis zur Gränze das Geleite,
Die Wache frägt, wohin und was ich wolle,
Und zeigt den Weg, den ich zum Wachhaus schreite.
Zu einem düstern Zimmer führt die Thüre,
Worin ein Lämpchen flackert trüb und fahl,
Von einem Wandkorb hängen Knotenschnüre
Wie Lunten glimmend, dreie an der Zahl.
Die Wölkchen, die in blauen Rauch zerstäuben,
Sie ziehen dünnen Fäden gleich hinauf.
Aus dem Kamin schießt eine Flamme auf
Und zuckt im Widerschein der Fensterscheiben.
Das Zimmer ist wie eine Scheune blank,
Vier Nägel in der Wand, dann Tisch und Bank,
Ein Lämpchen noch — sonst kein Geräth darinnen.
Ich rieb die Augen, denn ich traute kaum
Beim ersten Anblick meinen eig'nen Sinnen.
Ein Marmorbild erscheint mir, wie im Traum,
Ein Hetman seinem Steppengrab entstiegen,
Mit Ernst und Würde in den Heldenzügen.
Er sitzt auf einem Bock aus Holz gemacht,
Als ob er schlummernd sich zu Pferd erhole,
Dem Kranich ähnlich, der halb schläft halb wacht —
Des Reiters rechte Hand hält die Pistole;
Auf seinem Haupte sieht man graues Haar.
So schön, so ernst sein ganzes Aeuß're war,
Daß ich zunächst ihn eine Statue wähnte,
Wie er so ruhig schön im Schlummer lehnte.
Das war Herr Mohort.

Als ich vor ihm stand,
Mit meines Vaters Briefen in der Hand
Und ihn besah, dem ich sie reichen sollte,
Verstand ich was des Vaters Rede wollte:
„Respect! vergiß das Wort nicht auf der Zunge,
Sobald du vor Herrn Mohort stehst, mein Junge!" —
Ein Krieger war's vom alten Schlag, vom starken,
Ein treuer Hüter der Hetmane Marken,
An Wachsamkeit ein Kranich, stets bewehrt,
Dem Löwenmuth und eh'rne Ruh bescheert.

Was sollt' ich thun? Da stand ich wie im Feuer;
Sollt' ich ihn wecken? — Guter Rath war theuer —
Ich wartete — Das Lämpchen an der Wand
Verdüstert sich, man hört ein Schwertgeklirr,
Die Augen öffnet jetzt der Commandant,
„Gelobt sei Christ!“ rief ich ein wenig wirr,
„In Ewigkeit!“ entgegnet' er mir leise.
Nun stieg er ab vom Bock nach Reiters Weise,
Griff in das Lämpchen, das nun besser brannte,
Dann maß er mich mit einem strengen Blick
Vom Kopf zum Fuß, vom Fuß zum Kopf zurück.
Als ich die Briefe gab, die Namen nannte,
Sprach er, nachdem er ruhig angehört:
„Die Briefe les' ich dann bei Tag mit Muße
Und nun, Herr Antons-Sohn, Ihr seid mir werth,
Ich grüße herzlich Euch mit Freundes Gruße.
Ich bin im Dienst, dann ist's auch heute spät,
Doch sorg' ich morgen, daß das Land Ihr seht,
Das manchen schon die ersten Sporen brachte.
Ich mach' den Hausherrn wie ich's immer machte“.

Dann an dem Brett, worauf die Lampe stand,
Zählt' er die Knoten an den Luntenschnüren,
Die statt der Uhr der Stunden Rechnung führen
Und sprach: Nicht bald wird's tagen; vorderhand
Vergönnt Euch Ruhe selbst und Euren Pferden
Und morgen, wenn die Hörner blasen werden,
Erwart' ich Euch“
Dann rief er: „Dienst!“ ganz laut,
Ein Officier, nach Haltung und Geberde,
Trat ein — „Ein Kamerad, geht denn und schaut
Nach einem Unterstand für Mann und Pferde!“
Dann sagte Mohort: „Gott befohlen heute!“
Und gab uns mit dem Blicke das Geleite.

Ich merkte bald, nachdem die Nacht vergangen,
Daß ich in einer Schanze mich befand,
Mit weitem Thor, von hohem Wall umfangen.
Am Dnjeper, hart, die kleine Veste stand
Auf steilem Rand. Der Wall war unterbaut
Für Pferdeställe; auf der Wachthauspforte

Strich sich das Haar und sprach zu mir gekehrt:
„Die Pferde sind nicht schlecht, auch gut genährt,
Die Leute, nun — wie ich erst sehen werde.
Sie reiten jetzt mit mir auf meinem Pferde,
Und Ihr Gefolg mit allen andern Dingen
Will ich im Werke sicher unterbringen.
Vor allem nehmt den Pferden ab die Eisen,
Auch Sattelpferde werden müd' vom Reisen,
Man lasse sie ein wenig jetzt verschnaufen;
Des Kriegers Pferd muß mehr als einmal laufen."

„Ihr Vater schreibt, Sie drängen in die Welt:
Das ist der Thatendrang des jungen Blutes.
Bald werden Sie auf unserm Probefeld
Die Tüchtigkeit beweisen Ihres Muthes.
Der Uebermuth taugt nicht, der Muth ist gut,
Nicht hinter'm Ofen hockt des Adlers Brut.
Du weißer Adler sonder gleichen,
Wie schön bist du als Panzerzeichen!
Sie reiten ab mit mir entlang die Gränzen
Von Saum zu Saum, soweit die Marken reichen.
Dort sah man manche Heldenthaten glänzen.
Was Sie dort sehen, merken Sie sich gut.
Die Tapferkeit ist hier zu Land geläufig;
Auch uns're Väter hatten warmes Blut,
Sonst wären Steppengräber nicht so häufig."

Gemach, als er die letzten Worte rief,
Betraten wir den hohen Wall der Schanze.
Da lag vor uns die Welt im Morgenglanze:
Der Dnjeper schlängelt sich im Abgrund tief
Und drüben zieht sich weithin das Gelände,
Dem Menschenauge scheinbar ohne Ende.
Den Fluß entlang, knapp an den Felsenrändern,
Sieht man den Nebel in geflockten Bändern.
Der erste Sonnenstrahl vom Himmelssaume
Schoß auf die Steppe, streifte sie ganz schief.
Die Welt erwachte, nur der Dnjeper im Traume
Verhüllte sich mit Nebeln dicht und — schlief.

Der Anblick da erfüllte mich mit Gluth;
Denn auch in meiner Seele war es Morgen.
Herrn Mohort blieb die Regung nicht verborgen,
Er sprach: „O ja! Sie hatten warmes Blut!“ —
Jetzt klang vom Thore her das Aufbruchszeichen.
„Sie lassen Vorrath für den Weg sich reichen
Und Ihre Waffen laden, vorsichtsweise,
Ich must're Mann und Pferde vor der Reise.“

Obgleich dem Lande Ruhe war beschieden,
So gab's doch an der Gränze keinen Frieden.
Die Metzelei von Umanj und die Pest
Noch frischen Angedenkens, hielten fest
Den Krieger an der Gränze, Tag und Nacht.
Doch trotz Gefahr war klein die Truppenmacht,
Und da der Commandant sich selbst nicht schonte,
So war der strengste Dienst ihm der gewohnte.
Es war nur möglich glücklich durchzukommen,
Wenn man den Dienst so streng wie er genommen.

Bald gab es Plünderungen durch Tartaren
Von Höfen, Kirchen selbst, durch freche Hand;
Bald Raub von Pferden durch Kosakenschaaren;
Selbst Menschenraub und ganzer Dörfer Brand.
Oft drangen aus der Moldau Räuberbanden
Durch Lücken ein, die ihre Späher fanden,
Oft aber suchten uns're Leute drüben
Im Uebermuth Vergeltung auszuüben.

Darum, wenn Mohort auf die Streifung ritt,
Nahm er zum wenigsten an hundert Leute
Zu Pferd in voller Kriegsbereitschaft mit.
Solch einen Dienst begannen wir denn heute.
Schön war der Trupp, als er in Marsch sich setzte.
Auf einem Schecken ritt der vielgeschätzte
Kafarek, der Trompeter, frisch voran.
Auf seinem Sattel saß ein schwarzer Hahn,
Den er mit Stolz den Stundenzeiger nannte
Und stets mit sich wie einen Falken trug,
Weil ihm der Hahn die Stunde gleichsam schlug
Und an die Zeit des Wachenwechsels mahnte.

Bei Tag trug er ein schwarzes Häubchen nur,
Allein bei Nacht, da kam er an die Schnur,
Er war so zahm, daß aus der Hand er fraß,
Beim Feuer oft auf uns'rer Schulter saß.

Der Schecke, der den Rasen kaum berührte,
War wie ein Licht, das bei der Nacht uns führte.
Kafarek war ein Jäger, wohl gewandt,
Der sich auf Hund und Falken gut verstand;
Vorn neben ihm lief eine kleine Meute,
In welcher jeder Hund den Wolf nicht scheute.

Wenn wir so an der Gränze dann und wann
Bei finst'rer Nacht in weiter Steppe waren,
Ritt wie ein Licht Kafarek uns voran
Und überraschte oft ein paar Tartaren,
Die heuchelnd um Tabak und Feuer baten;
Er ließ sie laufen, war dies sonst gerathen.

Die Gränze reicht vom Dnjeper bis zum Bug
Wo Rossa und Sinjucha sie ereilen,
Dort ist ein Winkel stumm und still genug,
Der unter'm Pferdehuf nur dröhnt zuweilen.

Sechs Fähnlein Reiter war der Gränze Hort,
Von einem Posten war es weit zum andern,
Zwei Reihen Steppengräber standen dort;
Auch pflegte dort der Steppengeist zu wandern.

Herr Mohort hält an der Gewohnheit fest,
Wenn er die Reiterschaar marschiren läßt,
So bleibt er in der Mitte ab zur Seite,
Um seine Schaar im Auge zu behalten,
Von jedermann fast nur auf Sprunges Weite.
Nach seinem Beispiel Morgens hier begannen
Die frommen Lieder an die Himmelsfrau,
Es sangen mit ihm alle seine Mannen.
Das Lied erklang im frischen Morgenthau,
Die Pferde schnoben und des Menschen Herz
Erhob sich voll Vertrauen himmelwärts.

Es klang so laut, fast wie aus einem Horn,
Wenn Mohort's Ruf ertönte: „Langsam vorn!"
Und rief er auf die Nachhut, schien's auch dort,
Als käm' aus nächster Nähe jedes Wort.
Dies machte nimmer seiner Brust Beschwerde
Und seiner Stimme folgten selbst die Pferde.

Er konnt' von seinem Platz auf leichte Art,
Sobald es in der Steppe kühler ward,
Dem Hasen oft ein Wort in Güte sagen
Und sonst die Meute auf den Hals ihm jagen;
Wenn schon Kafarek vorne ihn verpaßte,
So war's gewiß, daß ihn dann Mohort faßte,
So daß wir auf dem Marsch an Hasenbraten
Und Barszcz*) mit Hasen uns recht gütlich thaten.
Und wie das Lammfell vom Kosaken, schlau,
So nahmen wir den Pelz vom Fuchs im Bau.
Herr Mohort jagte gerne, ich gedenke,
Wie er manch' Wolfsfell sandte zum Geschenke.
Als Neuling ritt ich auf dem linken Flügel;
Mein Pferd das drängte vor nach je paar Schritten.
Herr Mohort sah und rief: „Was macht der Zügel?
Sind Sie zu Hause stets voran geritten?
Zu mir heran!" — ich sammle jetzt mein Pferd,
Ein Satz — ich steh' bei ihm, wie sich's gehört.
„Genug!" sprach er, „Sie reiten da frisch weg,
Und sind Sie mit dem Säbel auch so keck,
So wird es geh'n. Sie haben gut parirt
Und nur den Zügel etwas scharf geführt!"

„Was sagt die Steppe, wie gefällt sie Ihnen?
Nicht wahr? hier muß das Pferd sein Heu verdienen?
Hier lernt der junge Falke kühnen Flug —
Und Steppenhügel gibt's hier auch genug,
Das Volk verehrt sie, die im Kampf gefallen
Und deckt die Gottessaat mit Heldenmalen . . .

*) Sehr substanziöse Suppe der polnischen Küche.

Wofern der Glaube und der Muth nicht fehle,
Erkennen wir, daß unser Aug' ein Schild,
Darinnen treu sich spiegelt uns're Seele.
Sein Auge sagt mir, was der Krieger gilt.
Den Krieger aber wird sein Inn'res lehren,
Wem er mit Schwert und Seele dienen soll:
Zunächst dem Glauben, unser'm hohen hehren,
Hiernach der Himmelsjungfrau gnadenvoll,
Und dann der Heimat. Außerdem gibt's nichts,
Was nur den Schein vertrüge dieses Licht's,
Und wer gewappnet ist mit solchem Schild,
Wem Glaube und wem Heimat alles gilt —
Der fürchtet Gott nur, nie sein Ebenbild.
So, das sind meine Worte und ich schlage
Zum Ritter Sie des großen Vaterlandes.
Erfüllen Sie die Pflicht des Kriegerstandes
Für Gott, für's Heimatland in jeder Lage —
So, das sind meine Worte!"

In der That
Sprach Mohort später auf der ganzen Reise,
Wie überhaupt auch, nimmer in der Weise,
Wie er an diesem Tag gesprochen hat.
Die schlichte Lehr' blieb mir im Herzen hängen,
Und nichts und nichts wird sie daraus verdrängen.

Welch' eine Schule! in welch' wahrem Lichte!
Wo rings die Steppe und der Himmel rein,
Und uns'rer Ahnen bleichendes Gebein
In Heldengräbern, Zeugen der Geschichte,
Der Wahrheit Zeugen und der Rittertugend
Und edles Beispiel für das Herz der Jugend —
Du weißer Adler sonder Gleichen,
Wie schön bist du als Panzerzeichen!
Die Glaubenswahrheit liegt in diesem Zeichen.

Auf diesem „Hetmans-Saum" ließ Mohort halten
Und die Paniere alle dann entfalten;
Im nächsten Wachthaus schmetterte beim Thor
Den Hejnal wirksam ein Trompeter-Chor

Und Mohort sprach: „Das ist geweihter Boden,
Den schützten Tapf're nur nach tapfern Todten,
Dies mag die Jugend mittelbar erfahren;
Denn jene ruh'n, die hier die Meister waren."

Von da an kannt' er alle Steppengräber,
Die Wälle und die Hügel in der Runde;
Erzählte, wer die Schanze dort bewacht,
Wer dort geliefert diese, jene Schlacht —
Von alledem besaß er tiefe Kunde.

Er ritt vom Weg oft eine Meile ab,
Um auszuruh'n bei einem Steppengrab,
Er wußte alle Schluchten, Höfe, Tennen,
Auch Mühlen, Bienengärten zu benennen;
Ihm war kein Quell, kein Kreuz mehr unbekannt
Und ließ er Nachts die Zügel aus der Hand,
So ging sein Pferd den rechten Weg allein.
Er aber blickte auf zum Sternenschein —
Die Erde unter ihm, das Land der Ehren,
Schien wie ein Buch, voll der geheimen Lehren,
Schwer war's dem Geiste Einblick zu gewinnen
In dieses Buch — nur Mohort las darinnen.

Nicht weil er hart, nur weil er strenge war,
Erhielt er Zucht und Ordnung in der Schaar;
Er war ein Muster seinen Kriegsgefährten,
Die seinetwillen mehr den Dienst noch ehrten,
Und so erlangten alle, unbewust,
Geschicklichkeit nebst Ruh' und Kampfeslust.

Ihm war der Kühne lieb und der Beherzte,
Wer schneidig war zu Pferd und doch gesetzt;
Doch wehe, wer den Säbel zog und scherzte
Und wer sein Pferd aus Uebermuth gehetzt;
Stets strafte er dann solchen Uebermuth.
So war man denn auch immer auf der Hut.
Im Anfang kannt' ich nicht Herrn Mohort's Art,
So blieb auch ein Verweis mir nicht erspart.
Am Dnjeper-Ufer lagen Balkenstämme,
Dort ritten einmal wir vorbei zur Schwemme.

Wofern der Glaub
Erkennen wir, daß
Darinnen treu sich
Sein Auge sagt n
Den Krieger aber
Wem er mit Sch
Zunächst dem Gl
Hiernach der Hin
Und dann der H
Was nur den S
Und wer gewapp
Wem Glaube un
Der fürchtet Go
So, das sind un
Zum Ritter Si
Erfüllen Sie di
Für Gott, für
So, das sind

Sprach Mohor
Wie überhaupt
Wie er an die
Die schlichte
Und nichts

Welch' eine

die Lust, ich nahm in kurzen Sätzen
leicht und so auch einen Kahn.
lachte vor Ergötzen;
Mohort ritt zum Wasser seitwärts an,
Hohlweg, mir ganz unsichtbar —
das bei Geführten immer war,
gern den Neuling in die Falle,
wie sich's ziemt, das Lehrgeld zahle.
merkte nicht, daß Mohort noch beim Zug,
sich und rief: „Genug! genug!
mir wahrlich eine Heldenthat,
mit Erlaubnis dies zu sagen,
daß das Pferd vier Beine hat:
Held muß seine Glieder wagen.
schon für das Springen so im Schwung,
ich hier ein Hindernis für Reiter:
ist nicht so hoch, nur etwas breiter,
Sie mir nach jetzt meinen Sprung."

im Wasser eine Weile;
unſ'rer Pferde Vordertheile;
gut; allein am tiefſten Ort,
Strömung mit und trieb mich fort
Kraft und Muth zu sinken.
schon nahe dem ertrinken —
schon da, in einem Satz,
mit des Pferdes Breite
Rucke mich zur Seite,
wenig tiefen Platz.

nicht tief, doch voll Gewalt
in dem Strom nicht tief.
Herr Mohort rief,
mein Freund, obgleich er kalt!"
Kahn, der uns ganz sachte
Ufer brachte.

...weiße Frau von Neuhaus.

Von Dr. Guido Alexis.

I.

...rhaltungen deutscher Ausgewanderten".

...ten denn Sie von Geistererscheinungen? Mit dieser
...ndte sich die schöne Tochter des Hauses mit einem
...gen mich, und die ganze Gesellschaft ihr nach mit Kopf
...erselben Richtung.

... an Holdseligkeit, haben Sie etwas von der Priesterin
...Dreifuß und von dem erhabenen Sohne des Sophroniskos

...nder an Holdseligkeit", erwiderte etwas schnippisch das
...aben Sie, mein verehrter Freund, wie es scheint, groß-
...eine Wagschale geworfen, um mich schadlos dafür zu
...ie mir nicht ein „Wunder an Gelehrsamkeit" in die
... vermöchten. Aber diesmal, mein feiner Herr, weiß
...cheid. Sie meinen den Ausspruch der Pythia, die den
...n weisesten der Griechen erklärte, weil er nichts zu wissen

...ernde Edelfrieda, auch die zweite Wag... ist beschwert!
...hrer preist sich glücklich, daß er ... nicht
...den, um Ihnen seine erneute Huldig... ...gen.
...n Allerschätzbarster, lassen wir doch ... reden
...und ... Sache. Also ...
...Geiste...

...ch mich ... geben?
... wohl! ... ngeren Herre...
...Namen ... Freunde...

Mir kam die Lust, ich nahm in kurzen Sätzen
Die Stämme leicht und so auch einen Kahn.
Die Reitertruppe lachte vor Ergötzen;
Herr Mohort ritt zum Wasser seitwärts an,
In einem Hohlweg, mir ganz unsichtbar —
Und wie das bei Gefährten immer war,
Man lockte gern den Neuling in die Falle,
Damit er, wie sich's ziemt, das Lehrgeld zahle.
Man warnte nicht, daß Mohort noch beim Zug,
Bis er mich sah und rief: „Genug! genug!
Das ist mir wahrlich eine Heldenthat,
Wenn man, um mit Erlaubnis dies zu sagen,
Bedenket, daß das Pferd vier Beine hat:
Der wahre Held muß seine Glieder wagen.
Da Sie schon für das Springen so im Schwung,
So weiß ich hier ein Hindernis für Reiter:
Der Dnjepr ist nicht so hoch, nur etwas breiter,
So machen Sie mir nach jetzt meinen Sprung."

Ich folgte ihm im Wasser eine Weile;
Bald schwammen uns'rer Pferde Vordertheile;
Noch ging es gut; allein am tiefsten Ort,
Riß mich die Strömung mit und trieb mich fort
Und mir begannen Kraft und Muth zu sinken.
Ich glaubte mich schon nahe dem ertrinken —
Doch Mohort war schon da, in einem Satz,
Stemmt sich entgegen mit des Pferdes Breite
Und schiebt mit einem Rucke mich zur Seite,
Auf einen sichern, wenig tiefen Platz.

Ein Strudel war's, nicht tief, doch voll Gewalt
Und weiterhin war's in dem Strom nicht tief.
„Ihr seid nun abgekühlt", Herr Mohort rief,
„Im Dnjeper kocht's, mein Freund, obgleich er kalt!" —
Dort drüben stand ein Kahn, der uns ganz sachte
Zurück auf unser eig'nes Ufer brachte.

Die weiße Frau von Neuhaus.

Von Dr. Guido Alexis.

1.

Zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“.

Und was halten denn Sie von Geistererscheinungen? Mit dieser Frage wandte sich die schöne Tochter des Hauses mit einem plötzlichen Ruck gegen mich, und die ganze Gesellschaft ihr nach mit Kopf und Gesicht in derselben Richtung.

— Wunder an Holdseligkeit, haben Sie etwas von der Priesterin Apollo's auf dem Dreifuß und von dem erhabenen Sohne des Sophroniskos vernommen?

Das „Wunder an Holdseligkeit“, erwiderte etwas schnippisch das Hausfräulein, haben Sie, mein verehrter Freund, wie es scheint, großmüthig in die eine Wagschale geworfen, um mich schadlos dafür zu halten wenn Sie mir nicht ein „Wunder an Gelehrsamkeit“ in die andere zu legen vermöchten. Aber diesmal, mein feiner Herr, weiß ich zufällig Bescheid. Sie meinen den Ausspruch der Pythia, die den Sokrates für den weisesten der Griechen erklärte, weil er nichts zu wissen bekannte.

— Bezaubernde Edelfrieda, auch die zweite Wagschale ist beschwert! Ihr greiser Verehrer preist sich glücklich, daß er vor Erstaunen nicht sprachlos geworden, um Ihnen seine erneute Huldigung zu bezeigen.

Aber, mein Allerschätzbarster, lassen wir doch die schönen Reden und Galanterien und kommen wir zur Sache. Also noch einmal: Was halten Sie von Geistererscheinungen?

— Habe ich nicht meine Antwort gegeben?

Doch nicht wohl! ergriff einer der jüngeren Herren das Wort. Er war auf den Namen Edmund getauft; seine Freunde aber hießen

ihn scherzweise Edmaul, weil er von dem etwas ausgibigen Querschnitt unter seiner Nase sowohl bei dem was er da einführte, als bei dem was er daraus vorbrachte, reichlichen Gebrauch zu machen pflegte. Doch nicht wohl! sagte also Edmaul, indem er sich mit einer leichten Verbeugung gegen die anmuthige Sprecherin wandte. Es ist mir vielleicht gestattet mich auf Ihre Seite zu stellen und Ihre Sache gegen Ihren ausweichenden Widerpart zu führen? Es handelt sich, hochverehrter Herr, nicht darum was Sie von den Dingen wissen über die wir alle, so lang wir uns unter dem Monde bewegen, mehr oder weniger im Dunklen tappen. Aber nicht blos das Fräulein vom Hause, sondern uns alle, wie wir hier beisammen sind, würden Sie zu Dank verpflichten, wenn Sie uns, der Sie in Ihrem langen Leben sicher gar manches erfahren haben, mittheilen wollten was Sie von jenen Räthseln halten, was Sie darüber meinen.

— Ja, mein junger Freund, darin liegt es ja, daß ich eben so wenig sagen kann: Ich glaube an Geistererscheinungen, als: Ich glaube an keine!

So scheinen Sie, hub Edmaul wieder an, den berühmten Gemahl der Xanthippe übersokratesen zu wollen, da Sie Ihre Selbstverläugnung nicht auf das Bereich des Wissens beschränken, sondern über das des blosen Meinens ausdehnen? Ich bitte, wie rechtfertigen Sie das?

— Sehr einfach. Ich kann nicht sagen: Ich glaube an Geistererscheinungen, weil ich in meinem „langen Leben", an das Sie, mein Verehrtester, so überaus freundlich waren mich angesichts dieser blühenden Damenwelt zu erinnern, nicht im entferntesten etwas dergleichen selbst erlebt habe. Wenn ich den Zeigefinger meiner rechten Hand in das neuerfundene Hypnoskop des Dr. Ochorowicz in Paris stecken würde, müßte man mich zu den 70 Percent jener grobkörnigen Naturen zählen die völlig unempfindbar bleiben. Aber ich kann eben so wenig sagen: Ich glaube nicht an Geistererscheinungen, weil ich von ernsten und durchaus ehrenhaften Personen meiner Bekanntschaft so manches vernommen habe was sie selbst erlebt zu haben mich versicherten, so daß ich nicht umhin konnte ihren Erzählungen Glauben zu schenken.

Er weiß Gespenstergeschichten, rief Adolfine, die jüngere Tochter des Hauses und klatschte dabei freudig in die Hände. Her damit!

Her damit! fiel ihr Edmaul bei; und wenn uns jemand dabei überraschen und fragen sollte was wir da machen, so werden wir ihm

antworten wie jener Recrut dem die Mannschaftszimmer visitirenden Officier: „Der Gefreite Hirnsattel erzählt Geistergeschichten, und wir andern fürchten uns".

— Nun, meine werthen Freunde und Freundinen, das womit ich Ihnen zum „fürchten" dienen kann, ist nicht besonders viel, und überdies weiß ich nicht ob ich es an Anschaulichkeit des Vorzutragenden dem Gefreiten Hirnsattel gleich machen kann. Da tritt mir ein Begebnis vor den Sinn, bei dem mich, als ich es in frühen Jahren zum erstenmal erzählen hörte, das gewisse „gruseln" überkam und mich, lachen Sie nicht, noch heute überkommt wenn ich mir es recht lebhaft vergegenwärtige. Im Grunde hat es durchaus nichts schreckhaftes an sich; nur das ungewöhnliche, das unheimliche dabei ist es, was mich mit der „Gänsehaut" bescheert. Der uns jungem Volk den Vorfall erzählte, war ein gereifter Mann, Pepi Franjek mit Namen, Oberlieutenant beim Inf.-Regiment Palombini, seit Jahren erklärter Verlobter einer entfernten Verwandten von uns, Marie Schubert, die er noch immer nicht vor den Altar führen konnte weil es an der Heirats-Caution fehlte. Als ihm das Ereignis passirte war er Cadet oder Fähndrich und nebstbei, wie es bei dieser Charge zu sein pflegt, ein „leichtes Tuch", aber nicht im schlimmen Sinne des Wortes, sondern nur etwas locker selbstgefällig, soldatisch aufschneiderisch, im übrigen eine ehrliche Haut und ein grundguter Kerl. Seine Heimat war Melnik wo der gute Wein wächst; sein Regiment aber stand unter Radecký in Italien, also bei den damaligen Verkehrsverhältnissen eine Entfernung die nach vielen Tagreisen zählte. Die Compagnie der er angehörte lag damals, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, zu Verona, in einem jener ehemaligen Paläste oder Klöster mit den langen Gängen, den hohen weiten Zimmern, die sie in ihrer jetzigen Verlassenheit, besonders zur Nachtzeit recht schaurig sein ließen. Und eine solche Nacht und ein solcher Saal war es, wo mein lieber Vetter allein auf der „Pritsche" schlief; außer dieser primitiven Lagerstatt bildete ein großer derb gezimmerter Tisch in der Mitte des Gelasses das einzige Einrichtungsstück. Er hatte in den letzten Tagen trübe Botschaft vom Hause erhalten: eine liebe Schwester war schwer erkrankt, was übrigens seine junge Natur an einem gesunden Schlafe nicht hinderte. Da wird er durch einen wuchtigen Schlag an die Thüre aufgeschreckt, und blitzschnell fährt es ihm durch den Kopf: Sollte das eine Mahnung sein? Pah, ist sein zweiter Gedanke, wenn es eine Mahnung

wäre, könnte es ja eben so gut mitten im Zimmer geschehen! Und in demselben Augenblicke der gleiche Schlag auf den Tisch. Entsetzt springt er in die Höhe: Gerechter Gott, hat meine Schwester ein Unglück getroffen?! Am Morgen notirt sich unser Fähndrich die seltsame Erscheinung in sein Tagebuch und schreibt dazu die Worte: „Der Himmel gebe daß es keine Vorbedeutung sei!“ Doch in der That — sechs oder sieben Tage später trifft ein Brief seiner Mutter ein: die gute Schwester war in jener selben Nacht gestorben ...

Die Zuhörer waren still, selbst die Männer blickten ernst; nur einem entfuhr das Wort: Zufall!

— Ja, vielleicht Zufall. Aber doch ein merkwürdiger Zufall! Nehmen wir zuerst die Thüre und den Tisch. Vielleicht waren sie aus einem Baum, wie die beiden Schreibtische „von Röntgen's bester Arbeit“ in der Goethe'schen Erzählung. Dazu gesellt sich nun aber der zweite Zufall: Bruder und Schwester — also aus einem Fleisch und Blut.

Aus einem Fleisch und Blut, wiederholte ein Militair-Arzt der den Feldzug 1866 mitgemacht hatte. Zu dem was wir so eben vernommen, habe ich ein Seitenstück, ich nenne gleich meinem Vormann Zeit und Personen. Es war am Tage der Schlacht bei Königgrätz als die Baronin Louise von Gudenus, geborne Freiin von Bartenstein, plötzlich einen heftigen Stich an der rechten Seite ihres Oberleibes empfand; ein paar Stunden darauf erhielt sie ein Telegramm: ihr Sohn Heinrich, k. k. Oberlieutenant beim 4. Kürassier-Regiment Kaiser, sei in der Schlacht durch einen Lanzenstich verwundet worden, und, wie sich später zeigte, war es an derselben Stelle an welcher seine Mutter den Schmerz empfunden hatte. Er wurde übrigens, damit Sie meine Damen nicht erschrecken, vollkommen hergestellt, heiratete sechs Jahre später eine Gräfin Thun-Hohenstein und lebt, so viel ich wünsche und weiß, heute frisch und gesund auf Waidhofen an der Thaya. Aber, urtheilen Sie selbst, haben wir da nicht ein lebendiges Analogon zu den todten Hölzern der beiden Röntgen'schen Kästen Goethe's und des Tisches und der Thüre in der Erzählung des Fähndrichs Franjek?..

Ja wohl ein Analogon, ergriff ein älterer Herr, den wir nicht oft reden zu hören gewohnt waren, das Wort, und zwar eines mit glücklichem Ausgang, gegenüber den unzähligen Fällen mit traurigem Ausgang, wo sich ein Sterbender seinen lieben Überlebenden „anmeldet“, Fälle von denen

wohl jeder von uns ein Beispiel aus dem Kreise seiner Familie oder seiner Bekanntschaft vorzubringen wüßte. Aber sollten sich derlei mitunter auf große Entfernungen wirkende „Anmeldungen“, wie wir an dem Veroneser Beispiele gesehen, nur zwischen sympathisirenden, also auf eine uns unerklärliche Weise zu gleichzeitigem Empfinden gewissermaßen von vornherein angelegten Naturen ereignen können? Ich erinnere Sie an den bekannten Vorfall auf einem holländischen Schiffe, der zu seiner Zeit so großes Aufsehen gemacht hat und vielfach in öffentlichen Blättern besprochen wurde.

Was meinen Sie für einen „bekannten Vorfall“? fragte Edelfrieda. Mir ist er nicht bekannt.

Uns auch nicht, ertönte es von mehreren Seiten. Bitte theilen Sie uns denselben mit!

Der so aufgefordert wurde sann eine Weile nach. Es war ein freundlicher Mann, allein, wie schon erwähnt, nicht sehr mittheilsam, so daß es eines ganz besondern Anlasses bedurfte um ihn, wie er jetzt zu wollen schien, zu einer wortreicheren Kundgebung zu bewegen. Er sah dabei vor sich hin und sprach monoton, fast feierlich, mit einer Stimme von tiefem Wohlklang: Ein Kauffahrer auf hoher See. Der Capitain ist mit der Längenberechnung nicht im reinen, er will sie richtig stellen, kommt aber damit nicht zustande. Er geht den Steuermann zu holen, damit ihm dieser beistehe. Als er nach einer kurzen Weile in die Cajüte zurückkehrt fragt er: Nun habt Ihr's gefunden? Da wendet ihm der Angerufene ein Antlitz zu, das der Capitain in seinem Leben nicht gesehen. Erstaunt sucht er nochmals den Steuermann auf: Wer ist der Fremde den Ihr in meine Cajüte gebracht? Wie ist er auf das Schiff gekommen? Der Steuermann weiß kein Sterbenswörtchen. Sie eilen beide in die Cajüte — sie ist leer, doch über den Papieren des Capitains liegt ein Streifen und darauf die Worte: Fahrt Nordnordwest, so und so viel Knoten weit! Der Capitain entschließt sich dem geheimnißvollen Winke zu folgen. Genau in der angegebenen Richtung und Entfernung trifft das Schiff auf ein Wrack, auf welchem sich noch Leute befinden. Ein Boot wird ausgeschickt und bringt die Geretteten an Bord; in einem der Ankömmlinge erkennt der Capitain den Fremden von früher. Waren Sie schon einmal auf meinem Schiffe? Nie, erwidert der Andere, nie, daß ich zu sagen wüßte. Und gleichwohl kommt mir vieles hier bekannt vor. Denn Ihr Schiff gemahnt mich an eines von welchem ich in der Betäubung, in die ich bei unserem Schiffbruch verfallen war, geträumt habe. Der Capitain ersucht den Fremden

die Worte: Fahrt Nordnordwest ꝛc. auf ein Blatt Papier zu schreiben — die Züge der Hand waren die gleichen wie auf dem früheren Streifen. Der Capitain zeichnet den Vorfall in sein Schiffstagebuch ein und nimmt den Steuermann zum Zeugen ....

Ein seltsamer Fall von Bilocation, bemerkte seinen Kopf wiegend Freund Edmund; von Zweiortigkeit, wenn Sie den Ausdruck der mir gerade in den Sinn kommt gelten lassen wollen . . .

Es mischte sich jetzt ein Genosse in das Gespräch der bis dahin blos den aufmerksamen Zuhörer gemacht hatte, Abbé Durand, langjähriger Erzieher in dem Hause unter dessen gastfreundlichem Dache wir versammelt waren, ein Geistlicher von reinstem Wandel und feinstem Anstand, dabei ohne alle Aufdringlichkeit gegen Andersmeinende und darum bei Allen gern gesehen und geachtet. Obwohl er des Deutschen ausreichend mächtig war, hub er doch mit einiger Befangenheit an, indem er sich gegen den letzten Sprecher wandte: Zweiortigkeit wollen Sie es nennen? Nun es kommt mir nicht zu, über den Ausdruck ein Urtheil zu fällen. In der Sache aber werden Sie mir vielleicht zugeben, daß damit nur die zutag tretende Erscheinung bezeichnet ist. Das zu Grunde liegende Wesen einer solchen Erscheinung dürfte in einer übermächtigen seelischen Erregung zu suchen sein, die wir bei dem in seiner Todesangst betäubten Schiffbrüchigen anregend, bei dem in seiner Orientirung beirrten Capitain nachgebend wirken sehen. Nun bitte ich um einige Augenblicke Gehör. Es wird dem Glauben welchem ich als Priester angehöre, von der andern Seite die Anrufung der Heiligen vorgehalten, indem man sagt: Sind eure Heiligen allgegenwärtig und allwissend, um eure Bitten um Fürsprache entgegenzunehmen? Nein, antworte ich, sie sind weder das eine noch das andere. Aber man gibt doch in heftig angeregten, zumal hart bedrängten Lagen einen geistigen Rapport auf weite irdische Entfernung zu, einen Rapport den wir nicht fassen, nicht begreifen, aus unserer bisherigen Psychologie nicht erklären können, dessen Thatsächlichkeit wir aber, nach unter gewissen Umständen von uns beobachteten Wirkungen, ebenso wenig abzuläugnen vermögen. Nun denn, wenn eine ähnliche tiefe Ergriffenheit uns über die Gränzen der sichtbaren Welt in jenes Gebiet führt, wo sich nach unserem Glauben die Gerechten um den Thron Gottes sammeln, und das ist ja eben das Gebet, können, ja dürfen wir, die wir die Unsterblichkeit erkennen, die Möglichkeit eines ähnlichen Rapportes zwischen dem überirdischen Diesseits und Jenseits von uns weisen? Ihr großer Schiller hat schmerz-

voll ausgerufen: O daß ich noch beten könnte! Was liegt in diesen Worten anderes als das schwer empfundene Bedauern, daß ihm das tiefsinnige Versenken in eine Region, in die seine unverdorbene Kinderseele mit ihrem naiven Glauben sich mit Leichtigkeit versenkte, durch eine lange geistige Wanderschaft auf ganz andern Gebieten abhanden gekommen, fremd geworden? Denn selbstverständlich kann es nur ein inbrünstiges, von Glauben und Vertrauen getragenes Gebet sein um was es sich handelt. Das blose Lippengebet ist gar nichts ... Doch verzeihen Sie, hochverehrte Anwesende, die Unterbrechung zu der ich mich fast wider Willen habe hinreißen lassen. Non misceantur sacra profanis, heißt es mit Recht; man soll nicht heilige Dinge zwischen weltlichen behandeln ...

Sie haben ja, hochwürdiger Herr, den Anlaß dazu nicht genommen, sondern gefunden, sagte Edelfrieda, die heute die Rolle der „Reina" im Decamerone übernommen zu haben schien. Aber Ihr andern Herren! Es war alles recht anziehend was Ihr da vorgebracht, und wir haben mit gespannter Aufmerksamkeit Euren Worten gelauscht. Aber von unserem eigentlichen Fragepunkte sind wir doch abgekommen. Denn all das was Ihr uns erzählt, fällt nicht in den Bereich der Geistererscheinungen, wobei man ja nicht an Lebende oder selbst Scheidende, sondern an bereits Abgeschiedene denkt.

— Sind Sie Spiritistin?

Nein, mein Bester, mit dieser Gilde will ich nichts zu thun haben. Wenn die Geister der Abgeschiedenen in der andern Welt nichts gescheidteres zu thun haben, als einem im Dunkel einen Klaps zu versetzen oder einen Fiedelbogen an den Kopf zu werfen, unter dem Tische die Hand zu drücken oder durch Gesichterschneiden uns zu erschrecken, dann mögen sie nur bleiben wo sie sind. Mir ist das zu blöd.

— Brava, Bravissima! Das heiße ich mit einem klaren Frauenverstand gesprochen! Wer möchte, so vielen Zeugnissen von allen Völkern und aus allen Jahrhunderten gegenüber, das Vorhandensein einer Welt abläugnen, die uns gewöhnlichen Sterblichen verschlossen und in welche etwas hineinzugucken oder hineinzuhorchen nur einzelnen dazu begabteren Naturen vergönnt ist? Darum hat das was man Spiritismus nennt gewiß seinen ernsten Untergrund, und wir wollen darüber nicht streiten. Aber fern bleibe von uns jener sogenannte Spiritismus, der im Salon und auf der Schaubühne seine Kunststücke mit angeblichen Jenseitigen aufführt, die auf [illegible] erscheinen und gleich dressirten H[illegible]

„apportiren" wie es der Herr befiehlt; jener Spiritismus der mit dem uns Dreidimensionären ganz unfaßlichen Factor einer vierten Dimension Flausen macht und sich dabei auf den großen Königsberger beruft — —

Erlauben Sie ein Wort, fiel mir hier Edmaul in die Rede. Ich möchte dem Geschmacke unserer allverehrten Tageskönigin nicht nahe treten, und nicht in meinen Schutz nehmen worüber sie ihr Misfallen zu erkennen gegeben. Aber eines, mein Herr Antispiritist, werden Sie mir nicht abstreiten: daß es Thatsachen sind womit wir es bei Ihrem „sogenannten" Spiritismus zu thun haben.

— Gewiß, mein junger Freund! Aber Taschenspielerstückchen sind auch Thatsachen, sie unterscheiden sich von den Thatsachen der Spiritisten nur in einem Punkte — in dem der Ehrlichkeit. Vom Taschenspieler heißt es: Geschicklichkeit ist keine Hexerei, und besonders liebenswürdige Escamoteurs, wie einst Hofzinser in Wien, verkünden ihren Besuchern ganz unumwunden „eine Stunde der Täuschung". Die spiritistischen Gaukler aber drängen ihren Adepten blinden Glauben auf, werfen ihnen Blendwerke als baare Münze zu und regaliren jeden der den leisesten Zweifel wagt mit Grobheiten. Kommt man einem der Herren hinter seine Schliche, dann rufen die Andern im Chor: Mit dem haben wir nichts zu schaffen; das ist ein Schwindler der sich in unsere ehrsame Zunft eingeschlichen! Nein, ihr guten Leute: das ist nur ein minder Geschickter oder einer dem das Glück nicht wohl gewollt. Glauben Sie mir, lieber Edmund, der sogenannte Spiritismus, ich wiederhole das Wort, hat eine scharfe Prüfung von solchen, die ihm gegenüber nicht von vornherein in unterwürfiger Gläubigkeit aufgehen, niemals bestanden. Der Spiritist dieser Sorte kommt mir vor wie der Dieb im alten Sparta, der nicht dafür gestraft wurde weil er gestohlen, sondern weil er so unbeholfen war sich beim stehlen ertappen zu lassen. Nur in diesem Sinne ist mir der noch nicht entlarvte Spiritist gleich dem Shakespeare'schen Brutus „ein ehrenwerther Mann".

Das ist ein hartes Wort, meinte unser Sachwalter der Spiritisten. Aber gestatten Sie mir noch eine Bemerkung. Fräulein Edelfrieda hat die Productionen der spiritistischen Medien mit dem Stempel der Albernheit gezeichnet. Aber sind denn Eure Geister so durchaus gescheidte Leute? Ich erinnere Sie, Herr Antispiritist, an die zahllosen Spuckgeschichten wo abgeschiedene Seelen so lang keine Ruhe finden können bis das und das eingetroffen, und dieses „das und das" ist häufig das tollste Zeug von der Welt.

— Ich wollte, um von unserer Herrin nicht „zur Sache" gerufen zu werden, eben eine derartige Spuckgeschichte zum besten geben. Da aber der Herr, dem Sie zugestoßen, sich in unserer Mitte befindet, so wird er selbst wohl die Güte haben dieses Amt zu übernehmen. Es ist Abbé Durand.

Soll ich? darf ich? ließ sich dieser schüchtern vernehmen.

Sie sollen und Sie dürfen, gebot unsere Reina. Sie haben uns früher — nichts für ungut! — einen Sermon gehalten, liefern Sie uns jetzt eine Historie. Wir haben Sie philosophiren gehört, zeigen Sie sich jetzt im fabuliren!

Von fabuliren, mein liebes Fräulein, ist da keine Rede. Denn eben das interessanteste an meiner einfachen Geschichte ist: daß sie von Anfang bis zu Ende wahr ist. Nur werde ich mich, entgegen den Erzählungen meiner Vorgänger, enthalten müßen Namen zu nennen, weil ich Grund habe anzunehmen, daß derjenige der dabei die leidende Rolle spielt, sich und seinen Wohnort nicht gern vor die Öffentlichkeit gebracht sähe. So vernehmen Sie denn! Vor geraumer Zeit unternahm ich eine Reise im östlichen Deutschland und kam nach ***, wo ich einen höhern geistlichen Würdenträger kannte bei welchem ich abstieg. Sie kommen mir wie gerufen, empfing mich dieser; denn gerade der heutige Tag ist es, wo ich alljährlich mit einem nächtlichen Besuche bedacht werde, den ich lieber in Gesellschaft erwarten möchte. Erlauben Sie, wendete ich ein, das ist nichts besonders angenehmes was Sie mir da sagen. Seien Sie außer Sorgen, Herr Amtsbruder, es wird Ihnen kein Haar gekrümmt werden, es wird Ihnen nicht einmal eines zu Berge steigen. Wir wollen uns einen guten Imbiß vorsetzen lassen, einen alten Ungarwein dazu — „in Hungaria natum in Polonia educatum", wie sie im Krakauischen sagen wo sie sich auf ihre Kellerwirthschaft etwas einbilden —, und so wollen wir uns genießend und plaudernd die Zeit vertreiben, bis der ungebetene Gast erschienen und wieder gegangen sein wird ... So kam es auch. In anregenden Mittheilungen und angenehmer leiblichen Erquickung verging uns die Zeit, und ehe wir es gewahrten war es nahe an Mitternacht. Mein freundlicher Wirth erhob sich rasch, ging in das vordere Zimmer, das auf den Gang hinausführte, und schloß es ab. Meinen Sie Ihren unheimlichen Gast dadurch abzuhalten? fragte ich als er zurückkehrte. Im Gegentheil, ich will dessen Erscheinen nur piquanter machen! In der That währte es nicht lang als wir draußen eine Thüre aufreißen und wieder zuschlagen hörten, und dasselbe geschah mit der Thüre des vorder-

Zimmers die mein Wirth eben abgesperrt hatte. Geben Sie acht, der Moment ist da, sagte der Canonicus indem er mich rasch am Arme faßte — und schon öffnete sich heftig unsere Zimmerthüre und fiel mit einem lauten Schlag in ihr Schloß zurück, und herein getreten war — niemand!.. Aber ja doch! Denn es bewegen sich langsam und gleichmäßig Schritte die Länge des Zimmers hinauf und jetzt wieder hinab ... Ich versichere Sie, meine lieben Freunde, daß ich den besten Vorsatz hatte mir einzureden das ganze sei nichts denn eine Sinnestäuschung, als ich wahrnahm wie das Hündchen des Hauses, das bisher unter der Sopha gelegen, bellend hervorsprang und dann, den Schweif in die Höhe, die Nüstern am Boden, wie es spürende Hunde zu thun pflegen, den Fußtapfen nachging welche wir beide hörten aber nicht sahen. Ich kann nicht läugnen daß mir jetzt etwas unbehaglich wurde und daß ich mich förmlich erleichtert fühlte, als der unsichtbare Gast, nachdem er einige Zeit im Zimmer auf und ab gewandelt, seine Schritte der Zimmerthüre zuwandte, worauf dann der Proceß des Aufreißens und Zuschlagens in umgekehrter Reihe stattfand als derselbe dessen Nahen angekündigt hatte. So, nun ist es aus, sagte der Hausherr, und jetzt haben Sie die Güte mir zu folgen! Wir gingen in das vordere Zimmer, die Thüre war verschloßen; ich drehte den Schlüssel zurück, wir traten auf den Gang, wo gerade gegenüber eine andere Thüre in die Kellerräume führte. Ich bitte diese Thüre zu öffnen, sagte mein Wirth. Aber sie war versperrt und verschloßen, den Schlüßel hatte der Hausherr in der Tasche, der mich anblickte und fragte: Wie erklären Sie mir das?..

Nun da haben wir was wir gewollt, eine Geistererscheinung nach allen Regeln der Kunst, sagte der Militair-Arzt; und die Aufgabe die wir uns gestellt wäre gelöst.

O mit nichten, fiel lebhaft Edelfrieda ein. Erstens hat es sich mein greiser Verehrer, wie er sich zu nennen beliebt, etwas leicht gemacht indem er andere statt seiner erzählen lassen. Und zweitens verstehe ich unter „Erscheinungen" etwas das man mit den Augen wahrnimmt, nicht was man blos hört, und von jener Gattung haben wir noch nichts zu verkosten bekommen.

— Nun dann mußt du mir helfen, weiße Dame!

Ach, Sie wissen etwas von der weißen Frau?

— Ich weiß von ihr sogar sehr viel. Gesehen habe ich sie selbst nicht, habe auch keinen unmittelbaren Gewährsmann für ihre Erscheinung

vorzuführen, sondern nur den Gewährsmann eines Gewährsmannes, oder richtiger: die Gewährsmännin einer Gewährsmännin. Sie werden ja selbst darüber urtheilen, ob ich Grund habe mich auf solch mittelbares Zeugnis zu berufen. Nur muß ich mir ausbitten daß wir unser heutiges Tagewerk schließen, nicht blos weil unsere Unterhaltung etwas länger ausgefallen ist als wir anfangs beabsichtigt hatten, sondern weil ich über einige Punkte der Erzählung die ich Ihnen vortragen will, mein Gedächtnis aus meinen Aufzeichnungen aufzufrischen für nöthig halte. Unsere jugendliche Gebieterin wird Ort und Stunde bestimmen wo Sie sich, meine werthen Freunde und Freundinen, wieder zusammenfinden werden um sich von mir langweilen zu lassen.

2.

Perchta von Rosenberg.

Die Erscheinungen der Weißen Frau von Neuhaus knüpfen sich an eine Persönlichkeit deren Abkunft und Erdenwallen geschichtlich festgestellt ist, ja von deren Lebensverhältnissen, besonders einem Theile derselben, wir mit einer peinigenden Genauigkeit unterrichtet sind. Es sind dies die ersten Jahre ihres unglücklichen Ehebundes mit Herrn Hans von Liechtenstein, wo die Rosenbergerin die jammervollsten Briefe an ihren Vater, an ihren Bruder, an Freunde und Anhänger ihres Hauses schrieb und auf das flehendlichste bat sie wieder nach Hause zu nehmen, wo es ihr so gut ergangen und wo sie nur Liebe und Liebende um sich gesehen. Auch hat gewiß dieses Heimweh, das Gefühl des Verlassenseins inmitten ihr unsympathischer Fremden, einen großen Antheil an ihrem Seelenschmerz gehabt.

Perchta oder Bertha von Rosenberg, die dritte Tochter, das sechste und jüngste Kind des thatkräftigen Gegners der Husiten Herrn Ulrich's von Rosenberg, war geboren auf dem Schloße Krumau an der obern Moldau, dem uralten Herrensitze ihres Geschlechtes, um das zweite Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts, nach einigen 1424, nach andern 1430. Nach dem Tode ihrer Mutter Katharina von Wartemberg, † 3. Mai 1436, leitete ein Fräulein von Schiermark ihre Erziehung, der Burggraf Johann Ruß von Čenim ihren wissenschaftlichen Unterricht. Ein junger Herr Aleš Holický von Sternberg soll ihre erste Liebe gewesen sein, der sie jedoch nicht nachgeben durfte, da ihr Vater, wie es scheint, Ver-

bindungen mit dem österreichischen Adel suchte. Als eine solche bot sich gegen Ende der vierziger Jahre Johann V. von Liechtenstein auf Nicolsburg dar, welchem unsere Perchta am Sonntag vor Martini, 9. November 1449, angetraut wurde. Herr Hans von Liechtenstein war Witwer und hatte in seinem Hause seine Mutter und zwei Schwestern, von allem Anfang ein Übelstand für ein junges Frauchen, das aus einem andern Lande, aus einem andern Volke, aus andern Sitten und Verhältnissen kam und wohl in ihrer Heimat etwas verhätschelt und verzärtelt worden war. Perchta war eine stillere Natur, die beiden Fräuleins waren muntere Wienerinen, an deren freierem Betragen die ernst erzogene Krumauerin nicht wenig Ärgernis nahm. Nimmt man dazu daß die alte Liechtenstein das Regiment im Hause ihres Sohnes nach wie vor fortführen wollte; daß dieser bei Misverständnissen zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter gehorsam auf die Seite der ersteren trat; daß endlich Mutter und Sohn etwas knapp im Haushalt waren, wo Perchta im väterlichen Schlosse von Kindsbeinen an einen fürstlichen Luxus und die Gewährung jedes Wunsches gewohnt war, so hat man wohl der Anhaltspunkte genug, um es erklärlich zu finden daß ein solcher Ehestand nicht erfreulich gedeihen konnte.

Anfangs hing freilich der Himmel voller Geigen. Zur Carnevalszeit 1450 sendet Bertha ihrem Bruder Heinrich aus Nicolsburg einen „Faschingsnarren", begleitet von einem launigen in deutscher Sprache geschriebenen Briefchen, das unterzeichnet ist: „Pericht von Rosenberg, Herrn Hansen von Liechtenstein Gemahel." Aber es dauert nicht lang, so erhält Herr Ulrich ein paar böhmische Zeilen, worin ihm die Tochter ihre Wehmuth schildert deren sie sich nicht erwehren könne, „und wünsche sehnlichst Deine Gnaden von Angesicht zu schauen, um mich selbst von dem Befinden Deiner Gnaden zu überzeugen." Um diese Zeit will Herr Ulrich bei Kais. Majestät erscheinen und Frau von Liechtenstein solle nach Wien reisen; doch dazu kommt es nicht, worüber sie ganz untröstlich ist, „weil ich Deine Gnaden äußerst gern sehen möchte; denn es ist mir ein Bedürfnis und kann doch nicht sein." Nun folgt der erste längere böhmisch geschriebene Brief, worin Frau Perchta dem Vater ihre Lage im Hause ihres Gemahls schildert. Es war dazumal Familienzwist unter den Liechtensteinen, „und es hat jetzt mein Herr gegen seinen Vetter leider etwas unternommen, das er, wie ich fürchte, ohne seine Schande nicht wird verbessern können. Deshalb geruhe zu wissen daß ich in großen Ängsten lebe, daher ich Dich bitte, lieber Herr, Deine Gnaden wolle sich, wenn

es geschehen kann, angelegen sein lassen damit ich bald mit Deiner Gnaden zusammenkomme. Und so wie ich früher zu Deiner Gnaden gefleht mich zu Dir auszubitten, so scheint mir daß, wenn es Deine Gnaden begehrt, er es Deiner Gnaden nicht wird abschlagen können. Sollte es Dir unthunlich scheinen, so bitte ich den Ruß zu mir zu schicken damit er meinen Zustand ansehe. Denn ich bin in einer so elenden Lage, an die ich mich auf keine Art gewöhnen kann. Denn ich bin eine wahre Bettlerin der Frau (sc. Schwiegermutter); alles erhalte ich erst aus ihrer Hand, und möchte es noch gern annehmen, wenn es mir nur gehörig gereicht würde. Lieber Herr, ich traue Deiner Gnaden, daß Du mich ihnen zu lieb nicht opfern, sondern fürkehren wirst damit ich in keinen solchen Sorgen leben muß." Herr Ulrich antwortet ihr aus „Crumbnaw am Sonntag Invocavit Anno 1450", daß er nach Pilsen zu einer „Einigung" reisen müße, auch den Ruß ihr jetzt nicht senden könne; wenn aber das Geschäft beendet, verspreche er ihr sie zu besuchen. Die Erfüllung dieser Zusage läßt aber auf sich warten, und Frau Perchta wendet sich jetzt an ihren ältesten Bruder: „Lieber Herr Heinrich, erbarme Dich um Gottes Willen meiner, und hilf mir auf kurze Zeit von dem bösen Volk; denn Ihr werdet ein Verdienst haben, als wenn Ihr eine arme Seele aus dem Fegefeuer erlöst hättet. Gegenwärtig ließen sie mich neuerdings schmachten, ritten sammt der Mutter davon, mich mit dem Gesind zurücklassend wo ich mir nicht zu helfen weiß. Denn ich habe Dienstboten im Hause, die über mich mehr regieren als ich über sie. Und ich klage Dir, lieber Bruder, daß er der Mutter aufgetragen mir etwas zu reichen, als er und sie weg= ritten. Sie gab mir aber nichts." Bertha sendet ihrem Bruder ein Hemd, ohne Zweifel von ihrer eigenen Hand geziert, „und ich bitte daß Du, obwohl ich eine arme Frau bin, es dennoch zu tragen geruhst."

Vater und Sohn meinten wohl, daß es zumeist Sehnsucht nach den Ihrigen sei, was ihr die Verhältnisse in der Fremde in so schwarzen Farben erscheinen lasse, und daß sie sich allgemach in ihre Lage finden werde. Herr Aleš von Sternberg, der in dieser Zeit auf Nicolsburg einen Besuch abstattete und dann den Krumauern seine Wahrnehmungen mittheilte, mochte sie in dieser Ansicht bestärkt haben, da ohne Zweifel auch Herr Hans und die alte Liechtenstein gegen Frau Perchta manches vorzubringen wußten. Doch Bertha's Klagen wurden immer dringender, ihre Hilferufe stets flehentlicher. Herr Hans schrieb nach Krumau von ihrem glücklichen Ehestande, sie aber jammerte daß sie es „vor lauter

Angst" nicht aushalte, daß sie schier verzweifeln müße. Einer ihrer treuen Diener wurde aus dem Hause entlassen; „dies verfügte die alte Frau mit dem Schaffer, welcher das Küchenwesen und den Bierkeller unter sich hat und mit Allen, selbst mit dem Herrn regiert. Er ist ein bekannter Schurke den niemand behalten wollte; nur der Mutter zulieb nahm ihn der Herr auf, und er unterstützt jetzt ihre und der beiden Töchter Bosheiten. Der gute Knecht hat dem Herrn ins Gesicht gesagt daß mir groß Unrecht geschieht, wie er es Deiner Gnaden umständlich erzählen wird; denn er bat mich Dich zu ersuchen ihn in Deine Dienste zu nehmen, weil er meiner schimpflichen Lage nicht länger zusehen kann. Ja man sagt allgemein, daß der Herr wohl verdiene daß Deine Gnaden seine Besitzungen plündern und brennen ließe, weil mein großer Schimpf und meine Noth allgemein bekannt und Mähren und Österreich dessen voll ist." Der klägliche Brief hatte noch eine lange Nachschrift, aus der ich nur die bezeichnendsten Stellen hervorheben möchte: „Lieber Herr und Vater, erbarme Dich meiner, des armen beschimpften elenden und verlassenen Weibes, Deines Kindes, und gestatte nicht alles wider mich Einem, welchem Du stark und mächtig genug bist. Gott weiß es daß ich unschuldig bin und daß er an mir ein treues Weib hat; aber er lebt so unordentlich in allen Stücken daß es schon die ganze Welt weiß. Verheiratet hast Du mich, lieber Vater, hättest Du mich lieber in die Erde einscharren lassen! Wahrlich Ihr solltet kräftiger handeln; denn er fürchtet Euch und würde mir nicht so viel übles thun; so aber weiß er nicht genug zu erzählen wie liebreich Ihr gegen ihn seid." In einem wahrscheinlich gleichzeitigen Briefe an Herrn Heinrich beschwört sie ihren Bruder „zu bedenken wie ich armes verlassenes Weib so leben kann. Schon hat sich das Gerücht von meiner Lage allgemein verbreitet, und jeder spricht davon daß Ihr Euch um mich nicht kümmert und es doch umsomehr thun solltet weil ich schuldlos bin. Ich lebe schon so fremd mit ihm daß ich, was mir auch geschähe oder was ich immer eines Hellers werth brauchte, schon lange Zeit zu ihm kein Wort rede." Zuletzt bittet sie den Bruder, er möge ihr einen Flaumpolster schicken „damit ich, wenn ich zu Wagen bin, wenigstens darauf sitzen kann."

Jetzt that in der That Herr Heinrich einen Schritt, umsomehr als ihm gemeldet wurde, die Liechtensteins wollten alle „Jungfrawen vnd Hofgesinde" welche die Rosenbergerin aus dem väterlichen Hause mit sich gebracht, darunter die „Jungfrau von Schiermark" und eine „Jung-

gab und was, nebenbei gesagt, ganz den Eindruck macht, als habe es sich dieses edle Fräulein angelegen sein lassen das Wasser noch mehr zu



Angebliches Portrait der Frau Perchta im Neuhauser Schloße.

trüben. „Die Frau leidet schon derlei wunderbare Zufälle, wie ich in meinem Leben nichts ähnliches gesehen. Auch sagen die Leute daß, wenn

er eine Bäuerin zur Ehe genommen, sie nicht so viel erduldet haben könnte. Und je mehr sie nachgiebig desto schlimmer ist er und die Alte. Auch geruhe, lieber Herr, mir zu rathen was ich thun soll. Wie ich höre so will uns der Herr fortschicken, da es kein Geheimnis ist daß er sie schlägt und daß er deshalb uns wegsenden möchte, damit er erst seinen Willen über sie haben kann. Dies erzählen in Wien die Leute allgemein. Lieber Herr, es weiß Deine Gnaden zu gut daß ich anständig zu Hause sein könnte und nicht dienen muß; nur einzig und allein diene ich, weil es mich von ihr nicht läßt, wegen der Anhänglichkeit die ich zu ihr hege." Es folgt die nochmalige inständigste Bitte, „sobald Du von Prag zurückkehrst, unverweilt hieher zu kommen; denn ihre Sache wird auf keine Weise gut enden!"

Endlich schlägt für die hart geprüfte Frau die Stunde der Befreiung. Im dritten Jahre ihrer Ehe ist es die bevorstehende Vermählung ihrer Schwester Ludmila mit Herrn Bohuslav von Schwamberg, die ihr den willkommenen Anlaß zu einem Besuche auf Schloß Krumau bietet. Von da begibt sie sich auf Schloß Neuhaus, einem andern gleich reichen und mächtigen Zweige des Stammes der fünfblätterigen Rose gehörig, und übernimmt die Erziehung der minderjährigen Söhne Herrn Meinhard's, Johann und Heinrich. Zugleich leitet sie die Verwaltung der ausgedehnten Güter der Neuhauser. Stets weiß gekleidet waltet sie wie ein Engel des Friedens, gewinnt durch ihre Sanftmuth und Einsicht alle Herzen, ist die Mutter der Unterthanen und das Orakel des Hauses. Ihre beiden Pfleglinge sterben bald nacheinander in jugendlichem Alter, die Regierung des Hauses geht an den gleichfalls minderjährigen Heinrich, Sohn Johann's von Neuhaus, über und Frau Bertha bleibt nach wie vor auf dem Schloße. Durch eine Feuersbrunst wird das herrschaftliche Schloß arg verwüstet, es müßen theilweise Um- und Neubauten vorgenommen werden; sie ist fortwährend hinter den Arbeitsleuten und verspricht ihnen, wenn sie mit ihrem Werke vor Winterszeit fertig werden, einen süßen Hirsebrei, der alljährlich am Gründonnerstage, zugleich zum Gedächtnis des letzten Abendmals unseres Herrn, den Leuten der Herrschaft gereicht werden soll. 1457 am 25. März stirbt ihr geliebter Bruder Heinrich, und da inzwischen der Neuhauser Heinrich zu seinen Jahren gekommen, ist für ihr Weilen auf dem Schloße kein Anlaß mehr. Nun kehrt sie zu ihrem Gemahl auf Nicolsburg zurück, wo seither die Mutter gestorben und die Schwägerinen fortgezogen sein mochten; denn wir

vernehmen jetzt nichts mehr von den früheren Klagen. Das Verhältnis der beiden Gatten, vordem getrübt durch das Dazwischentreten der andern Familienglieder, scheint nunmehr ein ruhiges gewesen zu sein, wie es denn auch durch die Geburt eines Töchterchens gesegnet wurde, das zur Freude der Eltern heranblühte. Einige Zeit später reist Frau Perchta einer schweren Erkrankung wegen nach Wien und kehrt genesen nach Nicolsburg zurück. Am Montag vor Jacobi 19. Juli 1473 wird Herr Hanns zu seinen Vätern versammelt; ein einfacher Grabstein in der Kirche Maria am Gestade zu Wien bezeichnete seine Ruhestätte. Ob er die Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Herrn Georg von Pottendorf, Obersten Schenk und Landmarschall in Nieder-Österreich, erlebt habe oder ob dieselbe erst nach seinem Tode erfolgt sei, bin ich außer Stande zu berichten. Seine Witwe soll sich nach Neuhaus zurückgezogen haben, erscheint aber 1476 wieder in Wien, von Ahnungen ihres nahen Endes erfüllt. Am 26. April, Samstag nach St. Georgentag, übergibt sie ihr „gescheft“ (Testament) in die Hände der „ersamen weisen Bürgermeister Richter und Rat



Grabstein aus Maria-Stiegen.

hie zu Wienn“ mit der Bitte: als der allmächtige Gott über sie verfügen und sie aus diesem Leben abrufen sollte, dieses ihr „gescheft“ sammt einer „verpetschaften Schachtel“ Herrn Burggrafen zu Maidburg und ihrem „Aidam“ Herrn Jörg von Pottendorf zu übergeben, die sohin „handeln sulln nach Innhalt meines geschefts“. Sechs Tage später, am 2. Mai, scheidet sie aus dem Leben und wird bei den Schotten, also

nicht an der Seite ihres vorausgegangenen Gemahls, beigesetzt. Ihr Grabstein mit der Inschrift:

An. D. 1476 am Phinstag nach Marci Evang. ist gestorben die Edl. Fr. Fr. Bertha von Rosenberg des Edln. Hrnn. Hrnn. Hanss von Liechtenstein von Nicolsburg Frau Gemahel . . .

ist nicht mehr vorhanden, so wie auch der ihres Eheherrn — ein eigenthümliches Zusammentreffen! — von seiner Stelle bei Maria Stiegen verschwunden ist*).

* * *

Die Geschichte der Frau Bertha von Rosenberg und ihres „Gemahel" hat ein Nachspiel. Wohl zweihundert Jahre nach dem Tode der beiden Gatten, wo das Erscheinen der „weißen Frau" längst ein allgemeiner Glaubensſatz war, traf es sich daß ein Domherr aus dem Hause Liechtenstein, ein äußerst frommer und tugendhafter, dabei noch ziemlich jugendlicher Herr, auf Schloß Neuhaus übernachtete. Bevor er sich zur Ruhe begab nahm er die Malereien in Augenschein, mit denen die Wände seines Gemaches, eines der Prunkzimmer des alten Gebäudes, geziert waren. Eins fiel ihm besonders auf und fesselte ihn, je mehr er es betrachtete. Es stellte einen vornehmen Hochzeitszug vor; der Bräutigam hatte in Gestalt und Miene etwas abstoßendes, die Braut war zart und fein und weiß wie eine Lilie. Voll dieser Gedanken streckte er sich auf sein Lager wo ihn bald gesunder Schlaf umfing.

Da auf einmal — im Traum? im Halbschlaf? — dringt an sein Ohr ein leichtes Seufzen das von jenem Gemälde auszugehen schien; den ganzen Saal erfüllt heller Glanz und aus dem Rahmen des Bildes tritt das blasse Frauenzimmer heraus und auf seine Lagerstatt zu: „Erkennst Du nicht die arme Bertha von Rosenberg?" Nicht erschreckt, doch seltsam erregt fragt sie der Domherr ob sie etwas von ihm verlange. Da sagte Frau Bertha mit weicher Stimme: „Ich richte an Dich die Bitte, Du wollest mich mit meinem Gemahl vollends aussöhnen, da wir im Leben lange Zeit in Unfrieden gehaust haben. Obwohl wir beide auf die
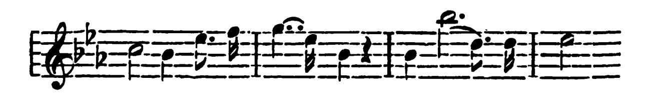
*) Der Gruftstein Herrn Hansens wurde später aus der Kirche entfernt und gelangte, nach manchen Wandlungen die er erfahren, in die Hände des Herrn Anton Widter, Privatiers zu Wien. Was aus dem Grabmal der Frau Bertha geworden, ist nicht bekannt.

Verdienste Jesu Christi gestorben sind, so habe ich doch die ersehnte Ruhe und das ungetrübte Anschauen Gottes nicht finden können. Er aber schwebt zwischen Zeit und Ewigkeit in harter Pein, weil er mit falschem Verdacht und sündigem Groll sich wider das ihm angetraute Weib vergangen hat. Willigst Du ein das Liebeswerk zu verrichten, um das ich Dich in meinem und im Namen meines Gemahls anflehe, so werden wir beide morgen an diesem Orte vor Dir erscheinen" . . .

Den Tag darauf verbrachte der gottesfürchtige Canonicus mit Fasten und Gebet, ließ am Abend zwei Kerzen anzünden, zwischen welche er ein Crucifix stellte, und las in der Bibel bis die Stunde zwölf schlug. Da war es ihm als ob das Wandbild wie in Verklärung glänze, die Hängeleuchter des Saales schienen, von unsichtbaren Händen entzündet, ein mildes Licht auszustrahlen, das trotzige Antlitz des Bräutigams sich zu erheitern, das blasse der Braut Glück und Freude wiederzuspiegeln, als sie sich von der Wand abhoben und die Hände in einandergelegt auf den Domherrn zuschritten. Dieser ertheilte den Gatten, um den Bund zwischen ihnen zu erneuern, den Segen der Kirche und stimmte das „Herr Gott Dich loben wir" an, in welches das Ehepaar mit tief ergriffener Stimme einfiel. Dann dankten sie ihm und Frau Bertha sagte: „Du hast ein gutes Werk gethan, der Himmel wird es Dir lohnen" . . .

Und ihre Worte gingen in Erfüllung, nur in anderem Sinne als sie von den meisten ausgelegt wurden. Denn ein Jahr später, am selben Tage und zur selben Stunde wo der fromme Domherr seine beiden Altvordern vom Banne erlöst hatte, wurde auch er von aller Erdenqual erlöst und schlief ruhig und sanft in ein besseres Jenseits hinüber.

3.



Holde Gebieterin dieser freundlichen Tafelrunde, und Sie verehrte Mitglieder derselben beiderlei Geschlechts, beiderlei Alters und beiderlei Standes! Das Ereignis mit welchem ich gestern meine sonst streng geschichtlichen Mittheilungen geschloßen habe, ist ein solches, bei dem sich fragen läßt wie viel daran die erhitzte Phantasie, die etwa mystisch

angelegte Natur des jungen Domherrn Antheil gehabt. Was ich Ihnen heute vorzubringen habe, fällt, da nun einmal die Meinung von dem Erscheinen der weißen Frau allgemein verbreitet war, vielleicht in dieselbe Kategorie. Vielleicht aber auch nicht. Ich maße mir kein Urtheil darüber an, und möchte Sie recht sehr gebeten haben, mindestens vorläufig, eine gleiche Enthaltsamkeit zu beobachten. Es wird selbstverständlich an jedem von Ihnen sein, je nach seiner Anlage und Laune, von den Spuck- und Gespenstergeschichten die ich nun erzählen werde zu halten was er mag und will. Glauben Sie daran, glauben Sie nicht daran; aber versparen Sie, ich bitte, Ihre Glossen auf die Zeit nachdem ich den letzten Theil meiner Aufgabe vollendet haben werde. Bis dahin nehmen Sie schlicht und einfach hin, was Ihnen von mir schlicht und einfach, wie es uns die Überlieferung aufbewahrt hat, geboten werden soll.

Und da muß ich Sie vorweg aufmerksam machen, daß wir an der weißen Frau von Neuhaus eine Doppelnatur zu erkennen haben. Sie erscheint uns einmal als einer jener Geister die auf Erden „umgehen" weil sie drüben die ersehnte Ruhe noch nicht gefunden haben, weil sie aus den Regionen der Mittelwelt zwischen hier und dort noch nicht „erlöst" sind. Sie zeigt sich aber auch als Ahn- und Schutzfrau ihres Hauses, dessen freudige oder traurige Ereignisse sie mit ihrem heitern oder ernsten Bilde begleitet.

Als ruheloser Geist läßt sich die weiße Frau bald hier bald dort blicken, in den Gemächern, auf den Gängen des ausgedehnten Schlosses: eine hohe schlanke Gestalt in weißem Gewand mit langem wallenden Schleier, am Gürtel einen Bund von Schlüsseln mit denen sie, ohne daß man es sieht und hört, alle Thüren öffnet. Sie braucht aber nicht immer die Thüren: wenn es ihr gefällt erscheint oder verschwindet sie durch die Wand. Ihre Erscheinung ist stets ernst, aber dabei mild und ruhig; kommt ihr jemand in den Weg der sie höflich grüßt, so dankt sie mit einer würdevollen Neigung des Kopfes. Sie schreckt niemand, sie thut niemand ein Leid; nur wenn Muthwille oder Bosheit ihr einen Streich spielen wollen vergilt sie gleiches mit gleichem. Die Neuhauser Chronik weiß von einem einzigen Falle zu erzählen wo sie sich vor aller Welt zeigte. Es war Markt auf dem großen Platze vor der Burg, und da gewahrten plötzlich die Leute im Fenster eines halb verfallenen Thurmes, der keine Treppe mehr hatte, die Gestalt der weißen Frau; alles blickte hinauf und deutete mit Fingern auf sie. Sie wich nicht von der Stelle, aber sie wurde immer kleiner und kleiner bis sie dem Auge völlig verschwand.

Das Umgehen der weißen Frau galt bei allen Bewohnern und Angehörigen des Neuhauser Schloßes als ausgemachte Thatsache. Graf Wilhelm Slavata, einer der Fenstersturzmänner von 1618, sagt in seinen Denkwürdigkeiten: die weiße Frau werde nicht früher aus dem Fegefeuer erlöst werden als bis das Neuhauser Schloß in Trümmern liege. Der gelehrte Geschichtschreiber Balbinus (geb. 1621 gest. 1688), der in jüngern Jahren Lehrer an der Neuhauser Schule war, bekennt ganz aufrichtig daß er die Statue der weißen Frau, die linke Hand in die Seite gestemmt, die rechte ausgestreckt wie etwas anordnend, nie ohne ein gewisses Grauen habe anschauen können.

Als Schutzgeist ihres Geschlechtes gehörte die weiße Frau nicht blos dem Schloße Neuhaus an; ihr Gebiet umfaßte alle Besitzungen der Rosenberge und der mit ihnen durch Abstammung oder Heirat verbundenen Familien. Die Borotin, die wir aus Grillparzer's „Ahnfrau" kennen, waren ein Zweig der Landsteiner aus dem Hause Vitkovec, dem Hauptstamme der Rosenberge. Alle Burgen der Rosenberge, Krumau, Bechin, Neuschloß in Böhmen, Telč in Mähren, Kynast und Kynsberg in Schlesien wußten von der weißen Frau zu erzählen. Die letzten Rosenberge mit ihrem königlichen Haushalt und Hofstaat führten Bräute aus den ersten Häusern des Reiches heim und verheirateten ihre Töchter dahin. Wilhelm von Rosenberg hatte zur ersten Gemahlin eine Braunschweigerin, zur zweiten eine Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, zur dritten Anna Maria von Baden. Die Frau des letzten Neuhausers Maria Maximiliana war eine Hohenzollern. Aus diesem Grunde wissen die Innenräume des Berliner Königsschloßes, die Schlößer von Baireuth Darmstadt Karlsruhe Stuttgart, die Ludwigsburg u. a. von der weißen Frau zu erzählen. Aber auch Paris und Lyon, Stokholm und Kopenhagen, London, wohin Beruf oder Abenteuer diesen und jenen Rosenberger, nicht immer zu seinem Glücke, verschlagen hatten, haben ihre Besuche erfahren. In welchen Beziehungen die Boieldieu-verklärten Grafen von Avenel zu dem Hause der fünfblätterigen Rose gestanden, habe ich nirgends aufgezeichnet gefunden.

Am meisten hat sich die Ahnfrau allerdings in den Schlößern ihrer Heimat aufgehalten und um die Schicksale ihrer nächsten Angehörigen bekümmert. Als Peter Vok von Rosenberg geboren wurde (1. October 1539) fand sie sich häufig in der Kinderstube ein und pflegte und wartete, wenn die Amme gerade nicht da war, mit großer Sorgfalt des

Kleinen, nahm ihn zu sich empor, wiegte ihn auf ihren Armen, lachte ihn an wenn er weinte. Als sie eines Tages diesen Liebesdienst verrichtete trat eine Kindsfrau, die neu aufgenommen war und von den Vorgängen im Schloße nichts wußte, auf sie zu und machte mit den Worten: „Was hast du mit ihm zu thun?" eine Bewegung ihr das Knäblein zu entwinden. Da wurde Frau Bertha böse: „Du garstiges Ding, die Du erst diese Tage in unser Haus gekommen bist, was sprichst Du thöricht? Wisse, es ist das Blut meiner Väter das in den Adern dieses Kindes rollt!" Darauf legte sie letzteres in die Arme der erschreckten Magd und sagte in strengem Ton: „Behüte es wohl! Ich werde wieder kommen, und wehe Dir wenn Du Deine Pflicht nicht thust!" Die Kindsfrau hat die weiße Frau noch öfter gesehen; aber weil sie eine achtsame Person und sehr besorgt um das Kind war, nicht unmuthig, sondern freundlich. Wenn sie manchmal, während das Knäblein schlief, um einer Verrichtung willen das Zimmer verließ und dann wiederkehrte, fand sie die weiße Frau an der Wiege, mit wehmüthigem Ernst auf den zarten Sproßen ihres Hauses blickend, welchen sie dann mit wohlwollendem Zunicken der Obhut der Kindsfrau wieder überließ und verschwand ...

Das Amt der weißen Frau in den Schlößern ihrer Ahnen war von jener Zeit an fortwährend ein trauriges; denn das durch viele Jahrhunderte vielverzweigt reich und mächtig blühende Geschlecht der Vitkovce war am Verwelken. Sie erschien jetzt nicht mild-freundlich wie sonst; gesenkten Hauptes schritt sie einher, in weißem Gewande wie immer, doch mit schwarzen Handschuhen. Im Januar 1604 lag Joachim Ulrich, der letzte der Neuhauser-Linie des Geschlechtes, auf seinem Todtenbette. In der Nacht zum 24. wurde der Beichtvater des Herrn, der Pater-Rector Nicolaus Pistor, durch heftiges Klopfen an seiner Thüre geweckt: es war die weiße Frau die ihn hieß das hochwürdigste Gut zu holen, da der Schloßherr nur eine Stunde zu leben habe. Herrn Joachim's Witwe, Maximiliana von Hohenzollern, ging eine zweite Ehe mit Herrn Adam von Sternberg ein, mit welchem sie einige Jahre glücklich lebte, bis sie auf dessen Schloße zu Bechin schwer erkrankte. Als eines späten Abends ihre Schwiegermutter Katharina von Neuhaus, eine geborne Montfort-Bregenz, die Leidende besuchen wollte, aber niemand zur Hand war ihr zu leuchten, erschien die weiße Frau mit einer Fackel und schritt ihr voran bis an die Schwelle des Krankenzimmers. Am 6. November 1611 kam die Reihe an Herrn Peter Vok, denselben den sie als Knäblein

gepflegt, nun den letzten aller Rosenberge, mit welchem das Haus vollends erlosch; da zeigte sich die weiße Frau auf allen Schlößern ihres Geschlechtes, nah und fern, als Verkünderin des beklagenswerthen Ereignisses...

Die wohlthätige Stiftung der Frau Bertha; die Austheilung des süßen Breies, überdauerte das Aussterben des Hauses Rosenberg. Sie fand alljährlich am Gründonnerstag unter großem Zulauf des ärmeren Volkes aus allen Theilen des ehemals Rosenberg'schen Besitzes mit gewissenhafter Ordnung und Pünktlichkeit statt. Morgens zwischen 7 und 8 Uhr ertönte aus einem alten Rundthurm das erste Glockenzeichen: es rief die Richter und Schöppen, die herrschaftlichen Heger, die Stadträthe und andere Personen zusammen, welche das Amt hatten die Einhaltung der vorgeschriebenen Gebräuche zu überwachen; sie fanden sich vor dem Schloße ein und stellten sich jeder auf seinen Posten. Um 9 Uhr auf das zweite Glockenzeichen reihten sich die Leute, die nach Tausenden zählten, in Schaaren zusammen und warteten das dritte Glockenzeichen ab, das sich bald darauf vernehmen ließ. Jetzt öffnete sich das Thor des Schloßes durch das sich die Menge in das Innere ergoß, so viel ihrer im ersten Hofe Platz hatten, worauf das Thor wieder geschloßen wurde. Herrschaftliche Beamte theilten ihnen hier Semmeln aus, jedem ein Stück, auch den Kindern. Rechts im Hofe mündeten die Bierkeller, aus denen jedem der ein Gefäß mitbrachte eingeschenkt wurde. Im zweiten Hofe fand die Austheilung der Brode statt, für jeden Kopf, die Säuglinge an der Brust nicht ausgenommen, ein Laib. Im Durchgange zum dritten Hofe gab es gekochte und in Portionen abgetheilte Karpfen, welche die ausgedehnten herrschaftlichen Teiche lieferten. Endlich im letzten Hofe waren Tische hergerichtet, an denen je zehn Personen Platz nehmen sollten um aus gemeinschaftlichen Schüßeln zu essen. Aufgetragen wurden: eine süßliche Suppe, ein Gericht geschmalzener Graupen oder Erbsen, eine Fischspeise; zum Schluße der süße Brei: Weizengraupen in ungegohrenem Biere gekocht, durch Honig versüßt und mit Mohnöhl geschmalzen. Während in solcher Weise die „Speisung der Armen", wie man es nannte, im letzten Hofe vor sich ging, fand in den ersten eine neue Abtheilung Einlaß, die nun in gleicher Weise wie die frühere versorgt wurde; und so fort bis alle Erschienenen mit Speise und Trank betheilt waren. Wenn ihrer nur zwei- bis dreitausend gekommen waren, so ließ sich die Ordnung leidlich aufrecht halten. Aber meist kamen über vier-, ja fünftausend; im Jahre 1616, zwei Jahre vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, nahezu achttausend und da

ging es, besonders im letzten Hofe, mitunter recht bunt und wirr her. An manchen Tischen fanden sich blos sieben oder acht, wohl gar nur sechs Leute ein, während an andern zwölf und fünfzehn sich herandrängten; das schrie dann und lärmte, das stieß und balgte sich, da setzte es Püffe und Schläge, was nicht selten in förmliche Raufereien ausartete.

Frau Perchta zeigte sich bei diesen Schmäusen nicht, mindestens hat die Überlieferung nichts davon aufbehalten. Als aber gegen Ende des dreißigjährigen Krieges 1645 Neuhaus von den Schweden besetzt wurde und der feindliche Major, um das Zusammenströmen so vielen Volkes zu vermeiden, die Speisung der Armen verbot, da wurde die weiße Frau fuchtig: die Wachen wurden geschlagen und von einer unsichtbaren Gewalt zu Boden geworfen, bleiche Gestalten und Gesichter zogen vor ihnen auf, daß sie von Schrecken erfaßt ihre Waffen wegwarfen und davonliefen, bis zuletzt der Commandant den Gescheidtern machte, weil er einsah daß ihm sonst seine Truppe unter den Händen verschwände. Statt am Gründonnerstag wurde für diesmal der süße Brei am Donnerstag nach Ostern ausgetheilt, und damit war der Friede im Schloße wiederhergestellt, besonders da vom nächsten Jahre an wieder die alte Ordnung eingehalten wurde. Nach den wilden Kriegszeiten wurde der Andrang immer größer, so zwar daß 1694 nicht weniger als 9204 Köpfe gezählt wurden, was nicht blos die Kosten von einem Jahre zum andern erhöhte, sondern auch andere Nachtheile mit sich führte, übermäßige Inanspruchnahme der Beamten die tagelang von allen anderen Diensten abzogen wurden, allerhand Unterschleife bei Einlieferung der bedungenen Lebensmittel, vielfacher Verderb und Vergeudung dieser letztern. Gleichwohl erhielt sich der Gebrauch noch bis stark in das vorige Jahrhundert hinein.

Im Jahre 1773 wurde Neuhaus durch eine starke Feuersbrunst verheert, das Standbild der weißen Frau verschwand dabei, ohne Zweifel von herabstürzenden Balken oder Mauertheilen zertrümmert und in Schutt begraben. Zehn Jahre später fand die letzte Austheilung des süßen Breies statt, an dessen Stelle Gaben in Geld an die ärmsten Parteien der Stadt und Herrschaft traten. Frau Bertha hat das ruhig geschehen lassen, sie hat keinen Spectakel gemacht wie 1645 gegen den schwedischen Major. Sie hat sich seither in Neuhaus und anderswo nur als Ahnfrau bewährt, wenn ein großer Trauerfall im Anzug war, und solches hatte auch in dem Falle statt, mit dessen Erzählung ich schließen will.

* * *

In der ersten Hälfte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts waren es drei Töchter der böhmischen Aristokratie, denen allgemein der Preis jugendlicher Schönheit und Anmuth zuerkannt wurde. Sie waren nahezu von gleichem Alter und einander innig befreundet; wenn der Winter den Adel des Landes von seinen Schlößern in Prag vereinigte, sah man sie in einandergehängt in den Straßen wandeln, feine schlanke Gestalten mit blühenden von Frohsinn und Gesundheit roth angehauchten Gesichtern, traulich mit einander plaudernd und schäkernd. Es traten auch bald edle Freier für sie auf. Die Comtesse Wilhelmine Colloredo führte Fürst Vincenz Auersperg, die Comtesse Marie Caroline Kinsky der Graf Theodor Thun-Hohenstein von der Cholticer Linie vor den Altar; beide leben heute, die erstere seit Jahren verwitwet, als glückliche Mütter, Schwiegermütter und mehrfältige Großmütter. Um die Hand der dritten, Prinzessin Gabriele Schwarzenberg, bewarb sich der junge Graf Ernst Waldstein von der Münchengrätzer Hauptlinie; allein nicht der glückliche Bräutigam, sondern der Tod führte sie heim, da sie ihr siebenzehntes Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Einige Zeit später freite Graf Ernst die jüngere Schwester Gabrielens, Prinzessin Anna. Allein auch mit dieser war ihm kein dauerndes Glück beschieden: binnen Jahr und Tag war sie eine Leiche, wenige Tage nachdem sie ihrem jungen Gatten ein Söhnlein geschenkt hatte. Zu Anfang der fünfziger Jahre hat Graf Waldstein eine dritte Schwarzenberg zur Frau genommen, aber nicht von der Vorliker, sondern von der ältern Krumauer Linie, Prinzessin Marie Leopoldine, an deren Seite er sich heute eines zahlreichen Familienkreises erfreut.

Das frühe Dahinsterben der beiden Vorliker Prinzessinen hat selbst in den bürgerlichen Kreisen Prags trauriges Aufsehen gemacht und zu allerlei Gereden Anlaß gegeben, die ich damals nicht weiter verfolgen konnte, da mich um dieselbe Zeit mein Beruf aus meiner Vaterstadt fortführte. Mehr als drei Jahrzehnte später kam ich bei einer hochachtbaren Frau meiner Bekanntschaft, Witwe nach einem der verdientesten Ärzte Wiens, auf das tragische Geschick der beiden blühenden Prinzessinen zu sprechen, worauf jene frug: Und wissen Sie denn nicht was vorausgegangen ist?

Nein, war meine Antwort; mir ist aus jener frühern Zeit nur der Eindruck geblieben, daß man die beiden Fälle als eine Art Fatum betrachtet und verschiedene Deutungen davon versucht hat.

Nun so hören Sie! Wie Sie wissen, habe ich mich in jungen Jahren mit dem Erziehungsfache beschäftigt, namentlich in mehreren Häusern unserer ersten Aristokratie, die mir bis zur Stunde ein wohlwollendes Andenken bewahren. Dabei lernte ich mehrere Fräulein gleichen Berufes kennen, darunter eines das um die zwei Vorliker Prinzessinen gewesen war und aus deren Munde ich das habe was ich Ihnen jetzt mittheilen werde. Es mochte im Herbst 1842 oder im Frühjahr 1843 gewesen sein, da sie mit ihren zwei Schutzbefohlenen auf einer Reise im südlichen Böhmen begriffen, in Wittingau Nachtlager halten mußte. Es ist, wie Ihnen bekannt sein dürfte, ein Schwarzenbergischer Besitz mit einem weitläufigen Schloße aus der Zeit der Rosenberge, zu deren Rechtsnachfolgern die jetzigen Herzoge von Krumau gehören. Die drei Frauenzimmer wurden in einem alterthümlichen Gelasse einquartiert, aus welchem eine Thüre in einen anstoßenden großen Saal führte. Im Grunde des Gemaches, der Fensterseite gegenüber, stand ein großes breites Himmelbett, in welchem die beiden Princessinen ihre Nachtruhe suchten. An der Seitenwand dem Saale gegenüber war das Lager ihrer ältern Begleiterin, die sich, während jene bereits im tiefen Schlafe lagen, in jenem Stadium des Halbschlummers befand das noch mit dem Wachsein kämpft. Da gewahrte sie mit einemmal eine weiße weibliche Gestalt, die durch die Saalthüre gekommen sein mußte, wobei aber auch nicht das leiseste Geräusch zu vernehmen gewesen. Kaum gedacht befand sich die Gestalt am Himmelbett dessen Vorhang sie zurückschlug; dann beugte sie sich nieder zu dem Gesichte der Schläferin auf das sie einen langen Kuß zu drücken schien. Nun glitt sie, ohne daß irgend ein Auftreten ihrer Füße zu hören war, um das Bett herum zur andern Seite, schlug auch hier den Vorhang zurück und heftete auf die Schlafende einen wehmüthigen Blick. Die Erzieherin, erst keines Entschlußes fähig, hatte diese Scene mit sprachlosem Schrecken belauscht; jetzt sprang sie mit beiden Füßen aus dem Bette — allein schon war auch die Erscheinung verschwunden, ohne daß sich sagen ließ wie und wohin. Das Fräulein hatte allerdings von dem Erscheinen der weißen Frau in früheren Zeiten gehört; allein was es zu bedeuten habe wurde ihr erst nach Jahr und Tag klar: welche die weiße Frau geküßt hatte, das war die Prinzessin Gabriele der kein volles Lebensjahr mehr beschieden war; die sie nur angeblickt hatte, war die Prinzessin Anna die um ein paar Jahre länger zu leben hatte, um sodann jung und schön ihrer vorangegangenen Schwester

nachzufolgen. Meine Bekannte, so schloß Frau *** ihre Mittheilung, hat das Ereignis aus begreiflichen Gründen in der ersten Zeit für sich behalten; nachdem sich das Schicksal auch der jüngeren Schwester erfüllt hatte, war die Nöthigung entfallen daraus länger ein Geheimnis zu machen. . .

Soweit meine Gewährsmännin, und hiermit erlauben Sie mir meinen etwas langen Vortrag zu schließen. Das uns erzählte Ereignis von Wittingau fällt, so viel ich in Erfahrung bringen konnte, mit dem letzten Erscheinen der weißen Frau zusammen. Ob künftig einmal etwas eintreten wird das schwer genug möge um Frau Bertha zu veranlassen für eine kurze Weile in die sichtbare Welt herauszutreten, wer kann das sagen? Jedenfalls, meine vielwerthen Freunde und Freundinen, werden Sie mir kaum Unrecht geben, wenn ich die weiße Frau von Neuhaus in die Reihe der guten Geister setze. Wenn sie, seit der Zeit der geisterhaften Aussöhnung mit ihrem lang verstorbenen Gemahl, ihr Amt auf die Meldungen einer Ahnfrau eingeschränkt hat, so übte sie dasselbe jederzeit mit würdevollem Ernste aus, als Vorausempfinderin des Wehes das ein Schicksalsschlag, den sie weder verschuldet hat noch abzuwenden vermag, den Überlebenden bereiten müße.

Vereins-Mittheilungen.

über die 3[illegible]

[illegible]

Herrn V. E. Weitmann und eine unter dem Vorsitze des Herrn Hofrathes Escherich abgehalten worden.

Wichtigere Gegenstände der Berathung außer den laufenden administrativen und Personal-Angelegenheiten waren:

In der Directionssitzung am 21. Februar wurde der Vertrieb der Broschüre „Das Eigenthum“, Preisbestimmung und Höhe der Auflage besprochen und zur Durchführung die erforderlichen Beschlüße gefaßt, wonach die Auflage vorläufig mit tausend Exemplaren und der Preis eines Exemplares mit 12 kr. bestimmt wurde. Für den Vertrieb wurden zwei Buchhandlungen in Aussicht genommen und außerdem von dem Vereine an 96 industrielle Firmen Partien von je 10 Exemplaren zur Abnahme empfohlen, welch' letztere Expedition von nur geringem Erfolg begleitet war, da die Mehrzahl der Firmen die Sendung retournirten, die Buchhandlungen aber ein Resultat noch nicht bekannt geben konnten.

In der Ausschußsitzung am 30. April fand die Neuconstituirung der Vereinsdirection durch Wahl von zehn Mitgliedern aus dem Ausschusse statt — und wurden hiezu die Herren:

Brzezowsky Rudolph,
Dohnel Franz,
Escherich Eduard, Ritter von,
Böhm Anton,
Pollak Jacques,
Dr. Pichler Franz,
Dr. Proschko Isidor,
Weitmann V. E.
Don Zubrung Gregor, und
Riefler Alois

als Directions-Mitglieder gewählt.

In der Directionssitzung vom selben Tage wurde die Wahl von zwei Vicepräsidenten zur Neuconstituirung der Vereinsdirection vorgenommen und die Herren V. E. Weitmann als erster und Anton Böhm als zweiter Vicepräsident gewählt.

In der Ausschußsitzung am 15. December 1885 gab es Verhandlungen betreffend die Ausforschung von Absatzquellen für die in größeren Vorräthen vorhandenen Vereinsbücher und die Broschüre „Das Eigenthum“. In der darauf folgenden Directionssitzung wurden administrative und Personal-Angelegenheiten zur Sprache gebracht.

Bei Darstellung der Mitgliederbewegung muß ich erwähnen, daß zur Stärkung des Vereines respective Ausfüllung der Lücken, die in den Reihen durch Tod und Austritt gerissen wurden, der Werbung von neuen Mit-

gliedern eine besondere Thätigkeit gewidmet und diesfalls ein erfreuliches Ergebnis erzielt wurde.

Abgefallen sind seit der letzten Generalversammlung, das ist seit 21. April 1885 bis 13. April 1886 48 Mitglieder, und zwar:

gestorben . . . . 14 Mitglieder,
freiwillig ausgetreten . . . . . . 34 „

in derselben Zeit sind zugewachsen 86 Mitglieder. Nach Abzug des Abganges stellt sich somit ein Zuwachs von 38 Mitgliedern heraus und beträgt die Gesammtzahl der Vereinsmitglieder am heutigen Tage 412 gegen 374 im Vorjahre, daher immerhin eine Zahl, die auf einen Aufschwung des Vereines hinweist.

Nun kehre ich zum Abgang der Mitglieder zurück, und muß zum größten Bedauern bekannt geben, daß der Tod im vorigen Jahre dem Vereine nachstehende Mitglieder entriß und zwar die Herren:

Waldschütz Johann Nepomuk, k. k. Beamter, Hausbesitzer und Vereins-Vicepräsident in Wien.
Veith J. E., Med. Dr. und Professor in Wien.
Krauß Johann, k. k. Regierungsrath in Wien.
Schrader Karl, Fabriksbesitzer in Wien.
Koller Jacob M., Consistorialrath und Pfarrer in Wien.
Moll August, Apotheker und Hausbesitzer in Wien.
Semrad Ferdinand, Oberbaurath a. D. in Wien.
Dr. Mayer Anton, k. k. Notar in Wien.
Kölbl Ignaz Urban, Hausinhaber in Wien.
Mayerhofer Franz Xaver, bürgl. Lederermeister in Gmunden.
Zöhrer Eduard, Pfarrer in St. Lambrechten.
Gusenbauer Rudolph, Abt des Stiftes in Göttweig.
Wenusch Ambros, Stiftsdechant in Herzogenburg, und
Frau Ecker Louise, Fabrikantensgattin in Stockerau.

Durch den Tod des Vereins-Vicepräsidenten Herrn Waldschütz, dessen Krankheit ich bereits in der vorjährigen Generalversammlung erwähnt habe, erleidet der Verein einen empfindlichen Verlust, da der Verstorbene, welcher unserem Vereine von dessen Gründung und dem Vereinsausschuße und der Vereins-Direction seit 1852 angehörte, stets bestrebt war, die Vereinsinteressen in jeder Hinsicht nach seinen besten Kräften zu fördern und zu wahren. Sein Nachfolger im Vicepräsidium Magistratsrath Anton Böhm hat ihm in unserem „Jahrbuch“ ein biographisches Denkmal gesetzt und dadurch eine Dankesschuld unseres Vereines an den Verstorbenen abgetragen.

Auch das verstorbene Mitglied Regierungsrath Johann Krauß, welcher seit seiner Pensionirun[illegible] Ruhe gönnte und die Vereins-

interessen zu fördern stets bestrebt war, verdient hier einer besonderen Erwähnung.

So wollen wir also der sämmtlichen verstorbenen Mitglieder pietätvoll gedenken und durch Erheben von den Sitzen unser Beileid sowie unsere Theilnahme zum Ausdrucke bringen. (Die Versammlung erhebt sich.)

Was den eingangs erwähnten Zuwachs von Mitgliedern betrifft, zerfällt derselbe in zwei Kategorien, nämlich in durch Werbung zugeführte und durch selbstangemeldeten Beitritt gewonnene, und zwar durch die Herren:

Dr. Truxa Hans Maria	50	Mitglieder
Böhm Anton	6	"
Pollak Jacques	4	"
Schuch Franz X.	4	"
Dr. Helfert Joseph Alexander, Freiherrn von	2	"
Nowotny Eduard	1	"
Feltl Peter	1	"
Strobl Johann E.	1	"
Dr. Pichler Franz	1	"
Höllerl Adolph	1	"
und schließlich durch die Anmeldung in der Vereinskanzlei	15	"
Summe	86	"

Aus diesem Ausweise ist zu ersehen, daß die meisten Mitglieder, nämlich 50 an der Zahl, durch Herrn Dr. Truxa dem Vereine zugeführt wurden, wofür ich ihm namens des Vereines den wohlverdienten Dank auszudrücken mich angenehm verpflichtet fühle.

Während des ganzen Jahres 1885 sind 165 Geschäftsstücke eingelaufen und ihrer Erledigung ordnungsmäßig zugeführt worden. Außerdem wurden 96 Schreiben in Angelegenheit der Broschüre „Das Eigenthum", nebstbei eine große Anzahl von Schreiben und Bücherpacketen betreffend die Lesezirkel und Werbungs-Angelegenheiten, theils per Post theils durch den Vereinsdiener versendet.

Die Zustellung des Jahrbuches wurde an die Mitglieder in loco durch den Vereinsdiener und an die auswärtigen Mitglieder durch die Post besorgt, selbstverständlich an die Letzteren portofrei.

An der genauen und ersprießlichen Besorgung dieser ganzen Geschäftsthätigkeit haben sich der Vereinssecretär Herr Georg Fischer und der Vereinsbeamte Herr Andreas Szèlc mit anerkennenswerthem Erfolg betheiligt. Auch dem Ministerial-Directions-Adjunkten Herrn Thomas Bauer, welcher die Cassa-Mitsperre und das Cassa-Journal mit großer Genauigkeit führt, gebührt die vollste Anerkennung. Dem Vereinsdiener Laurenz Burian wurde für, besonders im Eincassirungsgeschäfte, verläßliche und genaue Dienst-

leistung laut Sitzungsbeschluß ddto. 15. December 1885 eine Remuneration von 25 fl. bewilligt.

Unser diesjähriges Jahrbuch betreffend, bin ich aufmerksam gemacht worden, daß nicht wenige Mitglieder an dem Seite 37 abgedruckten Gedichte „Der Mönch“ Anstoß genommen haben. Es dürfte jedoch diese Kundgebung Waldschütz' eine mildere Beurtheilung finden, wenn man bedenkt, daß das Gedicht in der aufgeregten Zeit des Jahres 1848 verfaßt wurde und wenn in die andere Wagschale das hervorragende wohlwollende und gemeinnützige Wirken, das musterhafte religiöse Familienleben und die ganz besondere Achtung, die der Verfasser um dieser Verdienste und Eigenschaften willen bei der Geistlichkeit, namentlich in seinem Pfarrsprengel genossen hat, gelegt wird.

Noch habe ich aus Anlaß unseres Jahrbuches zu erwähnen, daß der Verein unserem Mitgliede Herrn Generalmajor Freiherrn von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg zu besonderem Dank für die unentgeltliche Ueberlassung von drei Aufsätzen verpflichtet ist, nämlich:

Prokop Diwisch, der Erfinder des Blitzableiters, von Karl Nedopil —

Peter Anich, Bauer, Mechaniker und Kartenzeichner, von Theodor von Grienberger und

Heldenthat der österreichischen Handelsbrigantine „Skandarbek“ am 10. Juli 1800, von Joseph Ritter von Lehnert.

Aus den Büchervorräthen des Vereines wurden über Ansuchen nachstehende Institute mit Büchern unentgeltlich betheilt, und zwar: Herr Pfarrer von Litschau Johann Franz Jamy für die dortige Gemeinde- und Schul-Bibliothek mit 79 Bänden und Heften, die Fabriksarbeiter-Bibliothek in Lilienfeld mit 62 Bänden und Heften und schließlich laut Sitzungsbeschlusses ddto. 27. März 1886 über Ansuchen des Herrn Rudolf Brzezowsky die Spitalsbibliothek des Conventes der barmherzigen Brüder in Feldsberg mit 170 Bänden und Heften.

Der Verein unterhält 25 Lesezirkel in Schulen, Gemeinden, Militär- und Civilspitälern, Besserungsanstalten, Gefangenhäusern, Strafanstalten, Arbeitshäusern und Gesellenvereinen, welche alle für das abgelaufene Jahr mit je einem österreichischen Jahrbuche und mit der Zeitschrift „Die Heimat“, Jahrgang 1878 und 1879, bestehend in je vier Bänden per Jahrgang, betheilt wurden.

Ich schließe meinen Vortrag, indem ich den Dank des Vereines sowie dieser hochverehrten General-Versammlung Seiner Majestät dem Kaiser, unserem höchsten Protector dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ferdinand Großherzog von Toscana, sowie den Mitgliedern des allerhöchsten Kaiserhauses für die unserem Vereine zugewendete huldvollste Unterstützung ausspreche und bitte ich durch Erheben von den Sitzen der

Ehrerbietung und Dankesbezeugung Ausdruck zu geben; auch werde ich nicht ermangeln, nach der General-Versammlung Seiner k. und k. Hoheit, unserem gnädigsten Vereinsprotector hierüber Bericht zu erstatten. (Die Anwesenden erheben sich von ihren Sitzen.)

Wir sind ferner den k. k. Ministerien und manchen Behörden für die Unterstützung, welche sie im Jahre 1885 wie in den Vorjahren dem Vereine zugewendet haben, sowie der k. k. Akademie der Wissenschaften für Ueberlassung dieses Saales zur Abhaltung der General-Versammlung zu Dank verpflichtet und spreche ich hiermit diesen Dank im Namen der General-Versammlung und des Vereines aus.

Als bisherige Rechnungs-Revisoren fungirten die Herren: Hofrath Ritter von Escherich und kaiserlicher Rath Edler von Manussi und als Ersatzmann Regierungsrath Krauß, welch' letzterer leider gestorben ist. Nachdem die zwei ersteren Herren in dieser Function bewandert sind, erlaube ich mir dieselben auch für das kommende Jahr vorzuschlagen und bitte an Stelle des verstorbenen Herrn Regierungsrath Krauß einen anderen Herrn als Ersatzmann zu wählen. (Die Generalversammlung erklärt sich mit dem Vorschlage einverstanden, und erscheinen somit die zwei erstgenannten Herren als Rechnungs-Revisoren und Herr Alphons Pichler als Ersatzmann gewählt.)

Der Vicepräsident Herr V. E. Weitmann ergreift das Wort und dankt dem Vereinspräsidenten im Namen des Vereines und der Generalversammlung für die umsichtsvolle und gedeihliche Leitung und die geistige Unterstützung des Vereines.

Ueber Ansuchen des Herrn Präsidenten erstattet der Vereinsbuchführer Herr Oberrechnungsrath Dohnel den die Gebahrung mit den Vereinsmitteln betreffenden Bericht wie folgt.

Hochansehnliche Versammlung!

Bezugnehmend auf den der geehrten Versammlung bereits zugekommenen Abschluß der Vereins-Rechnung für das Solarjahr 1885 erlaube ich mir zu demselben noch einige erläuternde Bemerkungen über den Stand der Mitglieder, die Gebahrung mit den Vereinsmitteln und die außerordentlichen Beiträge für das obgenannte Jahr beizufügen.

Die Anzahl der ordentlichen Vereinsmitglieder betrug gegen Ende

April 1885		374
zugewachsen sind bis dahin 1886	86	
neue Mitglieder, abgefallen sind in der Zwischenzeit durch Tod, Uebersiedlung oder Sistirung ihrer Beiträge	47	
hiernach ergibt sich ein Plus des Zuwachses von		39
daher der gegenwärtige Stand unserer ordentlichen Mitglieder mit . .		413

Abgesehen davon, daß der diesjährige Zuwachs seit einer Reihe von Jahren die höchste Ziffer aufzuweisen hat, kann auch die erfreuliche Thatsache constatirt werden, daß unter den neu beigetretenen Mitgliedern eine nicht unbedeutende Anzahl von hoch- und höchstgestellten Persönlichkeiten mitbegriffen ist, deren Jahresbeiträge den gewöhnlichen Mitgliederbeitrag von jährlichen 2 fl. bei weitem übersteigen — Umstände, die wohl als ein beredtes Zeugnis für die rege Thätigkeit des Vereines und seiner Leistungen angesehen werden dürften.

Anbelangend die Gebahrung mit den Vereinsmitteln, erlaube ich mir nachstehendes zu bemerken:

Die Baar-Einnahmen vom Jahre 1885 per . . . 2320 fl. 99 kr.
gegen jene vom Jahre 1884 per . . . . 2464 „ 65 „
stellen sich diesmal um . . . . 143 fl. 66 kr.
geringer heraus, welche Abminderung hauptsächlich in dem minderen Zufluße von außerordentlichen Beiträgen ihren Grund hat, da mehrere hochherzige Gönner unseres Vereines im Laufe des Jahres durch den Tod in das bessere Jenseits abberufen wurden.

Auch die Baar-Ausgaben vom Jahre 1885 per . . 2331 fl. 16 kr.
gegen jene vom Jahre 1884 per . . . . 2634 „ 42 „
ergeben sich um . . . . 303 fl. 26 kr.
niedriger, welche Minderausgabe durch die in diesem Jahre sich geringer darstellenden Schriftsteller-Honorare und Regie-Kosten motivirt erscheint.

Bei der Vergleichung des reinen Activ-Vermögens
om Jahre 1885 per . . . . 4577 fl. 19 kr.
it dem analogen Vermögen vom Jahre 1884 pr. . . . 3797 „ 34 „
rgibt sich eine Vermehrung des Vermögens um . . . . 779 fl. 85 kr.

Die Rechnung für das Solarjahr 1885, wie auch die im Bureau r. Excellenz des Herrn Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert wohlrwahrt untergebrachte Casse des Vereines, wurde durch die in der letzten eneral-Versammlung zu Rechnungs-Revisoren gewählten zwei Vereinstglieder, nämlich durch Herrn Eduard Ritter von Escherich k. k. Hofrath, d Ferdinand Karl Edlen von Manussi kais. Rath, einer eingehenden üfung, beziehungsweise Scontrirung unterzogen, und laut des von diesen rren der Vereinsrechnung beigefügten Revisionsbefundes ddto. 7. Mä Rechnung auf Grund der dazu gehörigen Empfangs- und Ausg htig, wie auch die Vereinscasse sowohl hinsichtlich der Baarbest ch der Werth-Effecten sammt den dazu gehörigen Coupons, des S ches nebst dem Cautions-Depositum des Vereinsdieners in L unden.

An außerordentlichen Beiträgen von höchsten und hohen Herrsch

öffentlichen Behörden und sonstigen Gönnern sind dem Vereine im Jahre 1885 zugeflossen 764 fl., welche sich wie folgt vertheilen*):

Von Sr. k. u. k. apost. Majestät unserem allergnädigsten Kaiser Franz Joseph . . . . 100 fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth . . . . . . 30 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig . . 15 „
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor . 20 „
„ Höchstdessen Herrn Obersthofmeister Freih. v. Wimpfen . . 2 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand Großherzog v. Toscana, unserem erhabenen Vereins-Protector . . . . 50 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Albrecht . . . . 15 „
„ „ „ „ „ „ „ Wilhelm . . . . 15 „
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund . . . 10 „
„ „ „ „ „ „ „ Rainer . . . . . 10 „
„ Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Rainer . 10 „
„ „ „ „ „ „ „ Elisabeth . . . 5 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich . . . 15 „
„ „ königl. Hoheit Herzog Philipp v. Württemberg . 5 „
„ „ „ „ dem Herrn Herzog Philipp v. Sachsen-Coburg-Gotha . . . . 5 „
„ Sr. Durchl. dem Fürsten Joh. Adolf v. Schwarzenberg . 10 „
„ Ihrer Durchl. der Frau Fürstin v. Collalto . . . . . 25 „
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium . . . . 100 „
„ „ „ „ „ „ Ministerium des Aeußern . . . . 100 „
„ der hohen k. k. Statthalterei für Niederösterreich . . . . 200 „
„ Sr. Excell. dem Herrn Grafen Folliot de Crenneville . 10 „
„ „ „ „ Freiherrn v. Hofmann . . . . 10 „
„ dem Herrn Vice-Präsidenten der nied.-österr. Statthalterei Ritter v. Kutschera . . . . 2 „

Hierauf fragt der Vereinspräsident, ob jemand etwas über den Rechenschaftsbericht zu bemerken habe. Da dies nicht der Fall ist, wird angenommen, daß die General-Versammlung hiemit einverstanden ist und das Absolutorium ertheilt. Während der Vornahme des Scrutiniums über die Wahl von 10 Ausschußmitgliedern an Stelle der nach §. 23 der Statuten alljährlich Ausscheidenden hielt Herr Regierungsrath Dr. Proschko einen Vortrag „Rundgang durch Altwien, Unter- und Oberösterreich“, welcher Vortrag allseitig mit sehr großem Beifall aufgenommen wurde und schließt mit einem

*) Siehe auch unten das Verzeichnis derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche einen außergewöhnlichen Beitrag von 5 fl. und mehr leisten.

dreimaligen Hoch! auf Seine Majestät den Kaiser, unseren höchsten Gönner und Protector des Vereines Seine k. und k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana und auf den Vereinspräsidenten, in welche die General-Versammlung freudig und lebhaft einstimmte.

Zum Schluße wird dem Herrn Regierungsrath Dr. Proschko der Dank für den abgehaltenen sehr interessanten Vortrag ausgesprochen.

Der Vorsitzende bringt nun das Resultat der Wahl von zehn Ausschußmitgliedern zur Kenntnis der Versammlung, wornach gewählt wurden die Herren:

Brzezowsky Rudolph,
Böhm Anton,
Freudhofmeier Alois,
Dr. Proschko Isidor,
Dohnel Franz,
Böhm Joseph,
Don Dossi Gabriel,
Dr. Porzer Joseph,
Dr. Herdegen Karl und
Hummel Ferdinand.

Nach Bekanntgabe des Wahlergebnisses erübrigt noch der letzte Punkt der Tagesordnung der General-Versammlung, welcher lautet: Allfällige Anträge der Mitglieder nach §. 14 der Statuten.

Es meldet sich hierauf zum Wort Seine Excellenz Herr Freiherr von Schwarz-Senborn und bringt nachstehendes vor. „Wie ich aus dem Berichte des Herrn Vorsitzenden entnommen habe, ist der Verein im Besitze eines namhaften Büchervorrathes. Um diese Bücher dem P. T. Publicum bekannt zu machen, wäre es sehr wünschenswerth, ein Verzeichnis mit Angabe der Preise drucken und unter die Mitglieder vertheilen zu lassen, und ich bin überzeugt, daß die Vereinsmitglieder bestrebt sein werden ihr möglichstes beizutragen, um diese lehrreichen und zur allgemeinen Volksbildung viel beitragenden Bücher zum Ankauf bestens zu empfehlen. Ebenso wünschenswerth wäre es, daß dieses Verzeichnis an die Buchhändler Oesterreichs, behufs Aufnahme in ihre Büchercataloge, versendet werde. Ferners wäre es angezeigt, zur Hebung der Vereinsinteressen im Laufe des Jahres, insbesondere in der Winterszeit, öfters populäre Vorträge ohne oder gegen ein mäßiges Entrée abzuhalten, wodurch der Zweck und das Streben des Vereines allgemein bekannt werden würde. Ich muß hiebei betonen, daß solche Vorträge in England Frankreich und Deutschland längst abgehalten werden und dadurch der Bevölkerung Gelegenheit geboten wird, die langen Abende nützlich angenehm und mit wenig Kosten verbunden, zu verbringen".

Schließlich wurde der während der General-Versammlung von dem zu erscheinen dienstlich verhinderten Mitgliede Herrn Ed. Richter zugekommene Vorschlag, in Betreff der Abhaltung von Vorträgen im gleichen Sinne, wie bereits oben erwähnt, durch den Vereins-Präsidenten der General-Versammlung vorgelesen, welche Vorträge im Einverständnisse der General-Versammlung dem Vereins-Ausschusse und der Vereinsdirection zur Berathung überwiesen wurden.

Nach kundgemachter Ergänzungswahl besteht der Vereins-Ausschuß aus nachstehenden Mitgliedern:

Dr. Pichler Franz,
Riefler Alois,
Pfeiffer Egyd,
Don Zubrung Gregor,
Escherich Eduard, Ritter von,
Pollak Jacques,
Döll Eduard,
Pichler Alphons,
Panholzer Johann,
Manussi Ferdinand Karl, Edler von,
Dr. Riefler Franz,
Weitmann V. E.,
Fliedl J. E.,
Dr. Maschke Karl Ludwig,
Schuch Franz Xaver,
Dr. Truxa Hans Maria,
Höllerl Adolph,
Don Markus Hieronymus,
Brzezowsky Rudolph,
Böhm Anton,
Freudhofmeier Alois,
Dr. Proschko Isidor,
Dohnel Franz,
Böhm Joseph,
Don Dossi Gabriel,
Dr. Porzer Joseph,
Dr. Herdegen Karl und
Hummel Ferdinand.

Herr Hostalek Franz, Stationsvorstand der k. k. priv. Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahn in Pascani, Rumänien.
„ Kuttig Zdenko, kais. Rath, Oberingenieur in Wien.
Kathol. Gesellenverein in Steyr.
Herr Schwayer Joseph, Wirthschaftsbesitzer und Bürgermeister in Poysdorf.
„ Wurst Karl, Leiter des I. städt. Waisenhauses in Wien.
„ Nechwathal Mathias, bürgl. Schneidermeister in Wien.
„ Rißner Michael, Secretär der Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien.
„ Worell Stephan, Chefredacteur des „Neuigkeitsblattes“, Ritter des päpstl. Gregor-Ordens, in Wien.
„ Prokesch Anton, Inspector der Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien.
„ Väth Jacob, emer. Gemeinderath und Hausbesitzer in Wien.
„ Liechtenstein Alfred, Prinz, Durchlaucht ꝛc. in Wien.
Frau Hofer Josephine, Privat, in Wien.
Herr Obermayer August, Hofrath und Verkehrsdirector der k. k. österr. Staatsbahnen, in Fünfhaus.
Frau Revertera Maria Theresia, Gräfin, in Wien.
Herr Wittmann Franz, k. k. pens. Regierungsrath in Wien.
„ Berger Gottfried, Architekt und Stadtbaumeister in Wien.
„ Fischer Mathias, Oberbeamter der Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien.
„ Zych Rudolf, stud jur. in Wien.
„ Limbach Heinrich, Director des St. Joseph Spar- und Vorschuß-vereines in Wien.
„ Dr. Herdegen Karl, Bureau-Vorstand der priv. österr.-ungar. Staats-eisenbahngesellschaft in Wien.
Kathol. Gesellenverein in Ischl.
Frau Waldschütz Therese, Privat in Wien.
Herr Kundrat Joseph, k. k. Cabinets-Secretär in Wien.
„ Glaßer Joseph, Hauseigenthümer in Wien.
„ Baumer Alois, Beamter der I. österr. Sparcasse in Wien.
„ Krasa Karl, Pfarrcooperator in Wien.
„ Stadler Johann, Pfarrcooperator in Wien.
„ Heindl Johann, Kunsthändler in Wien.
„ Inngraf Servaz, Oberingenieur der Eisenbahn Wien-Aspang, in Wien.
„ Lipp Franz Xav., Buchhalter in Wien.
„ Rauscher Wilhelm, Rechtsconsulent der Kaiser Ferdinand-Nordbahn, correspondirendes Mitglied der geolog. Reichsanstalt in Wien.
„ Spirmann Wilhelm, Apotheker in Wien.
„ Liechtenstein Alois, Prinz, Durchlaucht ꝛc. in Wien.
„ Madéle Anton, Stadtbaumeister in Wien.

Herr Höflmayr Franz, Privat in Wien.
„ Dumba Nicolaus, Ritter des eisernen Kronen-Ordens III. Classe und Franz Joseph-Ordens ꝛc. ꝛc. in Wien.
„ Windbüchler Franz, Cooperator in Hermannsdorf.
„ Höfelmayer Franz, k. k. Rechnungsrath in Wien.
„ Jopp Franz, k. k. Beamter in Wien.
„ Schöpfleitner Anton, f. e. geistl. Rath, Kirchendirector bei St Ursula in Wien.
„ Forster Benedict, Privatier in Wien.
„ Salm-Reifferscheid Siegfried, Altgraf, Erlaucht, k. k. Kämmerer ꝛc. in Wien.
„ Vittinghofen-Schell, k. k. Kämmerer in Wien.
„ Rubricius Cölestin, General-Inspector der priv. österr.-ung. Staats-eisenbahngesellschaft, Ritter des Franz Joseph-Ordens, in Wien.
„ Schmalzhofer Joseph, Baumeister in Wien.
„ Husnik Hubert, Stationsvorstand der Kaiser Ferdinand-Nordbahn, Besitzer des gold. Verdienstkreuzes mit der Krone, Ritter des russischen St. Annen-Ordens, in Wien.
„ Leitenberger Eduard, Oberinspector der General-Direction der österr. Staatsbahnen in Steyr.
„ Kadeřavek Eugen, Dr., k. k. Professor in Olmüz.
„ Leeb Johann, Kaufmann in Wien.
„ Reisenhofer Urban, Realitätenbesitzer in Wien.
„ Krautsack Anton, Rahmenfabrikant in Wien.
„ Beigl Mathias, städt. Lehrer in Wien.
„ Gruscha Anton, Dr. der Theologie, Bischof von Carrhae in part., apost. Feldvicar der k. k. Armee, Ritter der eisernen Krone III. Classe ꝛc. in Wien.
„ Polak Bernard, Cooperator in Unter-Langendorf.
„ Pamperl Ludw., Registraturs-Beamter des Wiener Magistrates in Wien.
„ Kleindienst Franz, Registraturs-Directions-Adjunct des Wiener Magistrates.

Studien-Bibliothek k. k. in Klagenfurt.

Herr Lamraner Franz, Bürgermeister in St. Oswald.
„ Seilern Karl Max, Graf, k. k. geheim. Rath, Mitglied des Herren-hauses, Excellenz, in Wien.
„ Geitler Robert, Gemeinderath der Stadt Wien, Ritter des Franz Joseph-Ordens ꝛc. in Wien.
„ Palisa Johann, Dr., k. k. Adjunct an der Universitäts-Sternwarte in Währing.

Herr Kaupp Joseph, Bezirksausschuß des II. Bezirkes in Wien.
„ Deisenhammer Eduard, Specerei- und Delicatessenhändler in Wien.
„ Frummel Georg, Ober-Official der Nordbahn, in Sechshaus.
„ Rohner Andreas, erzherzogl. Obersthofmeisteramts-Official in Wien.
„ Benischke Eduard, Ritter v. Dobroslav, Beamter der k. k. Generaldirection der österr. Staatsbahnen, in Fünfhaus.
„ Meidler Patriz, k. k. Gymnasialprofessor in Wien.
„ Vorzak Karl, Verschleißer chem. Producte in Wien.
„ Dalmata Emil v., Ober-Official der Nordbahn in Wien.
„ van der Straß Karl, Ritter v. Hohenstraeten, k. k. Notar in Wien.

Truppen-Spital, k. k., zu Lancut in Galizien.

Herr Giovanelli Ignaz, Baron, k. k. Hofrath und Reichsraths-Abgeordneter in Innsbruck.
„ Rapp Johann, Dr., Advocat und Reichsraths-Abgeordneter in Kaltern, Tirol.
„ Spaur Julius, Graf, Reichsraths-Abgeordneter ꝛc., zu Schloß Valver bei Cles in Tirol.
„ Kathrein Theodor, Dr., Advocat und Reichsraths-Abgeordneter in Hall, Tirol.

Verzeichniß

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der außergewöhnlichen Höhe von 5 fl. oder darüber entrichten:*)

	fl.	kr.
Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchl.	10	—
Bach Alexander, Dr., Freiherr v., Excell.	5	—
Belcredi Richard, Graf, k. k. geh. Rath, Excell.	5	—
Bellegarde Franz, Graf, Excell.	5	—
Columbus Christoph, Freiherr v., k. k. Hofrath	5	—
Czernin Jaromir, Graf, Excell.	5	25
Dornbach, Gemeinde	5	—
Dumba Nicolaus, Ober-Curator der I. österr. Sparcassa, Ritter mehrerer Orden ꝛc.	10	—

*) Siehe oben S. 272 wo die Beiträge solcher, die dem Vereine als Ehrenmitglieder oder gar nicht angehören, ausgewiesen sind.

	fl.	kr.
Dutschka Vincenz, Ritter v., Großhändler	5	—
Falkenhayn Franz, Graf, geh. Rath, Excell.	10	—
Fleischmann Alida, Med. Dr.-Witwe	5	—
Freiberg Rudolf, Ritter v. Freiberg, k. k. Hofrath	5	—
Ganglbauer Cölestin, Cardinal, Fürsterzbischof von Wien, Eminenz	50	—
Garnisons-Spital Nr. 15 in Krakau	10	—
Geitler Robert, Gemeinderath, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Realitätenbesitzer	5	—
Gerl Peter Rudolf, Architekt	5	—
Gruscha Anton, Dr. der Theologie, Bischof von Carrhae in part., Ritter mehrerer Orden, apost. Feldvicar des k. k. Heeres ꝛc.	5	—
Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5	—
Helfert Joseph Alexander, Dr., Freiherr v., Excell.	5	25
Hoffinger Anna, v., Gutsbesitzerin	5	—
Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5	—
Karthaus, Strafanstalts-Direction	6	—
Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchl.	15	—
Knabenseminarium, f. e., in Oberhollabrunn	5	—
Königswarter Moriz, Freiherr v., Banquier	5	25
Kostersitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg	5	—
Liechtenstein Alfred, Prinz, Durchl.	10	—
Liechtenstein Alois, Prinz, Durchl.	5	—
Liechtenstein Johann, souveräner Fürst, Durchl.	50	—
Lorenz M., bürgl. Handelsmann	5	25
Manz Hermann, k. k. Hofbuchhändler, Ritter des Franz Joseph-Ordens	5	—
Manussi Ferdinand Karl, Edler v., kais. Rath	5	—
Mauthner A. J., Ritter v. Markhof, Brauereibesitzer	5	25
Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchl.	10	—
Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister, Fabrikant	5	—
Preysing Karl, Banquier	5	—
Radolin-Radolinsky Joseph Julius Stanislaus, Graf, Kämmerer, Ritter des Malthefer-Ordens	5	—
Ratz Tobias, Bäckermeister	5	—
Reyer Franz, Freiherr v., k. k. Minister-Resident und Herrschaftsbesitzer	10	—
Riepenhausen Franz Ignaz, Redacteur der Warnsdorfer Volkszeitung	5	—

	fl.	kr.
Salm-Reifferscheid Siegfried, Altgraf, Erlaucht, k. k. Kämmerer	5	—
Seiler Johann Caspar, Freiherr v., Hof- und Gerichts-Advocat	5	25
Seilern Karl Max, Graf, geh. Rath, Excell.	5	—
Schwarz-Senborn, k. k. geh. Rath, Excell.	5	—
Skene Alfred sen., Fabriksbesitzer	10	—
Skene August, Ritter v.	5	—
Stift Lilienfeld	5	25
Thun Leo, Graf, Excell., geh. Rath	5	25
Trenk-Tonder Heinrich, Freiherr v.	5	25
Truppen-Spital zu Lancut in Galizien	10	—
Väth Jacob, emer. Gemeinderath, Hausbesitzer	5	—
Vittinghofen-Schell Max, Freiherr v., k. k. Kämmerer	5	—
Weitmann V. E., Guts- und Realitätenbesitzer	5	—
Wetzer Leander, k. k. Oberstlieutenant	5	—
Wiener Eduard, Ritter v. Welten, Banquier	5	—
Wierzbicki Johann, k. k. Senatspräsident am obersten Gerichtshof	5	—
Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, Durchl.	10	—
Windisch-Grätz Valerie, Prinzessin, Durchl.	10	—
Zubrung Gregor, Don, Pfarrer in Mariahilf	5	—

Anhang.

Auszug aus den mit hohem Erlaß des k. k. Ministeriums des Innern genehmigten Vereins-Statuten.

§. 1. Name und Sitz. Der im Jahre 1849 unter dem Titel: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung" gegründete Verein führt von nun an den kürzeren Namen: „Oesterreichischer Volksschriften-Verein" und hat seinen Sitz in Wien.

§. 2. Zweck. Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen.

§. 3. Dem Vereinszwecke gemäß werden daher insbesondere solche Werke und Aufsätze verbreitet, welche geeignet sind:

a) das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden;
b) den Sinn für ein reines einträchtiges Familienleben zu beleben;
c) die Vaterlandsliebe zu wahren und zu fördern, daher insbesondere ein österreichisches Bewußtsein zu wecken und zu nähren;
d) die Anhänglichkeit an Thron und Dynastie, so wie die Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Staates zu kräftigen;
e) überhaupt gemeinnützige Kenntnisse aller Art, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte und der Naturwissenschaften, der Völker- und Länderkunde, der Haus-, Feld- und Gewerbewirthschaft zu fördern.

§. 4. Mittel zur Erreichung des Zweckes. Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.
e) die Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) der Verkehr mit anderen, ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht.

§. 5. Der Verein gibt seinem Wirken die größtmögliche Oeffentlichkeit.

§. 6. Bildung des Vereines. Der Verein besteht aus den Menschenfreunden, welche demselben in einer der nachfolgenden Kategorien als Mitglieder beitreten und seine Zwecke mit Geld- oder anderen Leistungen fördern.

§. 7. Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehrenmitglieder.

§. 8. Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschusses zu unterziehen.

Jeder andere selbstständige, ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Ve[illegible] österreichischen Volksschriften-

Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschusses des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist.

§. 12. Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten.

§. 16. Lesezirkel. Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr mit einander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines, lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen, die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung, dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereins-Direction zurückzustellen.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahresbeiträgen, Auflagen auf die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu.

Inhalt.

Die bisher erschienenen

zehn Jahrgänge des Österreichischen Jahrbuches

enthalten unter andern:

Ackermann J. E., Die Fortschritte unserer Zeit, Betrachtungen; 1883, S. 304—363.
Beckh-Widmannstetter, Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148—176.
Becker M. A., Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105—163.
Böhm Anton, Johann Nep. Waldschütz, eine Lebensskizze; 1886, S. 30—52.
Bowitsch L., Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179—196.
Cerri Cajetan, Bausteine, Fragmentarisches; 1683, S. 254—262.
Domanig Karl, Der Schatzgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben; 1883, S. 263—278.
— Ebbe und Fluth, Gedichte; 1884, S. 241—244.
Franz Emma, Beim Sturm auf Belgrad; 1886, S. 292—310.
Friedland Alma, Reise-Erinnerungen aus Oesterreich; 1886, S. 23—29.
Grienberger Theodor v., Peter Anich, Bauer, Mechaniker, Kartenzeichner; 1886, 275—278.
Haus Maria, Zwei alte geistliche Lieder; 1886, S. 243—246.
Hassaurek Friedrich, Oesterreicher in der Ferne; 1884, S. 245—275.
Helfert, Dr. Freiherr, Die Wiener Freiwilligen im Jahre 1848; 1877, S. 67—104.
— Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.
— Johann B. Ritter v. Hoffinger; 1884, S. 50—147.
— Alois Fischer; 1885, S. 30—206.
— Die confessionale Frage in Oesterreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit; 1883, S. 61—196. 1884, S. 113—220. 1885, S. 301—341. 1886, S. 110—242.
Hoernes, Dr. M., Cultur-Skizzen aus der Herzegowina; 1881, S. 23—49.
Hoffinger, Dr. J. B. v., Haus Oesterreich; 1877, S. 1—9.
Huschak Joseph, Kleinigkeiten; 1885, 212—218.
— Ein- und Ausfälle; 1886, 311—313.
Janko Wilhelm, Die Degen Oesterreichs; 1877, S. 10—66. 1878, S. 61—162. 1879, S. 25—96.
Ilg Dr. A., Die Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund; 1878, S. 8—30.
Just Ferdinand, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg, Ein nied.-österr. Gebirgsort 1663; 1884, S. 232—240.

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien, IV. Hauptstraße 11.





	DATE DUE		

